This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

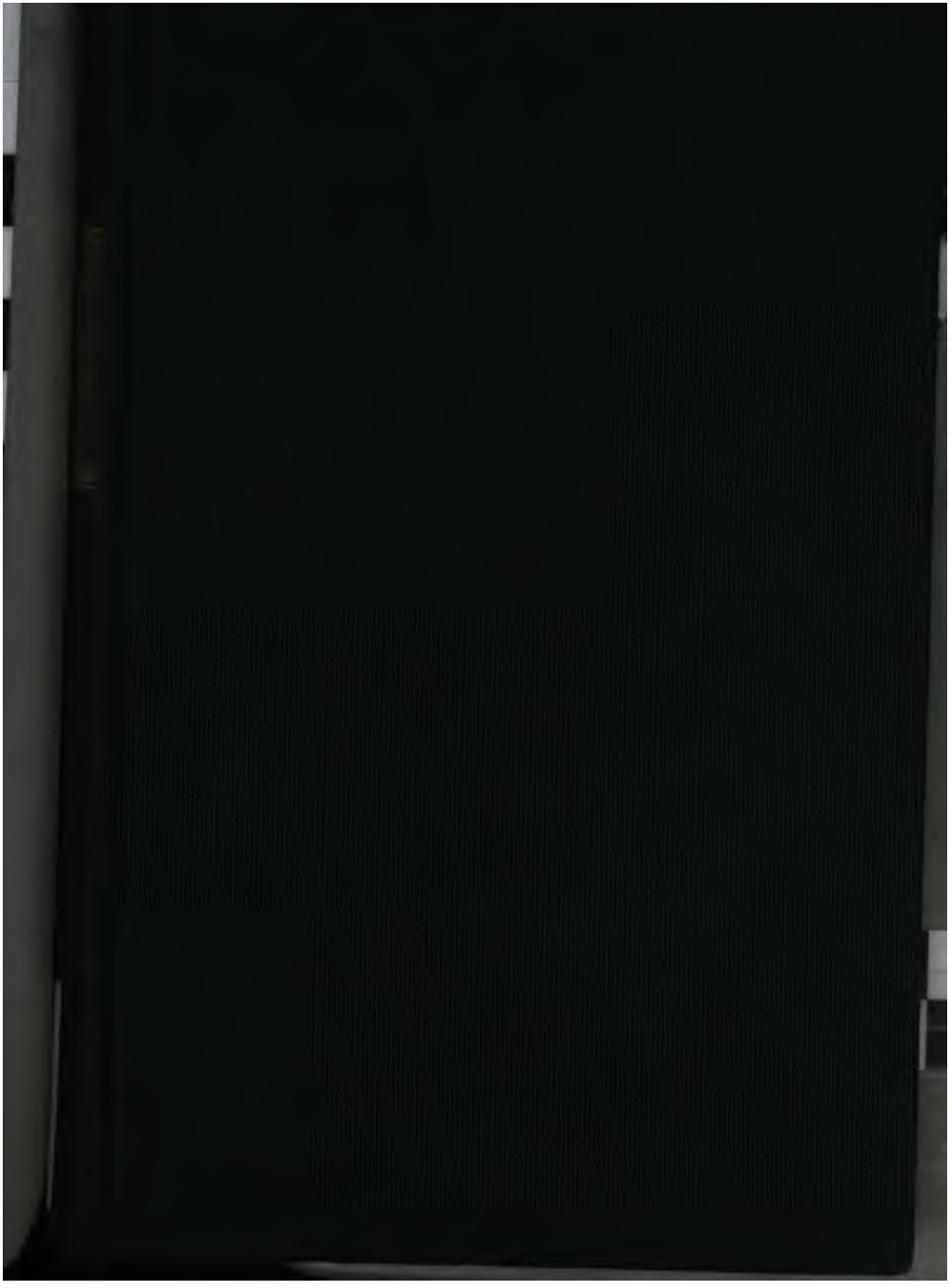
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

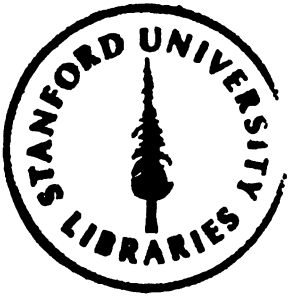
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



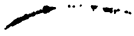
E 434.1

Ex libris

Dr. HEINRICH REISSER



7



Kleine Schriften

zur

Geſchichte und Cultur.

Erſter Band.

Kleine Schriften

zur

Geſchichte und Cultur.

Erſter Band.

Kleine Schriften

zur

Geschichte und Cultur.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1887.

SK

D7
G7
v. 1

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

An den

Grafen Adolf Friedrich von Schack.

Hier ist der erste Band meiner zerstreuten Kleinen Schriften, welche ich unter einer gemeinsamen Kategorie allmälig zu sammeln mich entschlossen habe, mir einbildend, daß manches darunter sei, was auch einen größeren Kreis von Lesern interessiren kann. Indem ich Ihnen dieses Buch übergebe, wechsle ich ein öffentliches Zeugniß der Freundschaft mit Ihnen aus. Wenn nun das meinige minder wertvoll ist, als Ihre schöne Gabe, so weiß ich doch, daß Sie mehr Gewicht auf die Absicht als auf den Gegenstand selber legen werden.

Unsere persönlichen Beziehungen zu einander umfassen bald den ansehnlichen Zeitraum von dreißig Jahren. Denn es war am 31. December 1856, daß ich Sie in Rom kennen lernte, zu derselben Zeit, als auch George Ticknor sich dort aufhielt, Ihr älterer Gefährte auf dem Gebiete der spanischen Literatur.

Seit jenem Tage haben wir, ein jeder in der Richtung, die ihm Natur und Neigung vorgeschrieben, unsere Wege guten Mutes fortgesetzt. Wir konnten einer an des andern innerm Leben warmen Anteil nehmen, weil unser Glaube an die ewigen Ideale des Wahren und Schönen in seinem tiefsten Grunde derselbe ist.

Empfangen Sie daher zu dessen Bestätigung gern diesen Gruß treuer Erinnerung und Freundschaft.

München, 15. November 1886.

Ferdinand Gregorovius.

Inhalt.

Seite

Sardes 1
Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört ? . 49
Mirabilien der Stadt Athen 73
Aus der Landschaft Athens 117
Die Münzen Alberichs, des Fürsten und Senators der Römer 155
Gumppenbergs Bericht vom Sacco di Roma 181
Römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter 265

Sardes.

1882.

In Smyrna hatte ich das Glück, Herrn Uſſing zu treffen, einen namhaften däniſchen Archäologen, welcher viel in Griechenland geforſcht hat. Wir verabredeten eine Fahrt nach Sardes, um die einzigen authentiſchen Urkunden der Geſchichte dieſer altberühmten Hauptſtadt Lydiens kennen zu lernen, und das ſind ihr Local und ihre wenigen Trümmer.

Zu dieſem Zweck empfahl uns Herr Humann, der Pergamener, dem Director der Eiſenbahn Smyrna-Alaſcher, welcher uns dann mit einem Brief an den Chef der Station Sart verſah.

Es iſt eine befremdende Vorſtellung, nach Epheſus oder nach Sardes auf einer Eiſenbahn zu fahren, nach ſo alten, von ſo viel mythiſchem Nimbus umgebenen Orten, daß wir daheim glauben, ſie lägen im Lande der Fabeln, und ſeien nur unter großen Mühen erreichbar. So war es freilich zur Zeit Chandlers und noch lange nach ihm. Wir aber ſind glücklicher, denn die entfernteſten Ziele der Forſchung rücken jetzt in unſere Nähe als Eiſenbahnſtationen.

Eine engliſche Geſellſchaft in Smyrna hat zwei Bahnen gebaut; die eine führt über Epheſus (Ajaſaluk) in

die Talgebiete des Kayſtros und Mäander nach Aïdin, dem alten Tralles; die andere durch das lydiſche Hermosgefilde nach Alaſcher, dem Philadelphia der Seleuciden.

Der Bahnhof für Sardes liegt am Armenierviertel nicht weit von der Karawanenbrücke. Der Zug geht alsbald über den Meles, an deſſen Ufern, wie die Sage der Smyrnäer erzählt, Kretheis den Meleſigenes Homer geboren hat. Der Meles iſt bei Smyrna ein dürftiger und ſchmuziger Bach, die jämmerlichſte Quelle für die Lieder des göttlichen Sängers. Wir fuhren am Golf hin; ſeine Geſtade ſind auf dieſer Seite mit Fruchtgärten, Villen und Ortſchaften bedeckt, unter denen Burnabat ein wahres Paradies zu nennen iſt. Man ahnt hier, was die prachtvolle Smyrna, die Königin Joniens, in ihrer Blüte geweſen iſt, zur Zeit Hadrians und der Sophiſten Polemo und Ariſtides.

Rechts bleibt der Pagus mit dem genueſiſchen Kaſtell auf ſeinem Gipfel, während wir in einer großen Kurve um den Sipylos fahren, der über dem Golf wie eine Vormauer Aſiens gelagert iſt. Seine Formen ſind ſo wild und kühn, ſein Ausſehen iſt ſo ſtarr und ernſt und ſeine Farbe ſo düſter ſchwarz, daß er dem Geiſte der auf ihm lebenden Mythen entſpricht. Alt-Smyrna (Naulochon) lag einſt dort auf den Südabhängen zum Meere gegen Burnabat hin, und der Sipylos war die Wohnung der phrygiſchen Göttermutter, die Scene der Qualen Niobes und der Herrſcherſitz der Tantaliden. Viele Reſte von Felsbauten, auch Tumuli ſtehen dort; Texier hat einen derſelben willkürlich als das Grab des Tantalus bezeichnet; auch den Tron des Pelops, von welchem Pau-

ſanias berichtet, wollte er dort gefunden haben. Die ſipyliſche Mythe hat ſich in die Stammſagen der Atriden verflochten, und Herodot läßt noch den Großkönig Xerxes ſich deſſen erinnern, daß der Phrygier Pelops, ein Knecht ſeiner Vorfahren, die Hellenen unterjocht habe, ſodaß ihr Land bis heute ſeinen Namen trage.

Wir bogen vom Golf in die große Alluvialebene ein, welche das Delta des Hermos iſt, ein ödes, verſchlammtes Strandgelände, das mich an die Jordanwüſte erinnerte. Den Fluß belebten einige Kähne. Weiße Salzhaufen ſtehen wie Tumuli an dem gelben Meergeſtade. Nordwärts von der Hermosmündung wurden am Ende des Golfs die Uferhänge ſichtbar, wo einſt auf der äußerſten Landſpitze Joniens die blühende Phokäa lag, die noch in ihrer Tochter Marſeille fortlebt. Weiter aufwärts lag Kyme, vielleicht die Vaterſtadt Heſiods, die Mutter des italiſchen Kumä. Südwärts würden wir zu den verödeten Stätten anderer Griechenkolonien gelangen, zu Klazomenä, Kolophon, Epheſus, Magneſia am Mäander und Milet.

Die Kulturluft Joniens iſt, trotz der Nationalgeſänge Homers, nicht mehr rein helleniſch, ſondern vom Hauche Aſiens durchdrungen. Auf den geſegnetſten Küſten dieſes das Abendland und Morgenland verbindenden Meeres, auf den fruchtreichen Inſeln, von Rhodus aufwärts zum Hellespont und dem Pontus, hat die helleniſch-aſiatiſche Bildung in zahlloſen Seerepubliken geblüht, während landwärts uralte Reiche lagen, wie Lydien, Myſien und Phrygien, deren Volksſtämme, Sprachen und Geſchichte für uns in Dunkel gehüllt ſind. Dem Druck dieſer Völker

haben die griechiſchen Kolonien lange widerſtanden, bis ſie den Perſern Irans erlagen, doch nur, um unter Alexander, den Seleuciden und den Römern zu neuer Herrlichkeit emporzublühen. Dann hat der Türke hier alles zur Wüſte gemacht.

Die Maſſe des Sipylos entfernt ſich; er flacht ſich rechts zu niedern Höhenzügen ab. Die Landſchaft aber wird wieder reicher an Kultur; Feigenhaine und Gärten verkünden die Nähe eines größeren Orts. Es iſt Menemen, ein wichtiger Stapelplatz für die Warenzüge nach Smyrna, eine wolhabend ausſehende Stadt, mit griechiſcher und mohamedaniſcher Bevölkerung. Bald hinter ihr fährt man in ein enges Bergtal ein, durch deſſen rötliche Trachytmaſſen der zuſammengepreßte Hermos als ein rauſchender Strom gefloſſen kommt. Mit Mühe iſt hier für die Eiſenbahn Raum geſchaffen. Die üppigſte Flora ſchmückt die Ränder des Fluſſes, und die Höhen über ihm beſchatten zum Teil Eichenwälder. Wir fuhren eine halbe Stunde lang durch dieſen Engpaß. Er iſt nicht ſo großartig wie die Klauſen Veronas, aber was dieſe für die Lombardei ſind, das iſt der Hermospaß für Jonien geweſen, das Ausfalltor der Lydier und anderer Völker Aſiens nach den Meergeſtaden.

Als wir aus dem Paß herauskamen, lag eine weite, vom Frühling grünende Ebene vor uns. Rechts ſtand über ihr der Sipylos (Manissa-dagh), links zeigten ſich in der Ferne niedere Bergreihen, die das Hermosgebiet vom Kaikos und den Fluren Pergamons ſcheiden. Die Ebene ſetzt ſich nach Oſt und Nordoſt fort, wo der Phrygios oder Hyllos dem Hermos zufließt. Dieſe herrlichen

Fluren, einst die Kornkammern Lydiens und die Weideplätze der lydischen Rosse, sind heute in weiten Strecken versumpft, aber auch zu Feldern angebaut. Es gibt hier viel Baumwollepflanzungen, viel Oliven- und auch Weinkultur. Die Rebe wird an niederen Rohrstäben aufgezogen.

Dörfer zeigten sich, Lehmhütten, meist mit Giebeldächern von Rohr, einige von roten Ziegeln. Auf einem Wege sahen wir eine Karawane von mehr als siebzig Kamelen einherschreiten, alle hintereinander durch eine Leine verbunden. Wie in Syrien nimmt auch hier die Spitze des Karawanenzuges ein Eselreiter ein. Wir erreichten Manissa, die alte Magnesia am Sipylos, die Vaterstadt des Pausanias. Es ist kein Wunder, daß in diesen Ländern des großen Handelsverkehrs berühmte Geographen, Antiquare und Geschichtschreiber entstanden sind, wie Pausanias, Strabo in dem nahen Tralles, Herodot in Halikarnassos, Ephoros in Kyme und Hekatäos in Milet.

Magnesia war ein Hauptsitz der türkischen Sultane, ehe sie Konstantinopel eroberten, und ist noch jetzt ein volkreicher Ort von etwa 40000 Einwohnern. Ueber Gärten und Cypressenhainen erheben sich hohe, weiße Minarets, grüne Kuppeln, schwarze Häusermassen; das Gewirr der Straßen zieht sich bis in die Schluchten des Sipylos empor, dessen steile Wände 3000 Fuß hoch unmittelbar über der Stadt und ihrem byzantinischen Schloß sich auftürmen.

Der Pascha hielt gerade Musterung über Reiterscharen, die sich auf dem Felde vor der Stadt aufgestellt hatten, und das gab ein kriegerisches Bild in den bunten Far-

den des Orients. Da Magnesia zu jeder Zeit der Schlüssel der Karawanen- und Heerstraße war, welche dem Sipylos vorbei zu den hellenischen Häfen führte, so haben alle Kriegsvölker, so oft sie jene Zugänge ans Meer und ins innere Westasien besitzen wollten, um diesen Paß gekämpft. Die lydischen Herrscher eroberten die Stadt, und hier lagerten Perser, Griechen und Macedonier, die Heere der Seleuciden und die Legionen Roms. Bei Magnesia wurde das Schicksal Asiens entschieden; denn auf dieser Ebene brachen die Scipionen im Jahre 190 die Macht Antiochus des Großen.

Uralte Könige Syriens haben in der Sipylos-landschaft Denkmäler zurückgelassen, nämlich Felsenskulpturen, ähnlich denen am Nahr-el-Kelb bei Beirut und anderen in Phrygien, Lykaonien und Cilicien, welche das Gepräge babylonisch-ägyptischer Kunstform an sich tragen. Herodot bezeichnet zwei in Fels gehauene Reliefs, die er dem Sesostris zuschreibt, auf dem Wege von Ephesus nach Phokäa, und zwischen Sardes und Smyrna. Das eine ist bei Nymphäon an der Straße nach Sardes entdeckt worden, und der Leser findet seine Abbildung bei Texier, „Description de l'Asie mineure" vol. II, pl. 132. Das zweite hat Humann im Jahre 1875 aufgefunden. Beide Bildnisse hat man erst für Denkmäler ägyptischer, dann assyrischer Eroberungen Kleinasiens gehalten und zuletzt dem Volk der Cheta (Hetiter) zugeschrieben, welches lange vor den Assyrern von Cölesyrien aus seine Herrschaft bis an die Meere Kleinasiens ausgedehnt hatte. Dies ist die Ansicht von Sayce, und ihr sind neuere Forscher, wie Fritz Hommel („Die Semiten und ihre Bedeutung

für die Kulturgeſchichte") und Eduard Meyer („Geſchichte des Altertums") gefolgt.

In dem Felsgebirge oberhalb Magneſia, und nicht wie Texier in Alt-Smyrna, haben Stark und andere Reiſende die Stätte der uralten Tantalidenſtadt Sipylos oder Tantalis geſucht. Humann hat daſelbſt eine Akropole mit Spuren von Felſenbauten gefunden und hier den fabelhaften Tron des Pelops zu erkennen geglaubt.

Wenig mehr als eine Stunde von Magneſia entfernt, ſchwebt an einer ſteilen Bergwand das geheimnisvolle Felsgebilde, welches die antike Mater doloroſa darſtellen ſoll, die zu Stein erſtarrte Tantalustochter Niobe. Herr Humann hatte uns den Punkt bezeichnet, wo uns dies Bildnis ſichtbar werden müßte, ſobald wir eine Brücke würden erreicht haben. Denn die Eiſenbahn geht ganz nahe an dem Felſen hin, auf welchem die koloſſale Geſtalt eingemeißelt iſt, in einer Höhe von 300 Fuß. Aber die ehrwürdige Niobe blieb für uns ein unerfaßbares Phantom. Homer hat den Niobeſtein zuerſt erwähnt (Il. XXIV, 602 f.):

Jetzo dort in den Felſen, auf einſam bewanderten Berghöh'n
Sipylons, wo man erzält, daß göttliche Nymphen gelagert
Ausruhn, wenn ſie im Tanz Acheloïs Ufer umhüpften:
Dort, ob zwar ein Geſtein, fühlt jene das Leid von den Göttern.

Pauſanias hat ſich ſo ausgeſprochen (I, 23, 3): „Dieſe Niobe habe ich ſelbſt geſehen, als ich auf das Gebirge Sipylos hinaufſtieg. Sie iſt in der Nähe betrachtet ein abſchüſſiger Fels, der keine Geſtalt einer Frau überhaupt, noch weniger einer trauernden darbietet; wenn

man ſich aber etwas davon entfernt, ſo glaubt man ein weinendes Weib in Trauer zu ſehen.“ Noch neuere Reiſende, wie Prokeſch, haben jenes Felsgebilde für ein Spiel der Natur gehalten, andere aber dieſe Auffaſſung widerlegt. Ein Waſſerquell ſoll über das Haupt der Geſtalt herabrieſeln, ſo daß ihr Antlitz verwaſchen iſt, aber ſie läßt eine 20 Fuß hohe ſitzende Figur erkennen, die in eine Niſche der abgeglätteten Felswand mit roher Kunſt eingemeißelt iſt. Stark hat in ſeinem Werk „Niobe und die Niobiden“ das Abbild davon wiedergegeben, nach Stewart, „Description of some ancient monuments still existing in Lydia and Phrygia“, und er will in dem plumpen Koloß ein Werk älteſter helleniſcher Anſchauung ſehen, das auf der Grenze griechiſcher und kleinaſiatiſcher Kunſtübung ſteht.

Gegenüber dem Niobefelſen hat Dennis im Jahre 1880 in einer Niſche wunderliche Hieroglyphenzeichen entdeckt und dieſe abbildlich mitgeteilt in „Proceedings of the Society of Bibl. Archeology“, Januar 1881. Herr Hommel, dem ich dieſe Mitteilung verdanke, hält dieſe Hieroglyphen für hetitiſch. Wahrſcheinlich birgt der Sipylos noch zahlloſe Urkunden der Vorgeſchichte Kleinaſiens, die noch zu entdecken ſind. Seine wilden Felſenlabyrinthe ſind erſt an den äußerſten Teilen flüchtig durchforſcht und im ganzen noch immer eine terra incognita.

Wenn man die Station Kaſſaba erreicht hat, iſt die lydiſche Ebene breiter geworden, der Sipylos zurückgetreten, und rechts erſcheint die große Gebirgsmaſſe des Tmolos, an deſſen Abhängen das alte Sardes gelegen war. Der Hermos iſt zu unſerer Linken faſt immer ſicht-

bar, zwiſchen niederen Gebüſchen, während die Ebene faſt baumlos iſt. Büffel, Kamele, Pferde und Rinder weideten umher, und viele Störche belebten die Sümpfe des Flußlandes.

Zwiſchen Organlu und Achmedlu, den letzten Stationen vor Sardes, überraſchte uns eine ſeltſame Erſcheinung. Es tauchten vor uns, jenſeits des Fluſſes, viele kegelförmige Hügel auf, offenbar künſtlich geformt, größere und kleinere, alle von Graswuchs grünend, oder, wo dieſer fehlte, gelbe Sandfurchen zeigend. Aus ihnen ragte einer bergähnlich hervor. Dies ſind die Königsgräber von Sardes, wie ſie Strabo bezeichnet hat, die lydiſche Todtenſtadt, von den Türken Bin-Tepe, Tauſend Hügel, genannt.

Wir kamen an einem dieſer Tumuli nahe vorüber, der von jener Nekropole abgetrennt erſchien, und bald ſahen wir Sardes vor uns liegen. Ein kleines Stationshaus, eine Kaffeeſchenke, ein paar Lehmhütten, ein Gebüſch von Pappeln an einem Bach, welcher der goldſandige Paktolos ſein muß. Das iſt ungefähr alles, was heute die weltberühmte Kröſusſtadt vorſtellt und mit dem Namen Sart bezeichnet wird. Magneſia dauert noch als anſehnlicher Ort, auf den Trümmern von Epheſus ſteht noch ein türkiſches Dorf, aber die Hauptſtadt Lydiens iſt vom Erdboden hinweggeſchwunden. Auf ihren öden Feldern weiden Schafe und Kamele, und zwiſchen ſpärlichen Trümmern haben Turkmanenhirten ihre ſchwarzen Zelte aufgeſchlagen.

Der Stationschef, ein junger Engländer, erklärte uns, daß die Fieberluft Sart unbewohnbar mache, weshalb er nur in den Dienſtſtunden hier ſei, zur Nacht aber nach

Kassaba zurückkehre. Er übergab uns seinem Kawassen, einem jungen Turkmanen von der schönsten Athletengestalt, und dieser wies uns ein kleines Zimmer zur Unterkunft an, welches vollkommen nackt und leer war. Wir hatten uns für zwei Tage mit Lebensmitteln versorgt, frühstückten in jenem Raum, nahmen dann einen Führer, der etwas griechisch verstand, und begannen unsre Wanderung erst zum Kybeletempel und dann zur Akropolis.

Das Stationshaus steht noch auf dem Rande der Hermosebene, und diese steigt hier allmälich südwärts zu Bergterrassen auf. Im Hintergrunde ragt der Tmolos, eine mächtige Alpenkette, deren Gipfel leichter Schnee bedeckt; sie ist die Wasserscheide der Flußgebiete des Hermos und des Kaystros. Strabo nennt den „weinreichen" Tmolos ein glückseliges Gebirge, und erzählt, daß die Perser auf ihm einen Sitz von weißem Stein errichtet hatten, um von dort die weiten Gefilde des Kaystros zu übersehen. Die Perser waren demnach Naturfreunde, und vielleicht ist ihr Belvedere auf dem Tmolos ein Seitenstück gewesen zu jenem Tron des Pelops auf dem Sipylos, von dem die Tantaliden ihr Reich betrachten konnten.

Gegen Sardes zu sendet das Gebirge zwei parallele Ausläufer in den Vorgrund, einander auffallend ähnliche Bergpyramiden von seltsam phantastischer Form und Gestalt. Sie strecken scharfe Zacken in die Luft, die in gelben, roten und dunkeln Farben schimmern, und steigen in steilen Wänden ab, während ihre Flanken zum Teil bis zur Kuppe mit Pflanzenwuchs bedeckt sind. Durch den tiefen waldigen Einschnitt zwischen ihnen fließt der Paktolos dem Hermos zu. Der am bizarrsten geformte

Kegel zur Linken, wenn man nach Süden gekehrt ist, hat zwei Spitzen und trägt auf seinem Scheitel die hoch am Himmel schwebenden Reste der sardischen Akropolis. Tief unter ihm und zu seinen Seiten niederwärts lag einst die Stadt über gemauerten Terrassen stufenweise ausgebreitet.

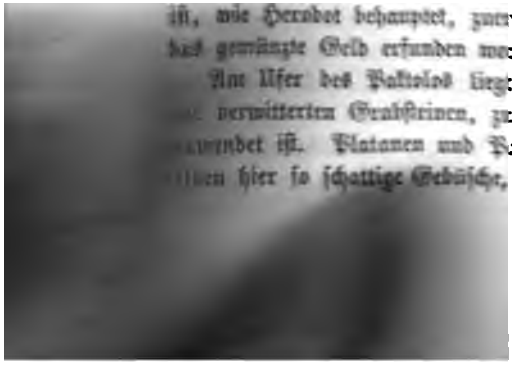
Die nördlichen Abhänge dieser Burghöhe zeigen absinkende öde Gelände, über welche einige Trümmer zerstreut sind. Unterhalb zieht sich eine Karawanenstraße fort, vielleicht ein alter Heerweg, der Ueberrest der Königsstraße von Sardes nach Susa. Wir überschritten ihn, und gelangten auf eine Hochterrasse, wo wir große Trümmer sahen, auf denen viele Störche versammelt waren. Der Storch ist in Sardes, wie in Ephesus, der Ruinenvogel. Er nistet gern auf hochragenden Pfeilern von Wasserleitungen oder anderen Mauern. Auch hier ist er ein Zugvogel. Wood hat in dem Tagebuch seiner langjährigen Ausgrabungen in Ephesus die Ankunft der Störche dort verzeichnet, am Anfange des März, wo sie auch bisweilen schon in Norddeutschland eintreffen. Schliemann sah die ersten Störche in der Ebene Trojas am 17. März erscheinen.

Die genannten Trümmer bestehen aus einer langen Reihe von Gewölben römischer Konstruction, und aus hohen, zum Teil aufrecht stehenden Mauern über einer Basis von Kalksteinquadern. Die Umfassungslinien geben die Anlage eines Stadium zu erkennen. In den Grotten fanden wir Turkmanenfamilien, verwilderte, räuberisch aussehende Menschen.

Unser Führer erwies sich als unbrauchbar. Durch seine Schuld versäumten wir, das hier in der Nähe ge-

legene Theater zu besichtigen, dessen Halbrund in den Felsenhängen sichtbar ist. Die Stufenreihen sind ohne Bekleidung. Prokesch gibt den Durchmesser auf 382, Stark auf 400 Fuß an.

Statt dort hinüber zu gehen, stiegen wir abwärts zu den Trümmern einer Brücke am Paktolos. Der sagenvolle Fluß kommt hier aus der Tmolosschlucht an nackten Felswänden hervor, die sein mit Kieseln bedecktes Bette frei lassen. Er sieht so schwindsüchtig aus, daß es schwer zu glauben ist, er habe mit seinem Goldsande die Könige Lydiens reich gemacht. Zur Zeit Strabos führte er kein Gold, aber wir müssen doch den Alten glauben, die von seinen Goldwäschereien erzählen. Die wahre Quelle der sardischen Reichtümer ist der Bergbau im Tmolos und anderen Gebirgen gewesen. Strabo selbst sagt, daß der Reichtum des Gyges, Alyattes und Krösus aus den Bergen Lydiens und einem Ort zwischen Attarneus und Pergamon herstammte. Die Schätze Lydiens wurden seit Gyges in Hellas sprichwörtlich. Sardes heißt die goldene beim Aeschylus, wie Mykenä und Orchomenos beim Homer. Gebenfalls sind Phrygien und Lydien die ältesten Goldländer Westasiens. Fabel und Geschichte haben das in den Gestalten des Midas und Krösus ausgedrückt. Lydien vor allem war das Eldorado des Altertums, und hier ist, wie Herodot behauptet, zuerst Geld ausgeprägt und das gemünzte Geld erfunden worden.



Am Ufer des Paktolos liegt ein türkischer Friedhof mit verwitterten Grabsteinen, zu denen antiker Marmor verwendet ist. Platanen und Pappeln mit zartem Laube bilden hier so schattige Gebüsche, wie nur immer am Anio

bei Longhezza. Die beiden Uferhänge des Bachs sind kahl und öde. Die schwarzen Filzzelte der Hirten verstärken den Eindruck der Melancholie, und in die starren aber phantastischen Gebilde dieser todtenstillen Landschaft wirft das Tmolosgebirge düsterblaue Schatten.

Wie weit sich die Stadt hier ausgedehnt hat, ist von niemand untersucht worden. Da nach dem Zeugnis des Herodot der Paktolos ihren Markt durchfloß, hat sie sich auch über sein linkes Ufer erstreckt. Wir stießen auf viele Reste von Mauern, offenbar römischen Ursprungs, wie überhaupt die Mehrzahl der sardischen Trümmer römisch und byzantinisch sein muß, denn im Jahre 17 n. Chr. hat eins der furchtbarsten Erdbeben Sardes zerstört, und dann ist unter den Kaisern die Stadt neu aufgebaut worden.

Massenhafte Trümmer liegen am rechten Ufer des Bachs. Wir sahen kolossale Säulenstümpfe aus gebranntem Thon nebeneinander hingestreckt. Der Kern eines mächtigen ionischen Kapitäls ragte halb aus dem Boden hervor. Weiterhin trafen wir eine Gruppe von Lehmhütten. Wütende Schäferhunde stürzten sich uns entgegen und wurden nur mit Mühe von einem großen Neger durch Steinwürfe zur Ruhe gebracht.

Ein Hirtenpfad führte uns jetzt aufwärts zum östlichen Abhange des Berges, wo sich die Südseite der rötlichen Felspyramide über uns darstellte, mit ihren furchtbar schroffen Akropoliswänden. Dieser Bergkegel senkt hier eine mit Gebüschen bedeckte Wurzel ab, und Höhen umstellen ein einsames Tal vom erhabensten Stil und doch zugleich von lieblichster Anmut. Hier ragen im Vordergrunde zwei hohe Säulen mit ionischen Kapitälen macht-

voll und feierlich in die Luft, und rings um sie her liegen andere niedergestürzt und riesige Marmorblöcke unter Blumen und Kraut begraben. Dies sind die einzigen Tempelreste in Sardes, die noch plastische Gestalt haben. Man hält sie für die Trümmer des Tempels der Kybele. Die phrygische Göttin der Erde und der lebendigen Natur, die Göttermutter Rhea oder Magna Mater, wurde zu Pessinus und Kyzikus, auf dem troischen Ida, in Kreta und besonders auch zu Sardes und im Sipylos verehrt. Vielleicht ist Niobe selbst nur eine Form dieser asiatischen Isis.

Wie groß der Ruhm der sardischen Göttin auch bei den Hellenen war, zeigt Sophokles im Philoktet, wo er den Chor sagen läßt:

Bergmutter Erd', Allnährerin, welcher Zeus selbst entspringt,
Die waltet bei Paktolos großem, goldenem Strom.

Das Prädikat „groß" für den Paktolos nötigt freilich ein Lächeln ab.

Ich kannte diese majestätischen Ruinen aus einem Gemälde des in Rom früh verstorbenen Sohnes der berühmten Frau Jerichau-Baumann. Die Wirklichkeit bestätigte mir die Treue des Kunstwerks, aber was ist dieses gegen die große Natur? Erst dies schweigende Theater der Geschichte Lydiens, jetzt als Hirtenwelt in die Barbarei Asiens zurückgesunken; die wunderbaren roten Berggebilde zu beiden Seiten; in der Tiefe der urzeitliche Tmolos mit gigantischen Felsenmassen, deren Farbenspiel von Goldgelb zu Lilatönen und blauschwarzen Schatten übergeht. Dann die beiden lichtgrauen Säulen, die ein-

zigen überlebenden Kunſtgebilde von Sardes, in tragiſcher Verlaſſenheit.

Ein ſchwarzes Hirtenzelt ſtand auf dem grünen Plan; Ziegen umkletterten die Marmortrümmer; das Geläute der Glöckchen am Halſe der weidenden Schafe, das Blöken der Lämmer, und die graſenden Kamele verbreiteten in dieſem einſamen Bergtal die zauberiſche Stimmung einer Ruinenidylle Aſiens.

Nach den Angaben Chandlers und Adlers war dieſer ioniſche Tempel ein Dipteros von acht Säulen in der Fronte; ihr Durchmeſſer beträgt unten zwei Meter. Die Kanneluren ſind nur vorgearbeitet und unvollendet geblieben. Peyſonel ſah im Jahre 1750 noch ſechs Säulen, Chandler 1764 noch fünf aufrecht ſtehen; nur drei fand Cockerell am Anfange unſeres Jahrhunderts, und ſchon im Jahr 1825 ſah Prokeſch nur die zwei noch heute übrig gebliebenen. In eine jede derſelben iſt unten ein tiefes Loch gebohrt, offenbar zum Zweck der Sprengung durch Pulver, was glücklicherweiſe unterblieben iſt. Das Kapitäl der einen Säule iſt infolge einer Erderſchütterung verſchoben. Eine dritte liegt ſo am Boden, daß ihre großen Trommeln übereinander gedrängt ſind, ähnlich manchen Säulentrümmern in Selinunt. Von der Cella iſt nichts mehr erhalten. Im ganzen iſt die Ruinenmaſſe von Architraven, Säulen und Friesſtücken auffallend gering. Man hat ſie als Baumaterial fortgeſchleppt.

Die Ruine liegt in geringer Entfernung vom Paktolos, und Herodot hat die Stelle des ſardiſchen Kybeletempels ausdrücklich ſo angegeben, daß er in der Nähe der an jenem Fluß ausgebreiteten Stadt gelegen war.

Er erzählt (V, 164 f.), daß die gegen die Perſer aufgeſtandenen Jonier von Epheſus her durch das Kayſtrostal vordrangen, den Tmolos überſtiegen und Sardes einnahmen, ohne die Burg, welche Artaphernes behauptete. Sie ſteckten die Stadt in Brand; das Feuer zerſtörte ſie, da ihre aus Backſtein erbauten Häuſer mit Rohr gedeckt waren, und auch der nahe Tempel der Kybele verbrannte. Dies alte Heiligtum iſt demnach im Jahre 499 v. Chr. zerſtört worden. Sein Wiederaufbau konnte kaum vor Alexander dem Großen unternommen werden, und auch da wurde der Tempel nicht vollendet. Ernſt Curtius hält die Untermauerung für das älteſte der in Sardes vorhandenen Werke der Vorzeit; Adler ſchließt aus dem Stil der Ruine auf eine ſpäte helleniſtiſche Zeit. Stark aber ſieht in ihr nicht die Reſte des Kybeleheiligtums, ſondern die des Olympieion, welches Alexander im Bezirk der Burg erbauen ließ.

Wir ſtiegen aufwärts zur Akropolis. Wie die Stadtburg Athens, hängt auch dieſe von Sardes nur durch eine ſüdweſtliche Flanke mit dem unteren Hügellande zuſammen, während die anderen Seiten ſchroff abfallen. Schuttmaſſen haben die Steile dieſes Abhanges gemindert. Wir folgten anfangs einem Hirtenpfade über grüne Flächen und durch dichte Gebüſche von Arbutus, Agnus Caſtus, Oleander und Ilex; dann wurde das Steigen beſchwerlicher. Als wir dem Gipfel nahe waren, ſahen wir über uns auf ſchroffer Spitze ein Kaſtell von zerbröckelten Mauern ſchweben: ein Aornos, welches nur zu ſehen, Schwindel erregt. Man möchte glauben, das ſei nicht eine Burg für Krieger geweſen, ſondern die Wohnung

des fabelhaften Vogels Greif, der hier die Goldschätze des Tmolos gehütet hat. Die Burgmauern stehen auf dem nackten Boden des Berggipfels, welcher nicht Fels ist, sondern Breccia von dunkelroter Erde, fest wie gebrannter Thon. Wir erkletterten mühsam die Spitze, und stiegen durch einen Mauerspalt in die Burg hinein. Ihr innerer Raum ist eine längliche Fläche, das schmale über Abgründen hängende Dach eines Bruchteils des Burgberges, welchen die Elemente zertrümmert haben. Sie grünte von Graswuchs. Nirgends zeigten sich Reste von Bauten außer Unterlagen von Türmen. In der Mitte liegt eine oblonge, aus Ziegeln gemauerte Vertiefung, wahrscheinlich eine Cisterne. Offenbar ist die heutige Gestalt der wild und jäh abgerissenen Burghöhe, und die Verkleinerung ihres Flächenraums die Wirkung von Erdbeben, vielleicht schon von jenem zur Zeit des Tiberius, welches den Sipylos und den Tmolos gespalten hatte.

Die jetzt zerfallenen Burgmauern sind aus kleinen Kalksteinquadern aufgeführt: bei späteren, vielleicht byzantinischen Herstellungen hat man sie aus antiken Fragmenten zusammengeflickt. An manchen Stellen sah ich Säulenstümpfe von jeder Marmorart und Form in Massen, kreuz und quer übereinandergelegt, ganz so tumultuarisch, wie ich das in den Mauern Konstantinopels auf der Propontisseite gesehen habe. Als kostbare Denkmäler der hellenischen Epoche von Sardes sind einige griechische Marmorinschriften in dem Flickwerk der Burgmauer erhalten. Ich schrieb eine am Tor eingemauerte ab. Es ist n. 3470 im Corp. Inscr. graecar. des Böckh, gesetzt einem Provençalen Voconius. Die Ausbeute sardischer

Inſchriften iſt nicht groß; ſie gehören der römiſchen und byzantiniſchen Kaiſerzeit an.

Die Burg von Sardes, auf der unzugänglichen Bergſpitze 900 Fuß hoch gelegen, galt als ſturmfrei, ἄμαχος, wie Herodot ſagt. Weder die Kimmerier, noch die Jonier vermochten ſie zu erſtürmen. Aber auch ſie hatte ihre Achillesferſe, die Stelle nämlich, wo der alte König Meles, den Spruch der telmeſſiſchen Seher vergeſſend, den Zauberlöwen nicht umgetragen hatte. Dort ſind dann die Perſer des Cyrus emporgeſtiegen. Als Alexander am Hermos lagerte, fand er die Burg von einem dreifachen Mauerringe umgeben, und ſo ſturmfrei wie ſie Herodot genannt hatte. Mithrenes, der erſchreckte Vogt des Darius, übergab ſie ihm freiwillig.

Im Bezirk der Burg lag der lydiſche Königspalaſt. Q. Curtius und Arrian erzählen, daß Alexander, aus Freude über die unverhoffte Ergebung der Akropolis, dem olympiſchen Zeus dort einen Tempel errichten wollte; als er nun den paſſenden Ort ausſuchte, ergoß ſich ein Gewitterſturm über den Teil der Burg, wo der alte Königspalaſt geſtanden hatte, und dies als Götterzeichen betrachtend, befahl er, dort den Zeustempel aufzubauen. Die Satrapen Lydiens hatten den Königspalaſt bis auf Alexander ohne Frage zu ihrer Wohnung benutzt. Er dauerte ſogar noch jahrhundertelang weiter fort, denn Vitruvius (II, 8) bemerkt, daß die Sarder (zur Zeit des Auguſtus) den Palaſt des Kröſus als Geruſia gebrauchten, d. h. als Aſyl für greiſe Bürger. Der berühmte römiſche Architekt belehrt uns zugleich, daß dieſer Palaſt in ſeinem Rohbau aus Backſteinmauern aufgeführt war, gleich jenem der

Attaliden in Tralles und anderen großen Gebäuden des Altertums in Asien, Griechenland und Italien.

Wir haben keine Vorstellung mehr von der architektonischen Gestalt jenes Königsschlosses, welches sein märchenhafter Goldreichtum weltberühmt gemacht hat. Keine Reste von ihm, keine Säulen und gemeißelten Friese, keine lydischen Königsgestalten, geflügelte Genien, Sphinxe und Stierkolosse sind hier irgend gesehen worden. Schon die Raumbeschränkung hat auf der sardischen Burghöhe keine jener gewaltigen Anlagen gestattet, wie sie Ninive, Babylon und Ekbatana enthalten haben. Die lydischen Könige häuften Schätze auf, aber sie waren nicht baulustig. Herodot erzählt, daß sie, um die Freundschaft der Griechen zu gewinnen, Tempel bei Milet erbauten und sich auch am Bau des Heiligtums der ephesischen Artemis beteiligten, aber er weiß nichts von großen Werken in Sardes zu erzählen. Wenn noch 50 Jahre nach dem Sturze des Krösus die Hauptstadt Lydiens meist nur aus rohrgedeckten Backsteinhäusern bestand, so kann man daraus schließen, daß sie keine monumentale Stadt gewesen ist. Außer dem Königspalast und dem Tempel der Kybele wird uns kein sardisches Monument genannt. Keine Spur altlydischer Bauform ist überhaupt auf uns gekommen, die Tumuli abgerechnet. Dasselbe gilt von der gesamten Kunst. Keine altertümliche Skulptur noch Malerei, die man lydisch nennen könnte, ist uns bekannt geworden.

Wenn man aus dem Fehlen jeder Kunde und jedes Ueberrestes von plastischen Denkmälern Alt-Lydiens einen Schluß ziehen darf, so hat dieses Volk keinen idealen Kunsttrieb gehabt. Die Griechen Kleinasiens lernten von

den Lydiern manche Geheimnisse der Technik, wie das Weben von Teppichen, das Färben der Gewänder, die Prägung der Goldmünzen. Als lydisch gelten der heutigen Forschung mit Recht oder Unrecht Thongefäße, welche sich in den Nekropolen Phöniziens finden und die Schliemann auch in den Trümmern der fünften vorhistorischen Ansiedlung Ilions gefunden und lydisch genannt hat. Die ausgeraubten Grabmäler bei Sardes haben der kunstgeschichtlichen Forschung bisher kein Material geliefert. Wir wissen daher nichts von der künstlerischen Kultur Lydiens, aber wir zweifeln nicht, daß sie in der historischen Zeit unter dem Einfluß der Griechen stand. Die kostbaren Weihgeschenke, welche die Mermnaden dem Apollo in Delphi und in anderen hellenischen Tempeln darbrachten, waren wol immer Werke griechischer Künstler. So hatte den delphischen Mischkrug des Alyattes Glaukos von Chios gearbeitet.

Wir schritten auf den Graten der Akropolis fort und fanden noch manche Mauerreste, an einer Stelle auch einen gemauerten Kanal, der jetzt abgebrochen über einem Abgrund schwebt. Die Burghöhe ist streckenweise zu Schuttmassen abgestürzt; irgend ein Orkan oder eine Erderschütterung wird hinreichen, um die letzten Trümmer der sardischen Burg in der Tiefe zu begraben.

Auf dieser schwindelsteilen Höhe lag uns zu Füßen die ganze Herrlichkeit Lydiens. Wir übersahen hier die Nordseite des Burgberges mit den absinkenden Terrassen und zerstreuten Ruinen, weiterhin die grünende Flußniederung. [illegible] hat vier zusammenhängende Ebenen um Sardes [illegible], die sardische, die des Cyrus, die vom Hermos

und vom Kayſter. Dieſe Gefilde ſind das alte Homeriſche Mäonien, das Herz Lydiens, die fruchtbarſte Landſchaft Kleinaſiens. Sie geht oſtwärts nach Phrygien über. Jenes blaue Berghaupt dort im Nordoſten iſt der Dindymus, wo das alte Heiligtum der Mater Dindymäa ſtand. Dort entſpringt der Hermos, um durch das verbrannte vulkaniſche Land, die Katakekaumene, in die lydiſche Niederung zu fließen. In mäandriſchen Windungen durchzieht er dieſe. An ſeinem nördlichen Ufer reihen ſich die vielen Tumuli auf, welche der in ſeiner Vorderſeite zerklüftete Alyatteshügel wie eine Pyramide überragt. Hinter den Hügelgräbern glänzt ein blauer Waſſerſpiegel hervor, von Höhenzügen begrenzt; es iſt der ſagenvolle See des Gyges. Weſtwärts hebt der Sipylos ſein nacktes Felſenhaupt empor, der Urſitz der Tantaliden, und fern gegenüber erſcheint der Gebirgszug von Pergamon. Auf der ſüdlichen Seite das dunkle Waldtal des Paktolos mit der Tempelruine und die ſchroffe Bergpyramide, welche der Burghöhe gegenüber liegt, während den majeſtätiſchen Schluß dieſer Scene die ſchneebeſchimmerten Gipfel des Tmolos bilden, in düſterem Purpur ſtrahlend.

Die Akropolis von Sardes iſt das Belvedere für die Betrachtung der Geſchichte Lydiens und der umliegenden Landſchaften. Nach der Mitte des 5. Jahrhunderts ſchrieb ſie Xanthos, ſelbſt ein Lydier. Seine vier Bücher Lydiaka ſind ſpäter von Griechen willkürlich überarbeitet worden, und auch ſo nur in Bruchſtücken auf uns gekommen. Unſere geringen Kenntniſſe der Geſchichte dieſes Binnenreiches Weſtaſiens, welches alle dortigen Reiche an langer Dauer wie an Macht übertroffen hat, verdanken wir,

einige andere abgeleitete Quellen dürftigſter Natur abgerechnet, dem Herodot, der noch Zeitgenoſſe des Xanthos war. Seine wundervollen Geſchichten und Legenden haben uns dies Land mit dem melodiſchen Namen lieben gelehrt, und wenn wir ihn ausſprechen, ſo glauben wir, weichliche Flötentöne zu vernehmen, und die goldſchimmernde Pracht märchenhafter Schätze zu ſehen, die Alkmäon nicht verſchmähte, aber Solon verachtete.

Herodot hat ſeine Nachrichten über Lydien meiſt aus ioniſchen und delphiſchen Quellen, weniger aus dem Lande ſelbſt geſchöpft. Wenn man die Dichtung von der Wahrheit ſcheidet, bleiben in ſeiner anekdotenhaften Erzählung freilich nur wenige geſchichtliche Ereigniſſe und ein fragmentariſches Regiſter von Königsnamen übrig, dem hie und da die Königsliſten des lydiſchen Palaſtes zu Grunde liegen. Keine monumentalen Urkunden noch Sprachdocumente, wie die aſſyriſchen Keilinſchriften, kommen in Lydien der Forſchung zu Hilfe, und die Sprache des Volkes ſelbſt iſt uns unbekannter als die etruskiſche.

Phrygiſche Urvölker, Mäonen genannt, ſaßen hier in der älteſten Zeit. Sie erſcheinen im Verzeichnis der troiſchen Vaſallenfürſten beim Homer, welcher die Lydier nicht mit Namen nennt:

Meſthles ordnete drauf und Antiphos kühne Mäonen,
Beide Pylämenes Söhn' und der Nymph' im Teiche Gygäa,
Die auch mäoniſche Stämme geführt vom Fuße des Tmolos.

Demnach haben einſt die Könige Iliums das Hermosgebiet beherrſcht, nachdem das Reich der Tantaliden vergangen war.

In unbekannter Zeit traten an die Stelle der Mäonen die Lydier. Hyde, die Stadt jener, verſchwand und Sardes erſchien, die Stadt dieſer. Nach Strabo war ſie alt, doch jünger als Troja. Lydos, Sohn des Atys, ein mythiſcher Heros, galt als Stammvater und Eponym des lydiſchen Volks. Joſephus hat ihn mit Lud zuſammengebracht, dem Sohne Sems und Bruder des Elam, Aſſur, Arpachſad und Aram, und lange galten die Lydier als Semiten. Erſt die neueſte Forſchung behauptet, daß ſie, wie alle Urvölker Kleinaſiens, Arier geweſen ſind. Allein der Beweis dafür fehlt, da es keine lydiſchen Sprachdenkmale gibt.

Die Lydier verehrten gleich den anderen Völkern diesſeits des Tauros die große Mutter der Natur (Kybele), für welche auch die Artemis von Epheſus und vom Gygesſee nur eine gräciſirte Form geweſen zu ſein ſcheint; ſodann den Atys und den Sonnengott Sandon, den die Griechen dem Herakles verglichen haben; denn alljährlich fanden in Phönizien und manchen Städten Kleinaſiens Feſte ſtatt zu Ehren der Selbſtverbrennung dieſes Gottes. Mit Omphale, der Sklavin eines lydiſchen Königs, ſoll er den ſardiſchen Stamm der Herakliden erzeugt haben. Nur durch ein helleniſches Medium iſt uns die Kunde von den Kulten der Lydier und anderer Völker Kleinaſiens übermittelt worden.

Die Vorzeit Lydiens iſt dunkel. Nach den Königslisten haben das Land drei Dynaſtien beherrſcht, die ganz fabelhaften Atyaden, die Herakliden und die Mermnaden; 505 Jahre und 22 Könige gibt Herodot der zweiten Dynaſtie, doch ſind von ihr nur wenige Namen überliefert. Aus der Mythe tritt die Geſchichte Lydiens eigentlich erſt

mit den fünf Mermnaden, Gyges, Ardyes, Sadyattes, Alyattes und Krösus.

Das schöne Land wurde unter ihnen ein blühendes Reich. Das Volk war thätig in praktischen Künsten der Industrie und wolhabend durch Binnenhandel. Seine weichlichen Sitten beeinflußten Jonien. Die lydische Flöte wanderte bis nach Sparta. Vielerlei Spiele der Musen galten als Erfindungen Lydiens. Wir wissen nichts von der Einrichtung des Staats, der nur im allgemeinen die Formen der orientalischen Despotie erkennen läßt. Ihr Mittelpunkt war Sardes mit seiner unbezwinglichen Burg. Lydische Volksstämme, wie die Torheber und Asier werden genannt. Adelsgeschlechter zeigen sich, doch nur undeutlich. Von einer bürgerlichen Verfassung ist nicht die Rede.

Ein Reiterheer, wozu die Ebenen die Rosse lieferten, bildete den Kern der Kriegsmacht, und diese wurde durch karische und hellenische Söldner verstärkt. So hat der erste Mermnade Gyges dem König Psammetich gegen die Assyrer karische und griechische Mietstruppen zur Hilfe geschickt. Die lydischen Könige vermochten die Herrschaft Assyriens abzuwerfen, den Völkersturm der Kimmerier vom Pontus zu bestehen und selbst Medien hinter den Halys zurückzuweisen. Dieser Fluß wurde die Ostgrenze ihres Reichs. Die politischen Verbindungen der Mermnaden erstreckten sich bis Aegypten, Babylon und Griechenland. Alyattes dehnte die Macht Lydiens über das ganze westliche Kleinasien bis zum Meer aus; selbst eine Kolonie Adramyttion gründete er in Mysien. Die Troas war lydisch. Schon Gyges begann den Kampf mit den hellenischen Seestädten, welche Lydien vom Meere absperrten.

Elf Jahre lang wurde Milet bekriegt, bis Alyattes mit dieſer unbezwungenen Republik ein Freundſchaftsbündnis ſchloß. Mit Waffengewalt eroberte er Smyrna. Phokäa, Kolophon, Klazomenä und andere Hellenenſtädte unterwarfen ſich, freiwillig oder nicht, ſeiner Oberhoheit. Des Alyattes Sohn Kröſus eroberte Epheſus.

Die Herrſchaft der lydiſchen Könige über die kleinaſiatiſchen Griechen war indes nicht nach Barbarenart; ſie haben dort nichts zerſtört, nicht einmal die Verfaſſungen aufgehoben. Sie ſelbſt waren um die Freundſchaft der Griechen bemüht, und erſcheinen ſogar als Philhellenen. Kröſus ſchenkte viele Säulen zum Bau des Heiligtums der epheſiſchen Artemis, und durch das delphiſche Orakel bewogen, baute Alyattes den Mileſiern zwei Athenatempel. Lydiſches Gold ſchloß ein Bündnis mit der griechiſchen Kultur. Mit ihm gewannen die Mermnaden das Herz Spartas und ſelbſt des pythiſchen Apollo, welcher die Uſurpation des Throns durch Gyges genehmigte.

Religiöſe Kulte, wie des Herakles, der Rhea und Artemis, die Legenden Mäoniens, die Tantalus- und Pelopsſagen vermittelten vielleicht die Bezüge Lydiens zu Hellas. So wenig national abgeſchloſſen, alſo ſo wenig ſemitiſch war die Religion der Lydier, daß ſich ihre Könige Orakel von Delphi und Dodona, von Abä, von den Branchiden bei Milet und vom Ammon Lybiens holten. Die griechiſche Kultur drang in Lydien ein, und würde dieſes Land helleniſirt haben, wenn es fortbeſtanden hätte.

Von den Griechen ſollen die Lydier die Schrift angenommen haben, und ſicherlich war die griechiſche Sprache in Sardes bekannt. In ihr hat 100 Jahre nach dem

Sturze des Krösus Xanthos die Geschichte seines Landes geschrieben. Kein anderes Volk Asiens erscheint weniger barbarisch und dem hellenischen Einflusse zugänglicher als das lydische. Der Palast des Alyattes und Krösus war, wie ein griechischer Tyrannenhof, wie jener von Samos oder Athen, nie leer von hellenischen Gästen. Dichter, Philosophen, Staatsmänner gingen dort aus und ein. Dorthin kam Bias von Priene und auch Solon.

Die Legende von Solon und Krösus ist die Perle in den Büchern Herodots. Sie gehört zu denen, die jeder Mensch von Kindheit auf kennt. Den ewig giltigen Spruch von der Wertschätzung des Menschenglücks und der Menschengröße haben dann die Griechen noch einmal in dem Gegensatz des Diogenes zum Alexander ausgesprochen.

Die Goldsage des Midas und die Tantalusmythe setzen sich in Krösus fort, aber ihn selbst macht sein Sturz weise wie Solon. Er sitzt als ein Salomo neben seinem Bezwinger Cyrus, der ihn bewundert und ehrt. Wenig menschlich Schöneres ist je gedichtet worden, als diese Krösusfabel im Herodot. Als furchtbaren Gegensatz zu ihr hat die Geschichte das Ende des glanzvollen Tyrannen Polykrates hingestellt, welchen die Perser in Magnesia ans Kreuz schlagen. Es ist nicht schwer nachzuweisen, wie unwahrscheinlich die beredsamen Krösusgeschichten samt der Scene des Scheiterhaufens beim Herodot sind, aber die Versöhnung des großmütigen Siegers mit dem Besiegten ist sicher geschichtlich.

Das lydische Reich stürzte im Jahre 546 jählings durch die Kraft des Helden von Iran. Es war so widerstandslos, wie orientalische Reiche zu sein pflegen. Den

Aufstandsversuch des Paktyes nach dem Abzuge des Cyrus abgerechnet, trug das Volk geduldig das Perserjoch. Eine lydische Nation als solche ist überhaupt kaum sichtbar. Sardes war alles, und der eigentliche Stamm der Lydier saß in der dortigen Landschaft. Königsgeschlechter hatten von der hohen Burg herab über Mäonen, Phrygier, Mysier, Lykaonier und die Griechenstädte geherrscht. Ein nationales Bewußtsein gab es dort kaum anderswo, als in den Landschaften vom Tmolos und Kayster zum See des Gyges und zum Temnos. Auch zur Römerzeit war der Verwaltungsbezirk Lydia auf dies Gebiet beschränkt.

Die Feueraltäre Irans flammten jetzt auf der Burg der Mermnaden. Die Perser hatten Sardes geplündert und wol auch zerstört; dann machten sie die Krösusstadt zum Sitz einer Satrapie und zum Ausgangspunkt ihrer Unternehmungen gegen Griechenland. Eine Königsstraße verband sie mit Susa, der Residenz der Großkönige. Da Sardes der Schlüssel zwischen dem Innern Asiens und dem griechischen Meere war, blieb es immer ein wichtiger Ort. Große weltgeschichtliche Ereignisse und Gestalten ziehen hier von Jahrhundert zu Jahrhundert an unserem Blick vorüber.

Von Sardes ist Darius nach den Scythenländern aufgebrochen und dorthin wieder zurückgekehrt. Hierher rief er Histiäos von Milet, welcher den Abbruch der Donaubrücke verhindert hatte. Als sodann die Jonier aufstanden, zerstörten sie Sardes ohne die Burg, und auch damals regte sich kein Nationalgefühl mehr unter den Lydiern. Zum Rachezuge gegen Athen versammelte

Xerxes die Völker Asiens in Sardes. Die persische Regierung hatte das Volk Lydiens entwaffnet und seinem weichlichen Luxus überlassen, aber es stellte Truppen zum Kampf mit Griechenland. Im Katalog der Kriegsvölker des Xerxes führt Aeschylus die Lydier auf:

Auch des weichlichen Stamms in Lydia folgt viel Volk —
Auch Sardes sendet, die goldene, viel
Kriegsscharen, verteilt in die Wagen der Schlacht —
Die vom Tmolosgebirg und den Fluren umher,
Sie bedräun Hellas mit knechtischem Joch.

Lydien war noch ein blühendes Land; es gab Lydier von staunenswürdigem Reichtum, wie Pythias von Kelene, dessen tragische Geschichte Herodot erzählt hat.

In Sardes erschien Xerxes wieder, als Flüchtling von Salamis, und hier erfaßte ihn verbrecherische Leidenschaft zu seiner schönen Schwägerin, der Gemalin des Masistes. Hierher kam auch sein Besieger, der unglückliche Themistokles, jetzt ein Schützling desselben Großkönigs, der ihm die Einkünfte von Magnesia am Mäander geschenkt hatte. Plutarch erzählt, daß der Verbannte im Tempel der Kybele die eherne Figur einer Wasserträgerin wiedersah, die er selbst einst in Athen gestiftet und dann die Perser entführt hatten; daß er es wagte, dies Kunstwerk für die Athener zurückzufordern, und nur mit Not den Zorn des Satrapen Lydiens beschwichtigen konnte.

In Sardes erschien auch Herodot, der reisende Geschichtschreiber, dann Alkibiades, welchen im Jahr 410 der Satrap Tissafernes hier in die Burg gefangen setzte, aus welcher er nach 30 Tagen entsprang. Dann kam

Xenophon, vom Söldnerführer Proxenos in den Dienst des jungen Cyrus gerufen, welcher bei Sardes sein Rebellenheer versammelte.

Fünf Jahre später rief der Held Agesilaos die kleinasiatischen Griechen zur Freiheit auf; am Paktolos schlug er die Perser und zog weiter nach Phrygien, wo die Spartaner selbst seinem kühnen Marsch ein Ziel setzten, da sie ihn zurückriefen, als Lysandros bei Haliartos gefallen war.

Was dem Spartanerkönige nicht vergönnt gewesen, das führte der Macedonier Alexander aus. Nach der Schlacht am Granikus (334) unterwarf sich ihm Kleinasien. Die sardische Akropolis ergab sich; er schenkte den Lydiern die Freiheit, welche sie nicht mehr zu gebrauchen verstanden. Seither verwandelte sich Sardes in eine hellenische Stadt. Macedonische Veteranen siedelten sich am Hermos an, wie ehemals die Hyrkaner seit Cyrus. Lydien wurde ein Zankapfel zwischen den Königen von Pergamon und den Seleuciden Syriens; und schon unter den ersten Kämpfen der Nachfolger Alexanders eroberte Demetrios Poliorketes Sardes und Ephesus. Antiochus der Große belagerte zwei Jahre lang in der sardischen Burg seinen Statthalter Achäos, der sich zum Könige Lydiens aufgeworfen hatte, und er bezwang diesen „sicherſten Ort der Welt", wie Polybios die Akropolis nennt, nur durch schimpflichen Verrat. Sardes wurde sodann der Waffenplatz des Antiochus im Kriege mit den Römern. Diese zertrümmerten seine Macht bei Magnesia, worauf sich jene Stadt ihnen ergab.

Die Römer schenkten ihrem Verbündeten Eumenes Vorderasien, und dann erbten sie selbst das pergamenische

Reich im Jahre 133 von Attalos III. Sie machten daraus die Provinz Asia proconsularis mit der Hauptstadt Ephesus, während Sardes die Metropole des lydischen Gerichtssprengels wurde.

Cassius rief hierher den Brutus, und das Heer proclamirte die Mörder Cäsars als Imperatoren. Von Sardes zogen sie dann fort in ihren Tod, auf dem Felde bei Philippi.

Im Jahre 17 n. Chr. wurde Sardes, mit elf anderen Städten Kleinasiens, durch ein Erdbeben umgestürzt. Da ging die lydisch-helleniſche Gestalt der Stadt zum größten Teile unter. Auch die Akropolis wird zusammengestürzt sein, und die Burghöhe die zerrissene Form erhalten haben, die etwa die heutige ist. Tiberius und seine Nachfolger richteten Sardes wieder auf. Als Hadrian sie besuchte, war sie wieder in einiger Blüte; sie wetteiferte mit Ephesus, den Kaiser Roms durch Festspiele zu ehren. Als neuer Dionysos erscheint Hadrian in einer sardischen Inschrift.

So dauerte die Krösusstadt, als Haupt der lydischen Landschaft unter Römern und Byzantinern fort, bis im Beginne des 14. Jahrhunderts die Türken sich im Hermosgebiet festsetzten. Sie und die Mongolen Timurs zerstörten die letzten Reste helleniſcher Kultur Lydiens, und seit dem 15. Jahrhundert ist Sardes vom Erdboden verschwunden.

Ich blicke zu den Tumuli jenseits des Hermos hin; sie sind die ältesten Monumente der Kultur Lydiens — ich sehe dann die braunen Filzzelte der Hirten, die zwischen den Ruinen von Sardes ihre Herden weiden; sie

ſind die Zeugen des Zuſtandes, in welchen das ſchönſte Land Kleinaſiens heute zurückgeſunken iſt, und das iſt die Barbarei der Nomaden. Werden dieſe Gefilde, wird die herrliche Levante der türkiſchen Paſcharegierung ewig überliefert bleiben?

Dieſe Frage hängt mit anderen zuſammen, welche heute die ägyptiſche, ſyriſche, orientaliſche u. ſ. w. heißen und alle zum Problem „Aſien" aufwachſen. Dies iſt erſichtlich, daß Europa in dem geſchichtlichen Zuge begriffen iſt, den ungeheuern Kulturverluſt wieder herzuſtellen, den es durch die Bildung des mohamedaniſchen Weltreichs erlitten hat.

Die ſtaunenswürdigſte That der Griechen war die Helleniſirung des Orients. Griechiſche Sprache und Kultur herrſchten einſt vom Pontus über ganz Weſtaſien bis zu den Katarakten des Nil. Alle dieſe Länder bildeten das helleniſche Weltreich Alexanders. Die Römer erbten dasſelbe, und die größte That Roms war die Verbindung des Abendlandes mit dem griechiſchen Morgenlande zu einem kosmopolitiſchen Ganzen, wie es die Geſchichte nimmer geſehen hat. Dies blühende Kulturreich brach dann in ſeine beiden Hälften auseinander. Die öſtliche alexandriniſche wurde zuletzt ihrer ganzen geographiſchen Ausdehnung nach von den Arabern und Türken in Beſitz genommen. Auf ihren Trümmern entſtand das mohamedaniſche Weltreich. Was die Perſer des Darius und Xerxes nicht vermocht hatten, das gelang den Türken: ſie eroberten Hellas und drangen in Europa ein.

Um jenes Levantegebiet, den ſchönſten Teil des Orbis

Romanus, ist seither die Machtsphäre des europäischen Kulturgedankens verringert worden.

In den Kreuzzügen versuchte Europa zuerst, den alten Zusammenhang mit dem helleniſtisch-römischen Westasien wieder herzustellen, und diese Versuche setzten sich seit dem Falle Konstantinopels in den langen Türkenkriegen fort. Heute zerbröckelt die mohamedanische Herrschaft, Stück für Stück, und selbst die Zurücknahme Konstantinopels aus der türkischen Gewalt ist nur noch eine Frage der Zeit und der europäischen Politik. Konstantinopel aber ist der Schlüssel für Kleinasien. Wer den Bosporus und den Hellespont besitzt, wird auch das alte pergameniſche Reich bis zum Taurus in Besitz nehmen. Ich hörte von den Träumen solcher, die Kleinasien für die deutsche Koloniſation ausersehen haben. Aber diese Politiker der Zukunft vergessen, daß alle Küsten dieses Landes noch heute, von der Zeit der alten Jonier her, dann seit Alexander, den Seleuciden und Attaliden und seit den Byzantinern helleniſtisch geblieben sind. Sollte nicht das überall neu erstarkende Griechentum hier seine kosmopolitische Wiedergeburt finden?

Wir forderten unseren Führer auf, uns auf einem anderen Wege als wir genommen hatten, den Stadtberg hinabzubringen, und das hatte ein langes, verzweifeltes Umherirren zur Folge, da ein jeder Pfad an den schauerlichsten Abgründen endete. Wir beschlossen zuletzt, erschöpft wie wir waren, den steilen Gipfel der Akropolis nochmals zu erklimmen, von wo wir den Weg zur Tempelruine nicht verfehlen konnten. Hirten halfen uns dazu.

Wir setzten unsere Wanderung auf dem Abhange der Burghöhe ostwärts fort. Hier fanden wir viele Gruppen von Trümmern zerstreut. Nur wer in Sardes bestimmte archäologische Zwecke verfolgt, wird diese gestaltlosen Reste mit lebhaftem Interesse betrachten; ohne dies ermüden sie. Vieles verfehlten und versäumten wir. Im ganzen wurde uns klar, daß Sardes nicht den Reichtum noch bestimmbarer Ruinengruppen darbietet, wie Ephesus. Die topographischen Anhaltspunkte für eine Feststellung des Stadtplans sind hier so wenig ausreichend, daß ein solcher bis heute nicht versucht worden ist.

Die Bauwerke, welche hier Hellenen und Römer errichteten, scheinen nicht das Maß des Gewöhnlichen überstiegen zu haben. Kein alter Schriftsteller hellenistischer Zeit hat sardische Prachtmonumente gerühmt, neben den uns wolbekannten Denkmälern in Pergamon und Smyrna, in Kyzikus oder in Antiochia und Ephesus. Schon Herodot wußte von Sardes nichts Merkwürdiges zu sagen.

Einmal hat Polybius, bei Gelegenheit der Belagerung des Achäos, ein paar topographische Bezeichnungen gemacht; er nennt das persische Tor, das Stadium und den Prion, eine Bodenerhebung, die zwischen der Burg und der ummauerten Stadt eine natürliche Brücke bildete und dem Theater nahe lag. Ausgrabungen würden in Sardes sicherlich lohnend sein und manche verschüttete Kunstschätze und Inschriften ans Licht bringen. Eine schichtweise Ablagerung von Kulturen hat hier stattgefunden. Der prähistorische Urgrund ist zunächst mäonisch, dann altlydisch; darüber lagert die geschichtlich lydische, die persische, die hellenistische, die römische und byzantinische

Stadtanlage. Sardes harrt auf ſeinen Schliemann. Der Spaten eines ſo genialen Schatzgräbers würde vielleicht Urkunden zu Tage fördern, mit denen die Geſchichte Lydiens ſo neu aufgebaut werden könnte wie die der helleniſchen Heroenzeit, oder wie Aſſyriens und Babylons ſeit der Entdeckung ihrer monumentalen Reſte und der beſchriebenen Backſteintafeln.

Wir gelangten an einen ſtarkſtrömenden Bach, welcher auf der Oſtſeite des Stadtgebiets dem Hermos zufließt. Hier ſtehen unter Baumgruppen ein paar Häuſer und eine Mühle, die von einer rieſigen Platane beſchattet wird. In der Nähe liegt ein verwildertes Feld, auf dem ſich Mauern und Pfeiler erheben, Reſte eines mächtigen Gewölbebaues. Man ſchreibt ſie einer chriſtlichen Baſilika zu. Sardes war eine der erſten Kolonien des Chriſtentums in Kleinaſien, eine der ſieben Kirchen neben Epheſus, Smyrna, Pergamon, Thyatira, Philadelphia und Laodicea. Im dritten Kapitel der Offenbarung richtet Johannes eine Dithyrambe an den Genius der Gemeinde von Sardes. Le Quien hat den lückenhaften Katalog ihrer Biſchöfe zuſammengeſtellt; darunter iſt Melito, der berühmte Apologet des Chriſtentums unter den Antoninen. Auf dem Conzil in Epheſus erſcheint der ſardiſche Biſchof Mäonius, der ſeines Namens wegen merkwürdig iſt. Das Bistum dauerte hier bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts fort. Unter den Griechen, welche den Kaiſer Johannes Paläologus zum Unionsconzil nach Ferrara begleiteten, war auch Dionyſius von Sardes. Dann erloſch das Bistum mit Nikolaus, welcher im Jahre 1450 neben anderen byzantiniſchen Biſchöfen die Union der Griechen und La-

teiner auf der Synode in Konſtantinopel als Ketzerei verwarf.

Wir verbrachten eine ſchlafloſe Nacht auf dem Boden des Zimmers im Stationshauſe über notdürftigen Teppichen hingeſtreckt. In der Morgenfrühe ſollte ein Lydier mit Pferden bereit ſein, um uns über den Hermos nach den Tumuli zu bringen. Der Mann erſchien und ſagte uns, daß wir die Pferde an einem Ort am Fluß einzuholen hätten. Wir wanderten nordwärts durch die Niederung, erſt über einen mohamedaniſchen Friedhof, zu deſſen Stelen antike Säulenſtümpfe dienten, dann immer tiefer in das ſumpfige Flußgelände. Pfade waren nicht ſichtbar, aber Scharen weidender Büffel und Kamele. Krösus verlor Schlacht und Reich an Cyrus, weil die lydiſchen Pferde den Geruch der perſiſchen Kamelreiterei nicht ertragen konnten. Sollten wirklich die alten Lydier keinen Gebrauch von Kamelen gemacht haben?

Rittlings trug uns unſer Führer über einige Gräben, und ſo gelangten wir an die Hermosfurt. Der Strom durchfließt hier ſein mehrere hundert Fuß breites Bette in drei Armen, inſelartige Strecken von Kies und Sand bildend. Jenſeits liegt das Dorf Kermes. Wir ſtanden ratlos am Ufer nach der Ortſchaft hinüberrufend. Nun fügte es der Zufall, daß ein Türke auf einem prächtigen weißen Pferde flußentlang geritten kam, und dieſer lieh uns ſein Tier. Wir ſetzten einer nach dem anderen durch die Furt, welche hier ſo ſeicht iſt, daß man ſie durchwaten kann.

Der Schech des Dorfs — auf allen Lehmhütten niſteten Störche — ſchickte nach Pferden und lud uns

ein, unterdes ſeine Gäſte zu ſein. Er ließ unter einem Baum einen Teppich ausbreiten, worauf wir neben ihm Platz nahmen. Verſchleierte Frauen brachten uns ſtumm die Kaffeeſchalen. Unſer Wirt redete, doch wir verſtanden ſeine Sprache nicht; ein ſchöner Greis mit mächtigem Haupt unter dem bunten Turban, und mit grauem, über die Bruſt herabwallendem Bart. Seine würdevolle Art war von jener orientaliſchen Vornehmheit, die uns Europäer immer in Verwunderung ſetzt, obwol ſie nicht aus dem Bewußtſein geiſtiger Hoheit fließen kann, ſondern nur der Ausdruck natürlichen Gleichmaßes in apathiſcher Ruhe iſt. Der Schech vom Hermos würde auf dem Trone des Großkönigs von Perſien eine ſtattliche Erſcheinung geweſen ſein.

Wir ritten nach den Tumuli. Da man uns in Smyrna geſagt hatte, daß Herr Dennis, der dortige engliſche Conſul, gegenwärtig in Sardes ſei, um in der Nekropolis Ausgrabungen zu machen, ſo hofften wir, dieſen verdienten Mann hier anzutreffen.

Die lydiſchen Tumuli zeichnen ſich unter allen Hügelgräbern der antiken Welt dadurch aus, daß ſie eine zuſammenhängende Nekropole von ſtundenweiter Ausdehnung bilden. Strabo nennt ſie Königsgräber, aber ſchwerlich ſind hier nur die Fürſtengeſchlechter Lydiens beſtattet worden. Daß ſie keine Kenotaphien geweſen ſind, wie die berühmten Tumuli in der Troas, welche Schliemann unterſucht hat, haben die Ausgrabungen gelehrt.

Die Türken gaben der lydiſchen Todtenſtadt den Namen „Tauſend-Hügel“, und das ſcheint zu beweiſen, daß ſie eine viel größere Zahl von Kegelgräbern vorfanden, als

heute erhalten ist. Ich habe ihrer einige 60 gezählt, andere zählten 70 bis 80. Sie alle stehen in langen Reihen auf der wellenförmigen Hochfläche zwischen dem See des Gyges und dem Hermos. Sie sind daher meilenweit sichtbar, gleich den Pyramiden bei Gîze und Sakkara, welche gleichfalls auf einer Hochfläche stehen. Von der sardischen Burg wie von den Terrassen der Stadt blickten Könige und Volk auf diese ihnen heiligen Ahnengräber nieder.

Viele sind im Lauf der Zeit verfallen, und so weite Lücken in einem offenbar künstlich geordneten System entstanden. Alle sind grasgrün; in manche hat der Regen sandige Furchen gerissen; andere haben Schatzgräber durchwühlt, und den größten Tumulus hat ein tiefer Spalt bis auf seine Grundlage durchrissen.

Der Anblick dieser künstlichen grünen Kegel in der stillen Wildnis ist ohnegleichen fremdartig und seltsam monoton. Alle sind einander gleichförmig; denn nur Höhe und Umfang geben Merkmale des Unterschiedes. Ein gleiches Geheimnis umschleiert sie. Die Menschengeschlechter, welche diese Grabmäler aufgeschüttet haben, hielten dieselbe Form und dasselbe Princip der Verschwiegenheit durch die Jahrhunderte fest. Nirgends verkündet weder Bildwerk noch Inschrift den Nachruhm der Todten. Wenn man zwischen den Tumuli umherwandelt, hat man freie Wahl, sich unter diesem und jenem ruhend zu denken: Kandaules und sein rachsüchtiges schönes Weib, den kühnen Gyges, Ardyes, Sadyattes, oder den jungen Krösussohn, auf dessen Grabe der unselige Adrastos sich selbst dem Tode weihte.

Im 6. Jahrhundert bezeichnete man manche Tumuli alter lydiſcher Könige mit Namen; denn der Jambograph Hipponax von Epheſus erwähnt neben jenem des Alyattes die Denkmäler des Gyges, des Magaſtrys, Atys und Myrſilos. Die rätſelhafte Nekropole iſt heute das Symbol der Geſchichte Lydiens, denn auch dieſe iſt ſtumm für uns, bis auf einige Namen und Ereigniſſe. Ohne Herodot würden wir nicht einmal den größten der Tumuli als den des Alyattes bezeichnen können, und ſelbſt dieſen hat man ſchon im Altertum mit dem Grabmal verwechſelt, welches Gyges einer geliebten Hetäre errichten ließ: das Denkmal der Bulerin).

Der Tumulus des Alyattes bezeichnet den Endpunkt der ſardiſchen Königsgräber. Denn nach ihm iſt kein lydiſcher Herrſcher mehr am Hermos beſtattet worden; ſein Sohn Kröſus, der letzte König Lydiens, fand ſeinen Tod im perſiſchen Exil. Da nun Form und Bauweiſe der Tumuli im Weſen einander gleich ſind, geben ſie auch kein Zeitmaß ab. Wo die Reihe anfängt, wiſſen wir nicht. Die Form dieſer Erdmäler iſt im allgemeinen die der Heroengräber in der Troas und am Hellespont, wenn ſich auch die lydiſchen Tumuli von jenen durch Maſſenhaftigkeit, durch das feſte Steingefüge der Baſis und die künſtliche Anlage der Grabkammern auszeichnen. Schliemann verſetzt die Heldengräber Ilions, die nur Ehrendenkmäler zu ſein ſcheinen, in das neunte Jahrhundert. Erſt wenn man mehr lydiſche Tumuli unterſucht hat, wird man ſich ein Urteil über ihr mutmaßliches Alter bilden können. Das aber kann in Bezug auf die Grundform ſchon pelasgiſch-mäoniſch ſein.

Schon die Griechen glaubten, daß dieſe Grabform durch die Pelopiden zu den Achäern gebracht worden ſei. Dieſelbe Tumulusform, die ſich über Smyrna und die Troas zum Hellespont und weiter in die Krim und nach dem Peloponnes erſtreckt, findet ſich auch in Etrurien wieder, wo ſie als durchaus lydiſch erſcheint; aber auch der baltiſche Norden hat ſeine primitiven Hügelgräber, die Hünenmale.

Ich habe auf dem Todtenfelde von Memphis kleinere Pyramiden geſehen, welchen Verfall und Zerſtörung durchaus die Form von Erdhügeln zurückgegeben hatten; ich erinnerte mich ihrer unter den lydiſchen Tumuli. Die Pyramiden Aegyptens haben ſich aus demſelben uralten Princip entwickelt, und dieſes iſt die Gruftkammer, über welcher ein hohes Mal errichtet wird, ſei es von Erde oder von Steinquadern.

In Lydien verfuhr man dabei auf folgende Weiſe. Eine Fläche wurde, durchaus wie in Aegypten beim Pyramidenbau, auf dem Erdboden hergerichtet, und auf ihr eine enge, kaum mehr als 2 m hohe Gruftkammer aus Werkſteinen regelrecht aufgebaut. Sie nahm nicht immer den Mittelpunkt des Erdmals ein, denn im Tumulus des Alyattes iſt ſie 50 m vom Centrum abgelegen. Neuere Forſcher ſind der Anſicht, daß der Todte über der Decke der Gruftkammer verbrannt wurde. Jedenfalls wurden dann ſeine Reſte in einem Sarkophag von Stein oder Holz beigeſetzt, oder auf einem ſteinernen Todtenbette niedergelegt. Ein ſchmaler, kurzer Gang, aus Stein gefügt, dem Süden zugekehrt, führte zur Gruftkammer. Man kann ihn dem Dromos der achaiſchen Grabmäler ver-

gleichen; er blieb innerlich in dem Erdmal ſelbſt verborgen. Um den Druck der Erdmaſſe auszuhalten, wurde er mit Erde ausgefüllt. Dies bemerkt Choiſy (Note sur les tombeaux lydiens de Sardes. Rev. Arch. N. S. 32. vol. 1876). Er iſt der Anſicht, daß Gruftkammer und Erdmal gleichzeitig angelegt wurden. Ein Kreis von Steinblöcken bildete bei den vornehmſten Tumuli die gewaltige Unterlage des Erdhügels, und dieſer wurde ſchichtweiſe aufgeſchüttet, aus farbigen Streifen von Thon, Erde und Kieſelſteinen. Eine ähnliche Schichtung fand Schliemann im Tumulus des Achilleus vor. Keine Thüre führte von außen in dieſen geſchloſſenen Erdhügel, deſſen Spitze man mit einem oder mehreren Denkſteinen in Kegel- und Säulenform krönte. Grenzſteine (οὖροι) nennt ſie Herodot.

Das lydiſche Grabmal iſt trotz ſeiner Mächtigkeit ſehr einfach und primitiv; es ſteht unter der kunſtvollen Weiſe der reich geſchmückten Tumuli Etruriens, wie der berühmten Kuppelgräber in Mykenä, Böotien und Attika. Herodot, welcher durch die Größe des Grabmals des Alyattes mit Recht in Erſtaunen geſetzt wurde, hat auch nur dieſe Maſſe bewundert, und es erging ihm hier wie dem Pauſanias, der die Mauern von Tiryns mit den Pyramiden Aegyptens zu vergleichen wagte.

Zur Zeit Herodots muß die lydiſche Nekropolis vollkommen unberührt geweſen ſein, und eine gewaltige Wirkung gemacht haben. Deshalb iſt es ſehr auffallend, daß der ſorgſam beobachtende Geſchichtſchreiber dieſer Todtenſtadt mit keinem Worte gedenkt, ſondern nur den größten Tumulus beſchreibt. „Das lydiſche Land", ſo ſagt er, „bietet

nicht viel Merkwürdiges dar, außer dem vom Tmolos herabſtrömenden Goldſande, aber es beſitzt ein Werk, welches nächſt denen der Aegypter und Babylonier als das weit größte daſteht, das iſt das Grabmal des Alyattes. Sein Sockel iſt von gewaltigen Steinen, alles übrige Erdaufſchüttung. Die Ackerbauern, die Handwerker und die Freudenmädchen haben es aufgerichtet. Noch zu meiner Zeit ſtanden auf ſeiner Spitze fünf Denkſteine, auf denen geſchrieben war, was jede der genannten Klaſſen gethan hatte, und die Meſſung ergab, daß der größte Anteil den Hetären angehörte. Der Umfang des Hügels beträgt 6 Stadien und 2 Plethra, die Breite 13 Plethra. Nicht weit vom Grabmal liegt ein großer See, welcher, wie die Lydier behaupten, ſtets fließend iſt. Er heißt der Gygäiſche See."

Die Maße Herodots (3400 Fuß) entſprechen ungefähr denen des heute größten Tumulus, welche Prokeſch auf 3444 Fuß und Spiegelthal auf 1055,626 m angegeben haben. Dieſer ehemalige Conſul Preußens in Smyrna iſt der erſte Forſcher geweſen, der überhaupt in der Nekropole von Sardes Ausgrabungen gemacht hat. Im Jahre 1853 eröffnete er den Tumulus des Alyattes, und ſeinen Bericht mit Plänen und Aufriſſen hat Olfers in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften (1858) mitgeteilt. Spiegelthal trieb einen Schacht in den Erdhügel und fand die Gruftkammer ausgeraubt und leer. Nach ſeiner Anſicht haben ganze Dorfſchaften der Umgegend in dieſen Tumuli nach dem Golde der lydiſchen Könige gewühlt. Die Gruftkammer iſt aus behauenen Marmorquadern aufgeführt, die meiſt mit Schwalben-

ſchwänzen von Blei befeſtigt ſind. Die inneren Wände ſind mit glatt polirtem weißem Marmor bekleidet und ganz ſchmucklos. Die nach Sardes gerichtete Thüre beſteht aus rauhen Marmorplatten, und zu ihr leitet ein mit Steinblöcken ausgeſetzter Gang, 2,43 m breit, während rohe Steine eine Treppe bildeten.

Den Boden der Gruftkammer fand Spiegelthal mit Aſche, Kohlen, Scherben von Vaſen und von Alabaſterurnen beſtreut; in einigen Handknochen wollte er ſogar die Reſte der Hand des Alyattes gefunden haben. Vom Sarkophag war keine Spur vorhanden. Von den fünf Stelen, welche noch zur Zeit Herodots auf der Spitze des Tumulus ſtanden, iſt noch einer dort übrig, halb in die Erde verſenkt, und ganz verwittert. Er hat die Geſtalt einer Kugel mit einer Baſis, ohne Spur einer Inſchrift, und widerſpricht daher der Meinung des Prokeſch, daß jene Denkſäulen Phallen geweſen ſeien. Ein zweiter Denkſtein iſt in der Nähe des Tumulus gefunden worden. Obwol man auf keinem anderen dergleichen geſehen hat, können ſie doch nicht gefehlt haben, da die Aufrichtung von Stelen über dem Hügelgrabe eine typiſche Kultusform war, und daran erinnern noch die Kegelaufſätze am ſogenannten Grabmal der Horatier und Curiatier bei Albano, und die etruriſchen Tumuli, wie die Cucumella in Vulci.

Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß der von Spiegelthal geöffnete Tumulus jener des Alyattes beim Herodot iſt. Aber die Beſchreibung des alten Geſchichtſchreibers iſt ſehr flüchtig, und die Schriftangabe auf den Stelen ſteht nach einer im Volk umlaufenden Anekdote aus. Die

Schrift mußte lydiſche Worte enthalten haben; wenn ſie nun Herodot wirklich geſehen hat, ſo hat er ſie doch nicht verſtehen können. Er verſetzt den Tumulus in die Nähe des Sees, während er eine halbe Stunde davon entfernt iſt. Man könnte daher, wie Spiegelthal, verſucht ſein, aus dieſen Angaben und dem Stillſchweigen Herodots über die anderen Tumuli zu ſchließen, daß er nicht an Ort und Stelle geweſen iſt. Aber das iſt denn doch nicht anzunehmen.

Grüner Pflanzenwuchs bedeckt auch den Erdhügel des Alyattes faſt überall, mit Ausnahme von Regenfurchen und eines klaffenden Spalts, der, 32 m tief, bis zu ſeiner Baſis hinabreicht und gerade der Akropolis zugekehrt iſt. Der Umfang und die Höhe von 69,12 m laſſen ihn in der That bergähnlich erſcheinen. Ein mit Gras überwachſener Damm, welcher gegen ihn hinführt, diente wahrſcheinlich zur Herbeiſchaffung der Werkſteine, deren Brüche in der Nähe entdeckt worden ſind.

Das Innere des Erdhügels iſt jetzt nur ſchwer zugänglich. Wir machten keinen Verſuch, einzudringen, ſondern beſtiegen einen mittleren Tumulus und ſahen von dort vor uns den See des Gyges, etwa eine halbe Stunde entfernt. Sein Becken erſcheint keineswegs groß, obwol es einige Stunden im Umfange hat; im Sommer trocknet er ein, und auch jetzt, im April, war er halb verſumpft. Schilf umkränzt ihn; es iſt jenes heilige Schilfrohr, welches die Lydier zu Meiſtern im Flötenſpiel gemacht hat. Am Ufer des Sees ſtand einſt der berühmte Tempel der Artemis Gygäa oder Kolöne, ein uraltes Heiligtum, deſſen Stelle aufgefunden worden iſt. Strabo ſpricht von der

großen Heiligkeit dieſes Tempels und von dem fabelhaften Schilftanze bei den Artemisfeſten.

Schon Homer hat den See als Wiege der mäoniſchen Könige gefeiert, und auch im lydiſchen Cultus beſaß er eine religiöſe Weihe, weil gerade ſein Bezirk zur Nekropolis ausgewählt war.

In einem geöffneten Tumulus fanden wir einen 132 cm hohen Eingang aus Steinblöcken, über welchen ein ſteinerner Thorbalken lag. Der Schlußſtein war abgehoben. Aus einem ſchmalen Gange traten wir durch ihn in die oblonge Gruftkammer, deren nach der flachen Steindecke geneigte Wände mit genau zuſammengefügten Kalkſteinplatten belegt waren. Die Kammer war 168 cm lang und 185 cm hoch. Ein viereckiger Steinſarkophag ſtand in ihr hart an der Wand, mit einem Deckel geſchloſſen, ohne Bildwerk noch Schriftzeichen.

In einem anderen Tumulus, welchen Herr Dennis eben geöffnet hatte, fanden wir einen 116 cm hohen und 82 cm breiten Eingang, aus welchem der Gang in die Gruftkammer führte. In ihr befand ſich kein Sarkophag, ſondern ein 206 cm langes und 84 cm breites Todtenbett von Stein, eine Platte mit elliptiſch abgerundeten Enden, und auf ihr lagen Reſte von Aſche und Knochen. Choiſy hat im Jahre 1875 in einem der Tumuli ein marmornes Todtenbett mit zierlicher Decoration geſehen, und davon eine Abbildung gegeben. Dieſelben Steinbahren finden ſich auch in den Nekropolen Etruriens — eine beſonders ſchöne aus Cäre bewahrt das Louvre.

In der Nähe jenes Hügelgrabes ſtanden friſch errichtete Hütten und Zelte; hier war der Sitz des Herrn

Dennis. Aber zu unſerer Betrübnis fanden wir ihn ſelbſt nicht anweſend, da er nach Smyrna zurückgekehrt war. Nur ſeine Kawaſſen dienten uns als Führer. Seit Spiegelthal iſt nur in den ſiebziger Jahren wieder, aber flüchtig, in der Nekropole gegraben worden. Alle größeren und mittleren Tumuli und viele kleinere ſind im Lauf der Zeit nach Schätzen durchwühlt worden, aber viele noch unberührt. Sie bieten daher der Forſchung noch ein weites Feld dar. Ob Herr Dennis ſeine Ausgrabungen fortgeſetzt und welchen Erfolg er gehabt hat, iſt mir nicht bekannt geworden. Im Jahre 1849 veröffentlichte er ſein bekanntes Werk „The cities and cemeteries of Etruria"; er befindet ſich alſo zu Sardes auf einem ihm bereits heimiſchen Boden, da die Koloniſirung Etruriens durch Lydier in vorhiſtoriſcher Zeit unzweifelhaft erſcheint. Denn das Zeugnis des Herodot wird auch durch die lydiſche Tumulusform beſtätigt, welche in den etruriſchen Nekropolen, vor allem in jenen bei Vulci zur Anwendung gekommen iſt.

Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört?

1886.

In der Geſchichte Altgriechenlands ſind die gothiſchen Völker mehr als einmal verheerend aufgetreten, und es läßt ſich nicht leugnen, daß ſie dort mit Feuer und Schwert dem Chriſtentum Bahn gemacht und den Hellenismus, wenigſtens von außen, ſtark erſchüttert haben. Schon die Gothen vom Pontus Euxinus her verwüſteten, unter der Regierung des Kaiſers Gallienus, nicht nur die Küſtenſtriche, ſondern auch den inneren Peloponnes. Damals wurden Korinth, Argos, Sparta und Tegea durch die Barbaren erobert, und ſelbſt Athen erlebte eine ſchonungsloſe Plünderung, wenn auch keine Zerſtörung der Monumente durch jene Heruler, von welchen dann der Geſchichtſchreiber Dexippos ſeine Vaterſtadt wieder zu befreien vermochte, der letzte Held, der in der Stadt des Themiſtokles ſichtbar geworden iſt, und ihr letzter Xenophon.

Hundert und achtundzwanzig Jahre ſpäter, im Jahre 395, fand der Einbruch Alarichs in Griechenland ſtatt. Er war kein ſo vorübergehender Raubzug, wie jene früheren, denn die Weſtgothen überzogen ganz Hellas vom Olymp bis in das Herz Achajas, und dort hauſten ſie ein Jahr lang. Sodann konnte Alarich, nachdem ihn der zur Rettung Griechenlands herbeigeeilte Stilicho ge-

zwungen hatte, nach dem Norden abzuziehen, als kaiserlicher Befehlshaber der Präfectur Illyricum, wozu Achaja gehörte, noch einige Jahre hindurch in denselben von ihm verwüsteten Provinzen als Gebieter schalten.

Die westgothische Verheerung des bisher friedlichen, von Wolstand blühenden griechischen Festlandes muß daher gründlich genug gewesen sein. Zosimus sagt, daß ganz Böotien, und so viele hellenische Landschaften die Barbaren durchzogen hatten, darniederlagen, und daß noch zu seiner Zeit (in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts) die Spuren ihrer Verwüstung zu sehen waren.[1]

Man hat daher den Zusammenbruch der antiken griechischen Welt von der Invasion Alarichs hergeleitet, und diesen Westgothen als den Verbündeten des Christentums bei dem grausen Werk der Vernichtung der hellenischen Kultur betrachtet. Fallmerayer, von dieser historischen Classe her unser Collega höchst ruhmvollen Andenkens, hat sich so ausgedrückt: „überhaupt zählt man drei Begebenheiten, welche der hellenischen Nation tödtliche Wunden schlugen: die Niederlage bei Chäronea durch König Philipp von Macedonien; die Zerstörung von Korinth durch Mummius, und die Vertilgung der Nationalgötter durch Alarich.“[2]

Die kühne Behauptung des gelehrten Schöpfers einer neuen Doctrin von der Ethnographie Griechenlands im

---

[1] Καὶ ἡ μὲν Βοιωτία πᾶσα, καὶ ὅσα μετὰ τὴν ἀπὸ Θερμοπυλῶν εἴσοδον, Ἑλληνικὰ ἔθνη διῆλθον οἱ βάρβαροι, ἕκειντο τὴν ἐξ ἐκείνου μέχρι τοῦ νῦν καταστροφὴν διδόντα ὁρᾶν. V, 5, 252 ed. Bonn.

[2] Gesch. der Halbinsel Morea I, 136.

Mittelalter, daß nämlich Alarich die Nationalgötter der Hellenen vertilgt habe, hat zu ihrer Zeit einen so tiefen Eindruck gemacht, daß sie in andere Geschichtsbücher übergegangen ist. Sogar ein so selbständiger und zugleich nüchterner Forscher, wie Karl Hopf, der unsere Kenntniß vom mittelalterlichen Griechenland erst urkundlich begründet hat, wiederholte einfach den Spruch Fallmerayers, indem er erklärte: „Schon Alarichs Horden hatten die Nationalgötter der Hellenen zerstört.“ [1]

Dies Wort, so zuversichtlich und zugleich so dunkel wie es ist, klingt freilich großartig genug. Aber ist es auch wahr? Was überhaupt hat Fallmerayer damit gemeint? Etwa, daß erst Alarich den antiken Götterglauben Griechenlands ausgelöscht habe? Das ist doch wol unmöglich. Denn keine noch so mörderische Invasion eines noch so gewaltigen Eroberers hat irgend wann und wo eine alte große Nationalreligion zu vernichten vermocht. Nur ein langer Prozeß der Zeit hat dies vollbringen können. Als Alarich sein aus Gothen und Skythen gemischtes wildes Kriegsvolk durch die Thermopylen nach Hellas führte, hatte sich hier die Auflösung des Heidentums im großen und ganzen bereits vollzogen. Der Verfall des nationalen Staats, der antiken Philosophie, Wissenschaft und Kunst, das Hinschwinden aller hellenischen Ideale, die siegreiche Macht des großgewordenen Christentums, endlich die wiederholten Edicte und Staats-

[1] Griechenland im Mittelalter, Separatausgabe aus der A. E. d. Wiss. u. Künste von Ersch und Gruber, Brockhaus 1870, VI, 85.

geſetze des Reichs hatten ſchon ſeit langem die Fortdauer der olympiſchen Götter erſchüttert, oder dieſe ſchon hie und da zu Falle gebracht, oder ſie in ihre verſchloſſenen Tempel gebannt. Die öffentlichen Opfer und Umzüge der Heiden, ſelbſt die Feſtſpiele waren durch kaiſerliche Decrete unterdrückt.

Ich glaube daher nicht, daß Fallmerayer den Umſturz der helleniſchen Nationalkulte einem einzelnen Barbarenhäuptling im Ernſt hat zuſchreiben wollen, vielmehr nehme ich an, daß er im Sinne hatte, von den Weſtgothen das zu ſagen, was Aeſchylus den zürnenden Schatten des Dareios von den Perſern ſagen läßt:

Die, nach Hellas dringend, nicht ſich ſcheuten, Götterbilder
Auszuplündern, und die Tempel zu verbrennen;
Die Altäre zu vernichten, Sitze ew'ger Götter
Gottlos einzureißen und von Grund aus umzuſtürzen.[1]

Allein mit der Vorſtellung von zertrümmerten Kultbildern und Tempeln ſcheint ſich doch bei Fallmerayer dieſe andere verbunden zu haben, daß erſt durch den gothiſchen Vandalismus dem antiken Götterdienſt der Hellenen, welcher eben an jene Heiligtümer gebunden war, ein jähes Ende gemacht worden ſei. Ob dies richtig ſei, will ich hier unterſuchen.

Nach der Anſicht Fallmerayers haben die Horden Alarichs die Vernichtung des Hellenismus mit Bewußt-

[1] οἳ γῆν μολόντες Ἑλλάδ' οὐ θεῶν βρέτη
ἥδοῦντο συλᾶν οὐδὲ πιμπράναι νεώς·
βωμοὶ δ' ἄιστοι, δαιμόνων ἱδρύματα
πρόρριζα φύρδην ἐξανέστραπται βάθρων. Persae, v. 800 f.

sein vollzogen, entweder aus eigenem, freilich rätselhaftem Haß gegen das schöne Heidentum, oder als Werkzeuge des christlichen Fanatismus jener Männer in „grauen Kutten", welche nach einer Bemerkung des Zeitgenossen Eunapius den Barbarenkönig bei seinem Einbruch durch die Thermopylen begleiteten. Fallmerayer nun stellt sich die Gothen noch ganz so vor, wie sie der Phantasie der italienischen Geschichtschreiber in der Renaissance erschienen waren, nämlich als Unmenschen, die mit einer eigenartigen dämonischen Wut, antike Denkmäler zu zerstören, ausgerüstet sind. Diese Barbaren morden, rauben und plündern freilich, und sie gehen ihren brutalen Lüsten nach, aber sie haben zugleich so viel Kraft und Zeit übrig, riesige Steingefüge von Tempeln oder gar pelasgische Mauern alter Stadtburgen mit unsäglicher Mühe auseinanderzubrechen. „Demnach", so sagt Fallmerayer, „hat Alarich, von einer unbegreiflichen Wut fortgerissen, auch das Mauerwerk, besonders von Citadellen, Ringmauern, solide Tempelwände womöglich aus den Fundamenten herausreißen und zermalmen lassen."[1] Wenn Sulla die langen Mauern Athens von seinen Legionen umstürzen ließ, so that er das, weil er diese Stadt für immer wehrlos machen wollte. Welche Zwecke aber konnte der Barbarenkönig bei der ungeheuern Zerstörung von Citadellen und Ringmauern in Griechenland vor Augen haben? Hatten seine Gothen ein solches Zerstörungswerk, und zwar nicht nur in einem einzelnen Falle, sondern wieder-

[1] I, 130. Es ist durchaus das Aeschyleische: πρόρριζα φύρδην ἐξανέστραπται βάθρων.

holt und im ganzen Hellas, auszuführen, so war das für sie eine Aufgabe, so schwer wie langwierig in einer Zeit, wo es weder Pulver noch Dynamit gegeben hat.

Das stärkste und sicherlich auch das bequemste Zerstörungsmittel der Barbaren war nicht ihre Streitaxt oder das Brecheisen, sondern das Feuer, und mit diesem werden sich die Gothen im allgemeinen begnügt haben. Wenn die Franzosen, als sie das Heidelberger Schloß und den Kreml in Moskau zerstörten, nicht in dem Besitze des Pulvers gewesen wären, so würden jene Bauwerke wol nur die Beschädigung durch Feuer erlitten haben.

Kein Geschichtschreiber hat die von Alarich in Griechenland zerstörten Städte aufgezählt. Da nicht wenige alte Orte hier am Ende des 4. Jahrhunderts bereits in Ruinen lagen oder ganz verschwunden waren, so konnten die Westgothen nicht mehr so viele Städte vernichten, als die Römer bei ihrer ersten Eroberung Griechenlands, als z. B. Aemilius Paulus, welcher mit einem Mal nur in Epirus 70 Städte zertrümmert und 150000 Menschen zu Sclaven gemacht hatte.

Der einzige Gewährsmann in Bezug auf die westgothische Verheerung Griechenlands ist für uns Zosimus, da das von ihm benutzte Geschichtswerk des Eunapius, welcher Zeitgenosse der gothischen Katastrophe gewesen war, leider verloren gegangen ist. Zosimus nun nennt mit Namen ein paar von den Barbaren eroberte Städte; er weiß aber nichts davon, daß Alarich Lacedämon, wie Fallmerayer behauptet, „von Grund aus umgekehrt" habe. Er bemerkt nur, daß diese Stadt, gleich Megara, Korinth

und Argos und gleich anderen von ihm nicht genannten, „mit Gewalt" erstürmt wurde und das allgemeine Los des „gefangenen" Griechenlands erlitten habe.[1] Das Los der Griechen war Ermordung, Plünderung, Sclaverei.

Städte, welche Widerstand leisteten, erfuhren gewiß die schonungslose Wut des Eroberers, und der Dichter Claudianus, der Zeitgenosse dieser Ereignisse, kann immerhin das Bild des brennenden Korinths, von dessen Flamme beide Meere dampften, der Wirklichkeit entlehnt haben.[2]

In den verbrannten Städten mußten auch Tempel, Götterbilder und andere Kunstschätze ihren Untergang finden. Das Zerstörungswerk der Kaiser und der Christen überhaupt wurde ohne Zweifel von den Barbaren auch auf einigen berühmten Cultusstätten Griechenlands aus Rohheit und Mutwillen fortgesetzt. Indeß alle diese alten,

---

[1] Zosimus a. a. O. S. 254: εὐθέως οὖν ἡ Κόρινθος πρώτη κατὰ κράτος ἡλίσκετο καὶ τὰ πρόσοικα ταύτῃ πολίχνια καὶ ἐπὶ ταύτῃ τὸ Ἄργος, καὶ ὅσα ἦν αὐτῆς τε καὶ Λακεδαίμονος ἐν μέσῳ χωρία· καὶ αὐτὴ δὲ ἡ Σπάρτη συναπήγετο τῇ κοινῇ τῆς Ἑλλάδος ἁλώσει. In einer Note (I, 125) hat Fallmerayer zu seinem Ausspruch „von Grund aus umgekehrt" noch hinzugesetzt e fundamentis disjecit, ohne jede Angabe des Autors, welchem diese Worte angehören sollen.

[2] Er spricht davon in jener Stelle in Rufinum V. 186 f., wo er sagt, wenn Stilicho nicht durch den Befehl von Byzanz her von einer Schlacht zurückgehalten worden wäre:

Prodita non tantas vidisset Graecia caedes,
Oppida semoto Pelopeia Marte vigerent,
Starent Arcadiae, starent Lacedemonis agri,
Non mare fumasset geminum flagrante Corintho,
Nec fera Cecropiae traxissent vincula matres.

ehrwürdigen Heiligtümer der Hellenen waren zur Zeit der westgothischen Invasion mehr und minder verlassen und verödet, da sie unter dem Banne der Staatsgesetze lagen.

Wenn schon zur Zeit Plutarchs die meisten griechischen Orakel schwiegen, so ist zwei Jahrhunderte nach ihm schwerlich, noch zum Trotz der christlichen Regierungsgewalt, auch nur das des Trophonius bei Lebadea noch in Thätigkeit gewesen. Dasselbe gilt von Delphi, wo schon Pausanias die Tempel halb in Ruinen gesehen und des Orakels mit keinem Worte mehr gedacht hatte, und wo diese für immer verstummte Pythia selbst Julianus nicht mehr wieder zu erwecken im Stande gewesen war. Alarich hat also hier den Nationalgott Apollo schon umgestürzt, die Schatzhäuser leer und die Tempel im Verfall gefunden. Aus dem Heiligtum des delphischen Gottes hatte bereits Nero 500 eherne Statuen entführt, und der Kaiser Konstantin hatte diesen Raub fortgesetzt, indem er die Bildsäule des delphischen Apollo und auch den berühmten Dreifuß der Pythia nach der neuen Hauptstadt am Bosporus fortbringen ließ, wo der aus ehernen Schlangen gebildete Untersatz dieses Weihgeschenks aus der Beute von Platää noch heute im Atmeidan zu sehen ist. Derselbe Kaiser hatte auch das Zeusbild von Dodona hinweggeführt und nebst einer Statue der Pallas Athene im Senatsgebäude Konstantinopels aufgestellt.[1] Wenn ferner die Gothen den Berg Helikon erreichten, so fanden sie auch dort die Heiligtümer längst ausgeraubt. Die gefeierten Bildwerke der helikonischen Musen hatte derselbe

[1] Zosimus V, 24, 281. Codinus De origin. Const. p. 8.

Constantin entfernt[1]; und das gleiche Schicksal wird den schönsten unter jenen vielen Statuen widerfahren sein, welche im Musenhain der Hippokrene dem Apollo, dem Hermes, Dionysos und anderen Göttern, wie den großen Dichtern Griechenlands geweiht waren. Wir werden später sehen, daß auch Olympia in Verlassenheit lag.

Das durch die Verfolgungsedicte des Staats erdrückte, aber keineswegs vertilgte Heidentum der Hellenen hatte am Ende des 4. Jahrhunderts in allen seinen großen Cultusstätten kein öffentliches Leben mehr; es führte ein solches, unter der Duldung der kaiserlichen Regierung, nur noch wissenschaftlich und akademisch fort. Denn die letzte Burg der Olympier war damals Athen, seit den Antoninen noch immer die größte Universität im europäischen Griechenland, da die Hochschule Konstantinopel erst von Theodosius II. gegründet wurde. Dort setzte sich die heidnische Schule des Plato und der Neuplatoniker in der Akademie fort und sie dauerte bis in die Zeit Justinians. Die Tempel waren freilich auch in Athen geschlossen, aber sie erlitten, vielleicht mit Ausnahme der Heiligtümer des Asklepios auf dem Südabhange der Akropolis, keine namhafte Zerstörung durch die Christen, und noch hatte kein Proconsul die berühmte chryselephantine Pallas Athene des Phidias aus dem Parthenon zu entfernen gewagt. Noch ragte die Promachos, der Erzcoloß derselben Göttin, von der Akropolis in die sonnige Luft. Alarich hat ihn bewundert und verschont. Die erlauchte Stadt des Solon teilte zum Glück nicht das Schicksal

[1] Zosimus a. a. O.

Korinths, Argos und Lacedämons, sondern sie blieb der Menschheit erhalten. Der Heide Zosimus hat bekanntlich ihre Rettung der wunderbaren Erscheinung der Göttin Athene und des Heros Achill zugeschrieben, welche beim Anzuge Alarichs gewaffnet die Mauern umschritten und den Barbaren zurückschreckten. Derselbe Alarich, welcher 15 Jahre später Rom mit Schonung und Ehrfurcht behandelte, ist am Ende kein ganz so brutaler Barbar gewesen, und wie immer sein friedliches Verhalten zu den Athenern erklärt werden mag, diese Thatsache steht fest, daß er die Nationalgötter und die Tempel Athens ebenso unberührt gelassen hat, wie jene der Stadt Theben, an deren fester Kadmea er vorübergezogen war.[1]

Da nun Athen von der gothischen Verheerung frei geblieben ist, so hat man doch den Untergang von Eleusis Alarich zugeschrieben, und wenn das richtig ist, so haben die Westgothen wirklich eine der heiligsten Cultusstätten der Hellenen zerstört.

Es ist wieder Fallmerayer, welcher dies am entschiedensten ausgesprochen hat. „Hier geschah es", so sagt er, „daß zum ersten Male Uneingeweihte, daß Scythen, Christen, Mönche in das geheimnißvolle Dunkel des großen Ceres-Tempels zu Eleusis eindrangen, die heiligen Mysterien verhöhnten, die Schätze raubten und Feuerbrände in diesen letzten Zufluchtsort der überwundenen Götter schleuderten. Mit der Lohe des einstürzenden Tempels mischte sich das Blut des letzten Hierophanten von Griechenland, welcher nach Eunapius die Katastrophe vorherverkündet hatte und

[1] Zosimus V, 5, 252.

mit allen seinen Unterpriestern durch Alarich erschlagen wurde."[1] Da nun diese im Jahre 1830 ausgesprochene Behauptung Fallmerayers keine vereinzelte, sondern fast allgemeine ist, so ist es der Mühe wert, sie nach den authentischen Quellen noch einmal zu untersuchen.[2]

Eleusis, die heilige Stadt der Mysterien, unterstützte hartnäckig den Kampf der platonischen Philosophenschule Athens gegen das Christentum durch den mit dem athenischen Stadtcultus unzertrennlich verbundenen Dienst der beiden großen Göttinnen, welcher als der Mittelpunkt der tiefsinnigsten religiösen Vorstellungen der antiken Religion galt. Diese Mysterien waren indeß schon längst so tief verfallen, daß der Kaiser Julian Mühe hatte, ihnen ein neues Leben einzuflößen. Als Mamertinus im Jahre 362

---

[1] Gesch. d. Halbinsel Morea I, 123.

[2] Den Untergang der Eleusinien und die Zerstörung des Tempels durch Alarich behaupten unter anderen Gibbon IV, Kap. 30; Aschbach, Geschichte der Westgothen, S. 69; Lasaulx, Untergang des Hellenismus, S. 84, Note 242; Finlay, Griechenland unter den Römern, S. 145, 265 f.; Herzberg, Gesch. Griechenl., III, 394; Güldenpenning, Gesch. d. oström. Reichs unter Arkad. u. Theodosius, II, 1885, S. 51; K. O. Müller (Eleusinien in d. Encykl. v. Ersch u. Gruber) sagt, daß die Gothen, von fanatischen Mönchen geführt, die Heiligtümer in Eleusis mit wilder Wut verwüsteten. F. Lenormant, Rech. Arch. à Eleusis, p. 144; Zinkeisen, Gesch. Griech., I, 635; C. Wachsmuth, Die Stadt Athen im Altertum, I, 715 f. Der alte scharfsinnige Tillemont (Hist. d. E. V, art. 7) bemerkt nur: Eunapius sage, daß die Religion und die Opfer der Ceres und Proserpina, die noch in Athen dauerten, durch die Wut der Gothen vernichtet wurden; und er nennt nicht einmal den Namen Eleusis.

nach seiner Erwählung zum Consul eine Dankrede an diesen Kaiser hielt und von demselben die Wiederherstellung vieler Städte Griechenlands rühmte, sagte er, daß sogar Athen, die Schule aller Weisheit, jeden öffentlichen und privaten Cultus verloren hatte, und daß Eleusis in kläglichen Verfall geraten war.[1]

Julian stellte den Tempel der Demeter wieder her: den Hierophanten rief er zu sich nach Gallien, besprach mit ihm die allgemeine Restauration des Heidentums, und entließ ihn dann mit hohen Ehren. Von diesem Hohenpriester hatte der junge Eunapius, ein Lydier aus Sardes, etwa 30 Jahre vor dem Einbruch Alarichs, die Weihen empfangen, und ein Blatt einer Schrift dieses schwülstigen Sophisten ist die einzige Quelle, aus der wir über die Schicksale von Eleusis während der gothischen Invasion eine dunkle Kunde schöpfen können. Eunapius berichtet im Leben des Maximus Folgendes[2]: „Den Namen des damaligen Hierophanten verbietet mir Scheu auszusprechen; denn er gab mir, dem Schreiber dieses, die Weihen, und er selbst leitete sich vom Geschlechte der Eumolpiden ab. Dieser nun war derselbe, welcher die Zerstörung der Heiligtümer und den Untergang des ganzen Griechenlands vor-

---

[1] Ipsae illae bonar. artium magistrae et inventrices Athenae, omnem cultum publice et private perdiderant. In miserandam ruinam conciderat Eleusina. Mam. Juliano Augusto Gratiar. actio pro consulatu (Patrol. Migne vol. 18, p. 416).

[2] Eunapius ed. Boissonade im Maximus p. 52, und nochmalige verbesserte Ausgabe Boissonade's in Philostrat. et Callistrati Opp. Paris, Didot 1845, S. 475 f.

ausſah, und im Beiſein des Schreibenden offenbar machte, daß nach ihm ſelbſt (dem Eumolpiden) jemand Hierophant ſein werde, der den Hierophantenſtul nicht einnehmen durfte, da er bereits anderen Göttern geweiht war und mit furchtbaren Eiden geſchworen hatte, keinen anderen Myſterien vorzuſtehen (προστήσεσθαι). Und doch werde dieſer (Fremdling), ſo ſagte er, ihnen (den Eleuſinien) vorſtehen, obwol er kein Athener ſei. Und ſo weit ging ſeine Vorausſicht, daß er ſagte, unter ihm ſelbſt (ἐφ' ἑαυτοῦ) würden die Heiligtümer (in Eleuſis) zertrümmert und verheert werden; jener (der Fremdling) werde das lebend mit anſehen, wegen ſeines maßloſen Ehrgeizes mißehrt und vor demſelben (αὐτοῦ) werde der Dienſt der beiden Göttinnen ein Ende nehmen, er aber (der Fremdling) werde der Ehre beraubt, weder als Hierophant noch als Menſch das Greiſenalter erreichen[1]; und dies verhielt ſich nun alſo; denn jener Mann aus Theſpiä wurde Hierophant, obwol er zugleich Prieſter des Mithrasdienſtes war, und nicht für lange, da viele und ſchreckliche Ereigniſſe hereinbrachen (von denen ich einiges in der ausführlichen Geſchichte berichtet habe, anderes mit Hilfe der Gottheit berichten werde), als nämlich Alarich mit den

---

[1] ἐφ' ἑαυτοῦ τὰ ἱερὰ κατασκαφήσεσθαι καὶ δῃωθήσεσθαι ἔφασκε, κἀκεῖνον ζῶντα ταῦτα ἐπόψεσθαι, διὰ φιλοτιμίαν περιττὴν ἀτιμαζόμενον, καὶ προτελευτήσειν γε αὐτοῦ τὴν θεραπείαν ταῖν θεαῖν, τὸν δὲ τῆς τιμῆς ἀποστερηθέντα μήτε τὸν ἱεροφάντικην μήτε τὸν γηραιὸν βίον ἕξειν. Meurſius, Eleuſinia Kap. 32, hat das ἐφ' ἑαυτοῦ etc. mißverſtanden, indem er es auf Julian bezog, und deshalb hat er den Hierophanten einen falſchen Propheten genannt.

Barbaren durch die Thermopylen drang, wie als durchliefe er eine Rennbahn und ein von Rossen gestampftes Blachfeld. Diese Thore von Hellas hatte ihm sowol die Gottlosigkeit jener geöffnet, welche die grauen Gewänder tragen und ungehindert mit ihm einherzogen, als auch der Umsturz der hierophantischen Gesetze und Ordnungen."[1]

Dies ist die wichtige, durch ihre syntaktische Verworrenheit wie den dunkeln Gedankenausdruck schwierige Stelle des Eunapius. In ihr steht zunächst nichts davon, daß der letzte Hierophant, welcher den Untergang der Eleusinien vorherverkündet hatte, in dem von Alarich verbrannten Tempel mit allen seinen Priestern erschlagen worden sei.[2]

---

[1] Τοιαύτας αὐτῷ τὰς πύλας ἀπέδειξε τῆς Ἑλλάδος ἥτε τῶν τὰ φαιὰ ἱμάτια ἐχόντων ἀκωλύτως προσπαρεισελθόντων ἀσέβεια, καὶ ὁ τῶν ἱεροφαντικῶν δεσμῶν παρβάγελς νόμος καὶ σύνδεσμος. Wir haben hier die einzige Quelle, aus welcher die Behauptung genommen worden ist, daß Alarich von fanatischen Mönchen begleitet und zum Umsturz der antiken Heiligtümer angetrieben worden sei. So hat sie Wyttenbach verstanden Annotat. in Eunap. Maximum p. 184. Zosimus V, 23 braucht den Ausdruck φαιὰ ἱμάτια allerdings von der Kleidung der Mönche, aber er spricht nicht von den Christen, welche Alarich begleiteten. Siehe dazu Reitmaiers Annot. zu seiner Ausgabe des Zosimus S. 604. Tillemont a. a. O. ist geneigt, unter Männern in grauen Gewändern die verräterischen byzantin. Generale zu verstehen. Die lateinische Uebersetzung des Junius (hinzugefügt der zweiten Ausgabe von Boissonade) lautet: Eas Graeciae angustias illi prodidit impia natio fuscis utentium vestibus, qui nullo prohibente simul cum eo irruperat, rescissa jam pontificalium institutorum lege atque vinculo. Sie ist frei und entspricht nicht genau dem Text.

[2] Fallmerayer verwechselt hier offenbar beide Hierophanten,

Zwei Hierophanten hat Eunapius unterschieden: den rechtmäßigen vom Geschlechte der Eumolpiden, und seinen unrechtmäßigen Nachfolger, den thespischen Mithrasprieſter. Der erste hat jenem Sophisten die Mysterienweihe erteilt, und in seiner Gegenwart das Schicksal der Eleusinien vorausgesagt, wozu, wie ich glaube, keine besonders große Sehergabe nötig war. Aus religiöser Scheu hat Eunapius den Namen dieses Hierophanten verschwiegen. Wahrscheinlich war es jener Nestorius, von welchem Zosimus berichtet, er habe Athen dadurch von dem großen Erdbeben (des Jahres 372) gerettet, daß er unter dem Schilde der Parthenos ein Zauberfigürchen des Achill aufstellte.[1] In der von F. Lenormant entworfenen lückenhaften Tafel der Hierophanten wird um 376 n. Chr. Nestorius als der letzte bekannte Oberprieſter von Eleusis aufgeführt.[2]

Nach dem Tode Julians und dem jähen Zusammensturze seiner Restauration des alten Göttercultus hatte erst der Kaiser Jovianus die Eleusinien unterdrückt; auch Valentinian und Valens verboten nach dessen plötzlichem Tode durch ein Edict vom 11. September 364 alle Beschwörungen, magische Ceremonien und nächtliche Opfer bei Todesstrafe.[3] Dies Verbot traf demnach wesentlich auch die Eleusinien und ihre nächtlichen Mysterien; indes

---

den letzten Eumolpiden und den fremden Thespier miteinander, und dasselbe thut auch Zinkeisen I, 635.

[1] Zosimus V, Kap. 18.

[2] Rech. Arch. à Eleusis. p. 144.

[3] Cod. Theod. IX, 16. 7. Lasaulx, Der Untergang des Hellenismus, S. 83. Finlay, Griechenland unter den Römern, deutsche Ausg. Leipzig 1861. S. 265.

es gelang den Bitten und Vorstellungen des am Hofe hochangesehenen, noch heidnischen Proconsuls Achajas, des berühmten Prätextatus, eine Milderung des Edicts zu erreichen, und die Feier der Eleusinien wurde von jenen Kaisern wieder geduldet.[1] Allein spätere Reichsgesetze scheinen den Mysteriendienst doch aufgehoben zu haben. Wenn dies nicht schon im Jahre 380 geschah[2], so wird es im Jahre 394 geschehen sein, wo Theodosius I. die feierlichsten Spiele Griechenlands, die Olympischen, für immer verbot. Irgend ein gewaltsamer Angriff der Christen gegen die Heiligtümer in Eleusis mag in Folge kaiserlicher Edicte und aus Nacheiferung der allgemeinen Tempelzerstörung in Aegypten und Syrien unter Theodosius stattgefunden haben. Derselbe Hierophant, welcher den Fall der Demeter-Mysterien noch zu seiner Zeit geweissagt hatte, verschwand, was nicht bezweifelt werden kann, noch vor der Invasion Alarichs von der wahrscheinlich verwüsteten Scene seines Götterdienstes, mochte er zur Abdankung seines Amtes von den christlichen Staatsbehörden gezwungen worden oder gestorben sein. Denn dies ist sicher, daß das Ende des Hierophantenamtes des letzten Eumolpiden nicht mit dem Einbruche Alarichs in Verbindung stand, sondern ihm voraufging.[3] Dann aber folgte die mit der Gotheninvasion verbundene Schlußkatastrophe der Eleusinien.

---

[1] Zosimus IV, 3.

[2] Corsini Fasti Att. IV, 197.

[3] ἀλλὰ ταῦτα μὲν ἐς ὕστερον ἐπράχθη, καὶ ὁ λόγος διὰ τὴν πρόγνωσιν παρήνεγκε, Eunap. p. 53.

Trotz der, wie ich annehme, schon unter Theodosius vollzogenen Aufhebung des Mysteriencultus der beiden Göttinnen, nahmen die Altgläubigen in Athen eine Gelegenheit wahr, diesen, wenn auch heimlich, fortzusetzen. Sie konnten das in den letzten Zeiten jenes Kaisers wagen, als nach der Ermordung Valentinians II. durch den Franken Arbogastes, der Rhetor Eugenius den römischen Tron usurpirte und sein Minister Flavianus die Wiederherstellung der alten Religion anfangs mit Erfolg durchführte. Diese römische Restauration des Heidentums konnte leicht auch auf Griechenland zurückwirken, zumal als Theodosius sich vom Osten entfernte, um die Rebellen in Italien und in Rom zu bekämpfen. Die Wiederherstellung der Eleusinien konnte vollends im Beginne des Jahres 395 nach dem Tode dieses Kaisers, des furchtbarsten Feindes des Heidentums, gewagt werden, weil die Kraft der Regierung augenblicklich gelähmt, das Reich unter zwei junge Erben geteilt und die Verwaltung ihren auf einander eifersüchtigen Ministern übergeben wurde.

Die Altgläubigen also stellten den eleusinischen Mysteriendienst wieder her; aber der neue Hierophant war nicht mehr jener prophetische Nestorius, sondern ein Mithraspriester aus Thespiä, wodurch die Gesetze der Hierophantie aufgehoben wurden, denn nur aus dem Geschlechte der Eumolpiden durfte der oberste Priester der Demeter erwählt werden. Nestorius kann diese tumultuarische Restauration der Eleusinien doch noch erlebt haben, weil Eunapius ihn dieselbe vorausſagen läßt; er kann sich dann geweigert haben, in ihr die Hauptrolle zu übernehmen. Die Athener mußten dazu einen Fremdling her-

beirufen. Daß aber dieſer Mithraspriester, und nicht der letzte Eumolpide, Hierophant in Eleuſis war, als die Gothen einbrachen, hat Eunapius gezeigt, welcher zu berichten fortfährt, daß nicht lange nach der Einſetzung des Mithraspriesters die ſchreckliche Kataſtrophe unter Alarich ſtattfand; den Barbaren aber öffneten die Thore Griechenlands, wie er ausdrücklich ſagt, zwei mitwirkende Urſachen, einmal die Gottloſigkeit der den Gothenkönig begleitenden Männer in grauen Kutten, dann die Verletzung der alten Satzungen der Hierophantie, und damit will doch Eunapius ſagen, daß jene Erhebung eines Mithraspriesters auf den Hohenprieſterſitz der Demeter als Frevel von den beleidigten Olympiern ſelbſt durch den Einbruch der Barbaren beſtraft worden ſei.

Man könnte nun glauben, daß dieſer Thespier in den Flammen des Tempels von den Gothen erſchlagen wurde. Allein auch davon ſteht beim Eunapius kein Wort. Im Gegenteil läßt dieſer ausdrücklich den rechtmäßigen Hierophanten weiſſagen, daß der Mithraspriester den Fall des Myſteriendienſtes überleben, ſeiner Ehre, d. h. ſeines Prieſteramtes verluſtig gehen und weder als Hierophant noch als Menſch zu hohen Jahren kommen werde.

Mit dem Einbruch der Barbaren hat Eunapius dies nach ſeiner Anſicht verdiente Schickſal und auch das baldige Lebensende des Uſurpators verbunden, ohne dasſelbe näher zu bezeichnen. Wer hat den Thespier der Ehre beraubt? Waren es vielleicht die chriſtlichen Athener, welche, durch das Nahen Alarichs, eines chriſtlichen Königs, ermutigt, jenen Hierophanten aus ſeinem Sitze verjagten? War es Alarich ſelbſt? Ich glaube, daß der Barbaren-

fürst sich um die Mysterien in Eleusis herzlich wenig gekümmert hat. Kein Geschichtschreiber überhaupt redet bei dieser Gelegenheit von Eleusis, nicht einmal Eunapius sagt mit bestimmten Worten, daß Alarich dort gewesen, noch viel weniger, daß er den Tempel der Demeter mit seinen prachtvollen Propyläen und die anderen Heiligtümer zerstört habe. Warum hat der gläubige Heide Zosimus einer so großen Katastrophe, wie die Zertrümmerung jener heiligen Stadt sein mußte, nicht gedacht? Würde er es nicht gethan haben, wenn er in der Geschichte des Eunapius eine Schilderung dieses grausen Unterganges gelesen hätte?

Wie dem auch sei, an dem schrecklichen Besuche Alarichs und seiner Gothen in Eleusis darf trotzdem nicht gezweifelt werden, da dieser Ort vor den Thoren Athens lag; auch nötigt Eunapius dazu, eine Katastrophe in Eleusis als geschichtliche Thatsache anzunehmen. Wenigstens werden wir glauben müssen, daß die Gothen dort das Zerstörungswerk der Christen fortgesetzt haben, und wenn irgendwo fanatische Mönche und Priester dem Vandalismus der Barbaren eine bestimmte Richtung gegeben haben, so konnte dies immerhin in Eleusis sein. Nur in diesem beschränkten Sinne dürfte daher von dem einzigen Eleusis das Wort Fallmerayers und Hopfs gelten, daß Alarich die Nationalgötter der Hellenen vertilgt habe.[1]

---

[1] Von einer vollständigen „Vernichtung von Eleusis" durch die „christlichen Barbaren" spricht auch Curt Wachsmuth, Stadt Athen I, 715, in Verbindung mit der Invasion Alarichs; diesem schreibt er dann in der Note zu S. 716 „die thatsächliche Zer-

Der Gothenkönig führte seine Kriegsvölker, nachdem er Korinth erobert hatte, in den Peloponnes, und wir wissen, daß er hier unter anderen die Städte Argos und Sparta mit Gewalt bezwang. In den reichen Landschaften der Halbinsel, namentlich in Elis, Arkadien und Lakonien, konnte er ein Jahr lang verbleiben, bis ihn Stilicho, der Retter Griechenlands, am Gebirge Pholoe auf der Grenze Arkadiens umschloß, und ihm dann auf eine rätselhafte Weise den Abzug nach Epirus mit seiner Beute gestattete. Es ist bei dieser Gelegenheit, daß Zosimus bemerkt, Stilicho habe durch das Kriegsvolk, welches er mit sich gebracht hatte, den Griechen noch mehr und größere Uebel zugefügt als die Barbaren.[1] Da wir hier hauptsächlich die Cultusstätten und die Nationalgötter Griechenlands im Auge haben, so kann während des Aufenthaltes der Gothen im Peloponnes das Schicksal keines anderen Ortes unsere Teilnahme mehr erregen, als das Olympias. Und gerade von Olympia behauptet Fallmerayer, daß der große Tempel, das kolossale Bild des Zeus mit allen noch übrigen Kunstwerken von diesen höllischen Geistern zerstört worden seien.

Wir haben keine Ansicht davon, wie zur Zeit der westgothischen Invasion der offene Tempelbezirk Olympia beschaffen war, und wie viele jener berühmten Heiligtümer, welche dort Pausanias aufgezählt hat, noch im

---

störung von Eleusis" zu, und zwar nach der Stelle des Eunapius, die das aber keineswegs mit klaren Worten sagt.

[1] Lib. V, c. 7, p. 255: Στελίχων — ἄπρακτος ἐπὶ τὴν Ἰταλίαν ἀπέπλευσε, μείζονα καὶ χαλεπώτερα τοῖς Ἕλλησι κακὰ δι' ὧν ἐπήγετο στρατιωτῶν ἐπιθείς.

Mirabilien der Stadt Athen.

1881.

Was den olympischen Tempel selbst betrifft, so konnten die Barbaren dies Wunderwerk noch anstaunen. Die Gothen sind hier nicht auf den Gedanken gekommen, die mächtigen Säulenreihen umzustürzen und die gewaltigen Grundmauern zu zermalmen. Denn der verödete Tempel stand noch zur Zeit des Kaisers Theodosius II. (408—450) als Gebäude aufrecht. Erst unter seiner Regierung ist er durch eine Feuersbrunst wahrscheinlich von den Christen zerstört worden.[1] Die neuesten deutschen Ausgrabungen in Olympia haben gelehrt, daß die Säulencolosse des Tempels von keiner Menschenkraft so in Reihen niedergestreckt werden konnten, als sie unter den Sandmassen des Alpheus gefunden worden sind, sondern daß nur einem der zerstörenden Erdbeben des sechsten Jahrhunderts eine solche Wirkung zuzuschreiben ist.[2]

---

die Gothen in Hellas nur einmal in einer Note (242, S. 84) erwähnt, wo er von der Zerstörung des eleusinischen Tempels und der allgemeinen Verheerung Griechenlands durch sie redet, und die Stelle des Eunapius, sowie Fallmerayer's Geschichte Morea's I, 119 f. anführt.

[1] Lasaulx S. 110 führt die betreffende Stelle des Scholiasten an zu Lucian rhet. precept. 9 (ed. Jacobitz IV, 221).

[2] A. Böttticher, Olympia, S. 31.

Mirabilien der Stadt Athen.

1881.

Am Denkmal des Lyſikrates in Athen erinnerte ich mich lebhaft an die Mirabilien Roms. Es kam dort wieder eine Reihe von Vorſtellungen in mir in Bewegung, die ich bei meinen römiſchen Studien gefaßt hatte. Ich gedachte deſſen, was ich vor Jahren in der Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter niedergeſchrieben hatte: „Derſelbe Geiſt der Sage hat die Monumente Athens wie Roms in Dunkel gehüllt. Auch in Athen wurde manches große Monument als Palation bezeichnet, aber die Erinnerung an die Philoſophen ſchmückte noch im Mittelalter viele Ruinen mit dem Titel der Schulen (Didaskaleia) des Sokrates, der Eleaten, der Kyniker und Tragiker, des Sophokles, Ariſtoteles u. ſ. w.“[1]

Jenes choragiſche Denkmal iſt das einzige heute erhaltene von allen den andern gleicher Beſtimmung, welche im alten Athen in der Straße Τρίποδες errichtet geweſen ſind. Die von Choragen gewonnenen Preiſe, kunſtvolle Dreifüße von Erz, waren dort auf Säulen oder kleinen tempelartigen Gebäuden aufgeſtellt. Pauſanias hat ſie in jener Straße bemerkt, doch nicht namentlich genannt. Alle dieſe

[1] Geſch. der Stadt Rom im Mittelalter, II, 145. 3. Aufl.

Monumente sind bis auf jenes eine untergegangen; aber noch im 17. Jahrhundert war dort ein anderes sichtbar, welches vom Volk die Laterne (τὸ φανάρι) des Diogenes genannt wurde.[1]

Das Denkmal des Lysikrates ist im Jahre 334 v. Chr. errichtet worden. Jeder kennt es aus Abbildungen als ein kleines Bauwerk von den graziösesten Formen. Ein Rund von sechs korinthischen Säulen, die durch Marmorplatten verbunden sind, steht auf einer schlanken viereckigen Basis; auf der Flachkuppel, welche Monolith ist, ruht eine Marmorblume, die einst dem Dreifuß zur Unterlage gedient hat. Von der Gestalt dieser Marmorblume hat das Lysikratesdenkmal den vulgären Namen „Laterne des Demosthenes" erhalten (λύχνος, φανάρι oder καντύλι τοῦ Δημοσθένους), lateinisch lucerna Demosthenis.

Man darf nur diesen volkstümlichen Namen eines athenischen Monuments aussprechen, um denselben Geist zu empfinden, der die römischen Mirabilien durchweht. Man wird sich dabei an den Arcus septem lucernarum in Rom erinnern.

Jener Vulgärname findet sich zum ersten Mal in der Antrittsrede des berühmten Metropoliten Michael Akominatos an die Athener, worin er der Laterne des Demosthenes (ὁ Δημοσθένους λύχνος) erwähnt hat. Da diese Rede um das Jahr 1182 gehalten worden ist, so muß das Lysikratesdenkmal schon lange zuvor seinen volkstümlichen Namen geführt haben.[2] Derselbe findet sich viel

---

[1] L. Roß, Archäolog. Aufsätze, 2. Sammlung, S. 260.

[2] Εἰσβατήριος ὅτε πρῶτον ταῖς Ἀθήναις ἐπέστη in M. Ἀκο-

ſpäter in atheniſchen Mirabilienfragmenten, im bekannten Briefe des Jeſuiten Babin, wie in der Stadtbeſchreibung Guillets. Auch Johann Georg Transfeldt hat ihn bemerkt.

Dieſer merkwürdige Mann war im Jahre 1648 zu Straßburg in Weſtpreußen geboren. Schon als Schüler hatte er davon geträumt, einmal das alte Athen zu ſehen. Er war als Soldat in polniſchen Dienſten im Auguſt 1672 bei Batow in die Gefangenſchaft der Tartaren geraten. Als Ruderſclave auf einer türkiſchen Galeere am Cap Sunion geſcheitert, konnte er von dort am Ende des Jahres 1674 nach Athen entfliehen, wo er beim venetianiſchen Viceconſul Schutz fand, und ein Jahr lang die Sehnſucht ſeiner Jugend zu ſtillen vermochte. Er hat eine lateiniſche, leider nur fragmentariſche Selbſtbiographie verfaßt, welche handſchriftlich in der Bibliothek im Haag aufbewahrt wird. Von dort hatte ſie Adolf Michaelis, der Verfaſſer des verdienſtvollen Werks über den Parthenon, entliehen, und ein Bruchſtück daraus unter dem Titel „Examen reliquarum antiquitatum Atheniensium" veröffentlicht, im Jahrgang 1876 der Mitteilungen des Deutſchen Archäologiſchen Inſtituts in Athen.

Transfeldt hat einige Ruinen dieſer Stadt beſchrieben, darunter mit Vorliebe das Lyſikratesdenkmal. Die griechiſche Inſchrift, welche er von ihm abgeſchrieben und nachher, als er ſie verloren, dem Buche Spons (III, 2, S. 31) wenn auch fehlerhaft entliehen hatte, bewog ihn zuerſt, dem

---

μινάτου τοῦ Χωνιάτου τὰ Σωζόμενα ed. Spir. Lambros. Athen 1879. I, 98.

Monument ſeinen richtigen Namen zu geben, und die Tradition von der Laterne des Demoſthenes als irrig zu bezeichnen, während noch Babin meinte, daß dies Denkmal wirklich zur Wohnung des Demoſthenes könne gehört haben, und daß der große Redner ſich ſeiner vielleicht als eines Tempels bedient hatte, wo er zu Ehren ſeiner Idole Lampen anzündete, deren Dampf den Marmor geſchwärzt habe. Transfeldt ſelbſt ſah darin ein von Lyſikrates für die Jugend Athens errichtetes Gymnaſium, konnte aber dem Reiz der Vulgärtradition nicht entſagen, ſo daß er wünſchte, dieſe durch die ihr widerſtreitende Inſchrift nicht durchaus zu beſeitigen. Die Marmorblume auf der Kuppel hielt auch er für eine Lampe; in ihr ſollte an den Feſttagen des Demoſthenes zum Andenken an deſſen nächtliche Studien oder Lucubrationen Oel verbrannt worden ſein: denn von ſeinen Arbeiten ſagte man, daß ſie nach der Lampe und dem Oele röchen. Dagegen ſchrieb Babin in ſeinem vom 8. October 1672 aus Smyrna an den Abbé Pécoil in Lyon datirten Briefe, daß ihm die gebildetſten Athener geſagt hätten, der große Redner habe ſich in jenes Denkmal zurückgezogen mit abgeſchorenem Bart und Haar, um ſo ſich ſelber zur ſtudienvollen Einſamkeit zu zwingen.[1]

Mit beſonderer Liebe hat Transfeldt gerade vom Lyſikratesdenkmal geredet, weil er in dem Kloſterhofſpiz daneben gewohnt, ja in der Laterne des Demoſthenes ſelbſt, wie ſpäter Lord Byron, ſeinen eigenen Träumen und Stu-

[1] Der Brief iſt abgedruckt bei Laborde, Athènes aux 15, 16 et 17 siècles, I, 185, und bei Curt Wachsmuth, Stadt Athen, I, 745.

dien nachgehangen hat. Im Jahre 1658 waren französische Kapuziner als Missionäre nach Athen gekommen, an Stelle der Jesuiten, die sich hier 13 Jahre früher niedergelassen hatten, dann aber nach Negroponte verzogen waren. Die Kapuziner nun hatten das Denkmal im Jahre 1669 angekauft und an dasselbe ein Hospiz gebaut.[1] So wurde dieses antike Monument erhalten, wie der Titusbogen in Rom, der Arcus septem lucernarum nur dadurch erhalten blieb, daß ihn die Mauer des Klosters stützte, welches auf den Trümmern des Hadrianischen Prachttempels der Venus und Roma erbaut worden war. Die Kapuziner bedienten sich des Denkmals als einer Zelle, denn Anna Ackerhjelm, die Dame der Gräfin Königsmark, schrieb am 18. October 1687 aus Athen an ihren Bruder: nous allâmes voir aussi un Capucin, qui se sert pour chambre de la lanterne de Démosthène.[2]

Das Klosterhospiz ist verschwunden; das Lysikratesdenkmal steht jetzt frei in der Straße, welche nicht weit vom hadrianischen Torbogen sich hinzieht und wieder officiell Τριπόδων heißt. Eine Wächterbude steht daneben; an ihr fand ich zerbrochene Marmorstelen angelehnt, welche mir zeigten, daß mit dem Hospiz ein christlicher Friedhof verbunden gewesen war. Auf einem dieser Grabsteine las ich verzeichnet, daß Mertrud, Consul Frankreichs und Italiens in Candia, zu Athen verstarb am 5. Thermidor des Jahres 13. Das altertümliche Viertel dort ist die von Albanesen bewohnte Plaka, ein Gewirr von Gassen

[1] Laborde I, 75.
[2] Laborde II, 279.

mit kleinen würfelförmigen Häusern und Höfen, am Fuß der Akropolis. Wenn man am Lysikratesdenkmal steht, nimmt sich diese Stadtburg gar seltsam aus: man sieht die gewaltige Ostseite der Felsmassen mit ihrer tiefen Aushöhlung und nichts Griechisches, nichts von den Tempeln droben, sondern nur die geschwärzten Umfassungsmauern des Castells mit ihren Zinnen, so daß sich diese vollkommen als die Rocca di Setines der fränkischen Zeit, als eine Gestalt des Mittelalters darstellt.

Nun hat aber, eben durch jene französischen Kapuziner dasselbe Local für die topographische Wissenschaft Athens eine Bedeutung gewonnen, die es geschichtlich ehrwürdig macht. Die Mönche dort sind die ersten Abendländer gewesen, welche die Trümmerwelt Athens an Ort und Stelle studirt, und man darf fast sagen, hier die älteste topographische Schule gebildet haben. Aus ihren Forschungen stammt das erste Panorama Athens, ein Stadtplan, dessen sich Guillet nebst andern Angaben der Kapuziner zu seiner Schrift Athènes ancienne et nouvelle ... (Paris 1675) bedient hat.[1] Wenn sich Transfeldt in seiner Beschreibung der Laterne des Demosthenes so ausdrückt: „Zu meiner Zeit besaßen sie die Kapuziner, welche auch außer dem Gottesdienst eine Schule hielten, so daß sie ihrer früheren ehrenvollen Bestimmung wiedergegeben zu sein schien", so hat er freilich nur an eine bescheidene Schulanstalt für die Jugend in Athen gedacht. Er schweigt von den Forschungen der Mönche, welche bald eine wissenschaftliche Wichtigkeit erlangten.

[1] Der Plan ist abgedruckt bei Laborde Bd. I.

Ich habe also erklärt, warum mir das Monument des Lysikrates den Gedanken erweckt hat, alles dasjenige aufzusuchen, was unter den Begriff Mirabilia der Stadt Athen gebracht und in Parallele zu jenen der Stadt Rom gestellt werden kann. Es gibt freilich so wenig ein Mirabilienbuch Athens, als irgend geschichtliche Annalen dieser Stadt im Mittelalter bekannt geworden sind. Es gibt aber doch zwei mirabilienhafte Fragmente einer Stadtbeschreibung Athens aus dem 15. Jahrhundert, ich will mit Absicht sagen, aus dem Zeitalter des Cyriacus von Ancona.

Mit diesem berühmten reisenden Antiquar der italienischen Frührenaissance beginnt die wissenschaftliche Forschung über die Ruinen Athens, welche vor ihm, so viel uns bekannt ist, weder ein Grieche noch ein Abendländer mit dem Blicke des Gelehrten angesehen hat. Viele Florentiner kamen wol an den Hof der Herzoge Athens aus dem Hause Acciajuoli: doch keiner scheint eine Aufzeichnung über Athen gemacht zu haben. Ein Niccolò Machiavelli ist im Jahre 1423 dort gewesen; er war hingerissen vom Zauber dessen, was ihn umgab, aber dieser Stammgenosse und Namensvetter des spätern großen Staatsmannes hat nur dies von Athen einem Freunde zu schreiben gewußt: „Du hast nie ein schöneres Land gesehen als dieses, noch eine schönere Festung.“[1]

Trotzdem hatte die Akropolis schon im 14. Jahrhunderte, als die catalanische Compagnie noch Athen be-

[1] Brief an Nerio Acciajuoli in S. Maura aus Athen (Setina), bei Buchon, Nouv. Recherches, Recueil etc. LVII.

herrſchte, die Aufmerkſamkeit ſelbſt der Spanier erregt, nicht blos als eine der ſtärkſten Feſtungen des romaniſirten Griechenlands, ſondern wegen der Schönheit ihrer antiken Tempel. Der König Pedro IV. von Aragon, welchem jene Companie den Beſitz des Herzogtums Athen übertragen hatte, nannte im Jahre 1380 die Akropolis den „reichſten Edelſtein, welchen die Welt beſitzt, von ſolcher Art, daß alle Könige der Chriſtenheit zuſammen nichts Aehnliches erſchaffen könnten“.[1]

Wenige Jahre nach jenem Machiavelli ſtand auf der Akropolis mit einem höheren Bewußtſein ein anderer Italiener, nämlich Cyriacus von Ancona, der erſte für das claſſiſche Altertum begeiſterte Reiſende aus dem Abendlande nach dem Orient aus Zwecken der archäologiſchen Wiſſenſchaft, welche eben zu ſeiner Zeit im Entſtehen begriffen war.

Schon gleichzeitig mit ihm bereiſte nach 1417 Criſtoforo Bondelmonte die griechiſchen Inſeln und Küſten, die er dann in ſeinem dem Cardinal Orſini gewidmeten Liber Insularum Archipelagi beſchrieben hat.[2] Gerade weil Bondelmonte Florentiner war, iſt es auffallend, daß er ſich nicht mit Athen beſchäftigt hat.

Cyriacus aber war zweimal dort, im April 1436, im März 1447. Es regierte damals Nerio II. Acciajuoli

---

[1] con lo dit castell sia la pus richa joya qui al mon sia e tal que entre tots los Reys de cristians envides la porien fer semblant. Lerida, 11. Sept. 1380. Aus dem Archiv der Krone Aragon mir freundlich mitgeteilt von Don Antonio Rubió y Lluch, Profeſſor der Univerſität Barcelona.

[2] Letzte Ausgabe von L. de Sinner, Berlin 1824.

als Herr von Stives und Setines, wie zu jener Zeit von den Abendländern die Städte Theben und Athen genannt wurden. Das romantiſche Herzogtum der Franken dort neigte ſich ſchon dem Falle zu, und es war an deſſen Vorabend, daß Cyriacus die Akropolis ſah, deren Beſuch ihm wenige Jahre ſpäter die Türken würden verwehrt haben. Er betrachtete mit Enthuſiasmus die „unglaublichen Marmorbauten und Heiligtümer innerhalb und außerhalb der Stadt, die bewundernswerten Kunſtgebilde und Säulen", was alles in Ruinen zerriſſen dalag. Er beſtaunte den „wundervollen Marmortempel der Göttin Pallas auf der Burg, das göttliche Werk des Phidias". Er beſuchte den Herzog Nerio in Geſellſchaft von deſſen leiblichem Vetter Nerio di Donato. „Wir fanden ihn", ſo ſchrieb er, „auf der Akropolis, der hohen Burg der Stadt." Leider hatte Cyriacus dort für das Treiben und Thun des ſeltſamſten der Fürſtenhöfe noch weniger Sinn und Blick, als vor ihm Ramon Muntaner bei ſeinem Beſuch in der Kadmea Thebens gehabt hatte. Er beſaß nur Augen für die antike Marmorpracht der Propyläen, in welchen eben der Herzogspalaſt eingerichtet war, und nochmals gab er (im Jahre 1447) eine etwas genauere Beſchreibung des Parthenon.[1]

Der Blick dieſes unermüdlichen Forſchers war ſchon ſeit 1412 auf Reiſen im Orient, und auch durch die Ruinen Roms geübt worden, wo er im Jahre 1433 dem Kaiſer Sigismund als Cicerone gedient hatte, während ſein

[1] Siehe ſeinen Brief bei Targioni Tozzetti, Relaz. d'alcuni viaggi fatti in diverse parti della Toscana, 2. ed., V, 439.

alter Gönner, der ehemalige Cardinal Gabriele Condulmer, als Eugen IV. den heiligen Stul einnahm. Aber er hatte doch nicht hinreichende Kenntniſſe für Athen mitgebracht, und ſein Aufenthalt hier war beide Male nur ein ſehr kurzer. Was er an Notizen mit ſich nach Italien brachte, wurde dort ſpäter zerſtreut. Nur erſt ſtückweiſe iſt ſeine Sammlung von Inſchriften zuſammengeſucht worden, und Copien des Giuliano da S. Gallo von Zeichnungen einiger griechiſcher Monumente nach dem Skizzenbuch des Cyriacus bewahrt bekanntlich die Barberiniana in Rom, wo zuerſt Spon und Winckelmann auf dieſelben aufmerkſam geworden waren.[1] Auch in Dürers Hände ſind ſolche Zeichnungen gelangt, und zwar durch Vermittlung des Nürnberger Arztes und Humaniſten Hartmann Schedel, welcher in Padua von Stücken jenes griechiſchen Skizzenbuches Copien genommen hatte.[2]

In Athen mußte Cyriacus wahrnehmen, daß ſich hier eine Mirabilientradition ausgebildet hatte, ähnlich jener in Rom, und wie dieſelbe war auch ſie das Erzeugniß antiquariſchen Halbwiſſens, deſſen fernen Hintergrund noch immer Pauſanias abgab. In ſeinen atheniſchen Notizen verzeichnete Cyriacus zu den Reſten der hadria-

---

[1] L. Roß (das Zeichenbuch des römiſchen Architecten Giul. da S. Gallo, Hellenika I. I, 72) hat zuerſt die Herkunft dieſer Zeichnungen von Cyriacus dargethan.

[2] De Roſſi hat bekanntlich dieſes Bruchſtück von des Cyriacus Skizzenbuch in der Münchener Handſchrift Schedels erkannt. Ueber die Beziehung Dürers zu dieſem Skizzenbuch ſiehe O. Jahn, Populäre Aufſätze aus d. Altertumswiſſenſch., S. 344 f.

niſch-antoniniſchen Waſſerleitung am Lykabettos, daß ſie vom Volk das „Studium des Ariſtoteles“ genannt wurden. Er hörte das Olympieion als „Palaſt Hadrians“ bezeichnen, und vernahm ohne Frage auch die Bulgärnamen des Lyſikratesdenkmals und der Waſſeruhr des Andronikos Kyrrheſtes; er hielt jedoch das erſte Monument für eine theatraliſche Kathedra, das andere für einen Tempel des Aeolus.

Solche Bulgärnamen ſtammten ſchon aus dem hohen Mittelalter her. Denn die Anſicht Fallmerayers, daß derartige Benennungen, deren erſte Spur dieſem berühmten Gelehrten nur aus der Turco-Graecia des Martinus Cruſius bekannt geweſen war, den albaneſiſchen Coloniſten Athens ſeit dem 14. und 15. Jahrhundert zuzuſchreiben ſind, wird widerlegt durch Michael Akominatos, welcher den Bulgärnamen des Lyſikratesdenkmals in ſeinen Schriften bemerkt hat. Die ungriechiſch redenden, des atheniſchen Altertums völlig unkundigen Epiroten waren ſchwerlich befähigt, weder ſich um den Urſprung und die Beſtimmung der alten Monumente zu bekümmern, noch viel weniger dieſen ſolche Namen zu geben, welche, ſo irrig ſie auch waren, doch immer einige Kenntniß der Altertümer und der Geſchichte Athens vorausſetzten, wie die Benennung Arſenal des Lykurg für einen Teil der Propyläen, und Laterne des Demoſthenes für jenes choragiſche Denkmal.[1] Solche Namen konnten nur von ein-

[1] Siehe Fallmerayers Abhandl.: „Welchen Einfluß hatte die Beſetzung Griechenlands durch die Slaven auf das Schickſal der Stadt Athen und die Landſchaft Attika?“ (Stuttg. u.

geborenen und zwar halbgelehrten Athenern erfunden worden sein; so waren sie im Laufe der Zeit volkstümlich geworden, und als solche hatte sie schon Akominatos vorgefunden.

Schon zur Zeit dieses Bischofs, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, muß der Bestand der antiken Denkmäler Athens im Großen und Ganzen auf die Summe dessen herabgesunken gewesen sein, was später Cyriacus dort vorgefunden hat. Denn der berühmte Metropolit hat in seinen Schriften mehrmals eine Reihe von Monumenten hervorgehoben, und deshalb müssen diese damals als die ansehnlichsten Reste Athens gegolten haben. In seiner Antrittsrede sagte er: „Ich habe mich noch nicht überzeugt, ob das alte Athen noch fortdauert oder nur sein ruhmvoller Name besteht, wenn mir auch ein Perieget die deutlichen Merkmale davon aufweisen und mir sagen sollte: dies ist der Peripatos, dies die Stoa, das hier die Akropolis, dort der Piräus, das die Laterne des Demosthenes, und wenn er mich so überreden wollte, daß ich noch die alten Athener vor mir sehe.“ [1]

In seiner Anrede an den Prätor Demetrios Drymis sagt derselbe Akominatos: „Umsonst wirst du dich be-

---

Tübing. 1835), S. 51, wo er als epirotische Benennung ausdrücklich die „Laterne des Diogenes“ anführt, und das Waffenhaus Lykurgs.

[1] Κἂν περιάγων τις δείκνυσιν ἐναργῆ γνωρίσματα οὗτοσὶ μὲν ὁ περίπατος, αὕτη δὲ ἡ Στοὰ, ἡ δ' Ἀκρόπολις ἥδε, ὁ Πειραιεὺς ἐστιν αὖ ἐκεῖνος, ὅδ' ὁ Δημοσθένους λύχνος, πείθοι ἄν με τοὺς πάλαι ποτὲ προσορᾶν Ἀθηναίους — Vol. I, N. 14 der Ausg. des Spiridon Lambros.

mühen einen Reſt der Heliaia, des Peripatos oder des Lykeion aufzufinden. Nur den Felſenhügel des Areopag magſt du noch erblicken, welcher jedoch nur ein nackter Kamm von Stein, und nur an ſeinem ehrwürdigen Namen kenntlich iſt. Du ſiehſt wol auch noch einen kleinen Reſt der Stoa Poikile, aber auch dort weiden Schafe, und ſeine Steinblöcke hat der Zahn der Zeit zernagt.“ [1]

An einer anderen Stelle klagt er mit rhetoriſcher Uebertreibung, daß die verkommene Stadt Athen ſelbſt bis auf ihren Namen aus der Erinnerung der Menſchen ſich zu verlieren drohe, wenn dieſen nicht noch aufrecht hielten die unzerſtörlichen Geſtalten der Akropolis, des Areopags, des Hymettos und des Piräus. [2] Er nennt noch ein anderes Mal als im Andenken der Menſchen fortdauernd den Hymettos, den Piräus, Eleuſis, Marathon, die Akropolis. Auf dem Hymettos ſitzend, blickt er auf die Eilande Pſyttaleia, Salamis und Aigina hinab voll Genugthuung, daß ſie noch ihren antiken Namen bewahrt haben. [3] Er wiederholt anderswo als noch fortdauernd dieſelben Namen und fügt ihnen die berühmte Quelle

---

[1] Οὐδ' ἐρείπιον γοῦν Ἡλιαίας ἢ Περιπάτου, ἢ Λυκειοῦ εὕροις ἂν πλεῖστα καμών. Μόνον ἂν ἴδοις πετραῖον Ἀρείου Πάγου γεώλοφον, οὐδὲν ὃ φασιν ἱερὸν, ὅτι μὴ στεφάνην πέτρας ψιλὴν, καὶ μόνῳ τῷ σεμνῷ γνωριζομένην ὀνόματι. τυχὸν δέ τι καὶ τῆς Ποικίλης Στοᾶς μικρὸν λείψανον, μηλόβοτον καὶ αὐτὸ καὶ τοῖς ὀδοῦσι τοῦ χρόνου τὰς πλίνθους παρατρωγόμενον. Vol. I, S. 160.

[2] I, 312.

[3] II, 12—14.

Kallirrhoe hinzu.[1] Er nennt auch einmal den Kerameikos.[2]

In diesem dürftigen Katalog ist die Akropolis nur im Allgemeinen genannt, und leider sind ihre zum Teil noch heute erhaltenen Bauwerke nicht bezeichnet. Der Name der Propyläen kommt nicht vor, der Parthenon nur bei Erwähnung der in ihm eingerichteten Kirche. Auch der Theseustempel ist nur durch die Kirche des heiligen Georg im Kerameikos bezeichnet.[3] Die großen Reste des Olympieion hat Akominatos so wenig genannt, als das Stadion, oder als die Wasserleitung des Hadrian und Antoninus, oder das Dionysostheater, oder die Odeen am Südende der Akropolis, und viele andere große, noch heute fortdauernde Trümmer.

Der gelehrte Bischof hat leider keine topographischen Notizen gemacht, nur einige Altertümer hervorgehoben, die ihm von der antiken Größe Athens noch ein Zeugniß gaben. Das aber waren vor allen die Akropolis, der Areopag und die alten Schulen der Philosophen; und hier ist es auffallend, daß er dem Namen Lykeion jenen des Peripatos vorzieht, ja einmal beide Begriffe für die Schule des Aristoteles von einander zu trennen scheint. Die Stoa (und auch den Namen Poikile kannte man noch zu seiner Zeit) war ihm wichtiger, als die Akademie

---

[1] II, 42.

[2] II, 238.

[3] τῷ ἐν τῷ Κεραμεικῷ μεγαλομάρτυρι Γεωργίῳ — II, 238. Leider hat Akominatos diesem Tempel nicht den alten, oder zu seiner Zeit als antik geltenden Namen gegeben, was von besonderer Wichtigkeit sein würde.

des Platon, welche er in jener Zusammenstellung von Namen merkwürdiger Weise nicht erwähnt hat. Dies ist freilich nur zufällige Unterlassung, denn an einem anderen Ort gedenkt er der Akademie, indem er sagt, daß Platon sie, den ungesundesten Ort Attikas, zum Aufenthalt der Philosophen gewählt habe.[1] Nicht allein kennen die späteren Mirabilienfragmente Athens die Akademie sehr wol, sondern hundert Jahre vor Akominatos gedachte ihrer Michael Psellos. Dieser große byzantinische Gelehrte spricht einmal von dem Untergange der Herrlichkeit Griechenlands und sagt: „Auch in Athen ist bis auf den Namen zu nichts geschwunden die Akademie, und die Stoa Poikile des Chrysippus, und das Lykeion; so sind auch mir die Namen der Wissenschaften und das Auserlesene der Philosophie geblieben, aber was mit ihnen als Wirklichkeit zusammenhing ist geschwunden.“[2] Psellos, ein enthusiastischer Verehrer des alten Griechenlands, liefert also den Beweis, daß es schon im 11. Jahrhundert gelehrte Griechen gegeben hat, die das Bedürfniß einer Topographie von Hellas, von Attika und Athen empfanden. Denn er selbst hat für seine Freunde und Schüler eine solche, meist aus dem Strabo, zusammengetragen.[3]

---

[1] Πλάτων αὐτός τε τὸ νοσωδέστατον, ὥς φασι, τῆς Ἀττικῆς χωρίον, τὴν Ἀκαδημίαν, οἰκεῖν ἐπίτηδες εἵλετο. II, 269.

[2] Καὶ πέπονθα ταὐτὸν ταῖς Ἀθήναις. κἀκεῖσι γὰρ ἐν σκιαῖς, ἡ ἀκαδημία καὶ ἡ ποικίλη τοῦ Χρυσίππου στοά, καὶ τὸ λύκειον μέχρις ἀνόματος — Brief ohne Ueberschrift in Mich. Psellos Epistolae bei C. Sathas Mesaionike Bibliotheke V, 471. 472.

[3] Sie findet sich in seiner Schrift De Operatione Dae-

Monumente sind bis auf jenes eine untergegangen; aber noch im 17. Jahrhundert war dort ein anderes sichtbar, welches vom Volk die Laterne (τὸ φανάρι) des Diogenes genannt wurde.[1]

Das Denkmal des Lysikrates ist im Jahre 334 v. Chr. errichtet worden. Jeder kennt es aus Abbildungen als ein kleines Bauwerk von den graziösesten Formen. Ein Rund von sechs korinthischen Säulen, die durch Marmorplatten verbunden sind, steht auf einer schlanken viereckigen Basis; auf der Flachkuppel, welche Monolith ist, ruht eine Marmorblume, die einst dem Dreifuß zur Unterlage gedient hat. Von der Gestalt dieser Marmorblume hat das Lysikratesdenkmal den vulgären Namen „Laterne des Demosthenes" erhalten (λύχνος, φανάρι oder καντύλι τοῦ Δημοσθένους), lateinisch lucerna Demosthenis.

Man darf nur diesen volkstümlichen Namen eines athenischen Monuments aussprechen, um denselben Geist zu empfinden, der die römischen Mirabilien durchweht. Man wird sich dabei an den Arcus septem lucernarum in Rom erinnern.

Jener Vulgärname findet sich zum ersten Mal in der Antrittsrede des berühmten Metropoliten Michael Akominatos an die Athener, worin er der Laterne des Demosthenes (ὁ Δημοσθένους λύχνος) erwähnt hat. Da diese Rede um das Jahr 1182 gehalten worden ist, so muß das Lysikratesdenkmal schon lange zuvor seinen volkstümlichen Namen geführt haben.[2] Derselbe findet sich viel

---

[1] L. Roß, Archäolog. Aufsätze, 2. Sammlung, S. 260.

[2] Εἰσβατήριος ὅτε πρῶτον ταῖς Ἀθήναις ἐπέστη in M. Ἀκο-

Dieſe Anſicht aber machen mir die Schlußverſe unzweifelhaft; denn ſie geben offenbar kund, daß Michael mit einer Darſtellung des alten Athen ſich zu beſchäftigen die Abſicht hatte:

Hinſank, zu Grunde ging der ganze Ruhm Athens!
Kein noch ſo kleines Merkmal blieb davon zu ſehn.
Drum iſt's verzeihlich, wenn ich, da mir's nicht vergönnt
Der Athenäer vielbeſungne Stadt zu ſchaun,
Ein Bild von ihr in dieſer Schrift errichtete.[1]

Aber ein bedauerliches Mißgeſchick hat es verhindert, daß wir aus den mittleren Jahrhunderten irgend eine ſchriftliche Aufzeichnung über die Trümmerwelt Athens beſitzen. Die Namen der antiken Götter und Helden, der Weiſen, Künſtler und großen Bürger ſind dort zu jeder auch der dunkelſten Zeit im Volke wie in den Schulen genannt worden, und man hat ſie zu jeder Zeit in Denkmälern und Ruinen localiſirt. Selbſt deren vulgäre Benennung, die ohne Zweifel von Scholaſten herſtammt, beweiſt ein wenn auch noch ſo kümmerliches Fortleben antiquariſcher Beſchäftigung mit den Ruinen in jener Stadt, deren Herrlichkeit vor Pauſanias in ſo vielen leider untergegangenen periegetiſchen Werken beſchrieben worden war. Ob nun im Mittelalter irgend ein Antiquar noch topographiſche Notizen über Athen gemacht hat, wiſſen wir nicht. Erſt aus den letzten Jahren des Herzogtums der Acciajuoli oder den erſten der Türkenherrſchaft ſind dürftige

[1] Συγγνωστὸς οὐκοῦν, εἴπερ οὐχ ἔχων βλέπειν
Τῶν Ἀθηναίων τὴν ἀοίδιμον πόλιν,
Ἴνδαλμα ταύτης γραφικὸν ἐστησάμην.

griechiſche Schriftſtücke an den Tag gekommen, deren Charakter dem der Mirabilien Roms entſpricht. Es ſind die zwei bekannten Fragmente: der von Otfried Müller entdeckte und von Ludwig Roß herausgegebene Anonymus von Wien (Τὰ θέατρα καὶ διδασκαλεῖα τῶν Ἀθηνῶν), und das kleine Pariſer Bruchſtück (περὶ τῆς Ἀττικῆς), welches Detleſſen entdeckt und in Gerhards Archäologiſcher Zeitung im Jahre 1862 abgedruckt hat.[1]

Ludwig Roß hat darzuthun verſucht, daß der Wiener Anonymus bald nach dem Untergange des fränkiſchen Herzogtums durch die Türken abgefaßt worden iſt. In dieſer Schrift wird nämlich vom Herzog (δουξ) Athens im Imperfectum geſprochen, der Türkenherrſchaft gar nicht gedacht, und von der Parthenonkirche als von einer chriſtlichen geredet. Dieſelbe war alſo, ſo ſcheint es, noch nicht Moſchee, als der Schreiber ſeinen Tractat niederſchrieb. Das Jahr, in welchem ſie dazu wurde, iſt unbekannt.

Die Akropolis behauptete der Herzog Franco, der letzte regierende Acciajuoli, nachdem der Paſcha Omar im Jahre 1456 die Unterſtadt Athen beſetzt hatte, noch faſt zwei Jahre lang; dann capitulirte er und zog mit

---

[1] Anonymi Viennensis Descriptio urbis Athenarum, nebſt den Briefen des Zygomalas und Kabaſilas. — Ein Beitrag zur Topographie von Athen. Beſonders abgedruckt aus dem XI. Bande der Jahrbücher der Literatur, Wien 1840. — Und in Ludwig Roß Archäol. Aufſ. I, 259, mit Commentar. Dann bei Laborde, Athènes etc., Bd. I. Neuerdings nebſt dem Pariſer Tractat abgedr. von Curt Wachsmuth, die Stadt Athen I.

seinen Schätzen nach Theben ab, was ihm Mohamed II. in Gnaden als Lehn überlassen hatte.[1] Der Sultan selbst besuchte Athen 1458; er bewunderte die Herrlichkeit der antiken Reste der Stadt und behandelte die Athener mit Milde. Aber ein entdeckter oder vielleicht künstlich in Scene gesetzter Verschwörungsplan reizte ihn zum Zorn; nachdem er Morea überwältigt hatte, kam er wieder nach Athen, im Jahre 1460. Er ließ hier zehn vornehme Bürger nach Konstantinopel abführen, und befahl, den Exherzog Franco umzubringen, was auch in Theben geschah. Aus diesen Gründen darf man annehmen, daß der erbitterte Sultan zu derselben Zeit befohlen hat, die Marienkirche zur Moschee zu machen. Ob sie aber, wie Ludwig Roß geglaubt hat, vorher, d. h. gleich nach dem Abzuge des letzten Herzogs im Jahre 1458, dem orthodoxen Cultus der Griechen zurückgegeben worden war, ist mir doch mehr als zweifelhaft. Der Anonymus spricht nicht davon, während er doch von einem Heratempel an der Kallirrhoe, welchen, wie er sagt, der Herzog zur Gebetkapelle zu benutzen pflegte, zu rühmen weiß, daß sie „jetzt" von den „Gottesfürchtigen", d. h. den orthodoxen Griechen wieder zur Kirche der „allerheiligsten Gottesgebärerin" gemacht worden sei. Wenn aber die alte berühmte Metropole im Parthenon zur Zeit, als er schrieb, dem griechischen Cultus wirklich zurückgegeben war, würde das nicht der Schreiber um so mehr mit national-religiösem Bewußtsein bemerkt haben?

---

[1] Vor dem October 1458; siehe Hammer, Gesch. des Osman. Reichs, II, 38.

Karl Hopf hat die Verwandlung der Parthenonkirche zur Moschee schon in das Jahr 1458 angesetzt, doch ohne bestimmte Gründe dafür anzugeben; die oben bemerkten Thatsachen machen es aber doch wahrscheinlicher, daß die türkische Besitznahme der Hauptkirche Athens erst im Jahre 1460 oder nach ihm geschehen ist.[1] Vor eben dieses Jahr darf daher die Abfassung der Schrift immerhin angesetzt werden. Ich fasse 1460 als zeitliche Grenzbestimmung auf, und stelle neben diese das wichtige Datum „Jetzt" von der Zurückgabe der christlichen Capelle im sogenannten Heratempel an die Orthodoxen. Diese aber kann nur in Folge des Zusammensturzes der herzoglichen Regierung geschehen sein. Die Griechen kamen in Besitz jener Capelle durch die Erlaubniß der neuen türkischen Gebieter, entweder schon im Jahre 1456, als Omar, der Sohn Turachans, die Stadt Athen besetzt hatte, oder 1458, als durch den Abzug des Herzogs von der Akropolis die Herrschaft des Sultans entschieden an die Stelle der fränkisch-italienischen getreten war.

Im Jahre 1458 legten die Türken eine Besatzung in die Akropolis, und diese Stadtburg Athens war jetzt

---

[1] Siehe L. Roß Archäologische Aufs. I, 245 f. Karl Hopf, Gesch. Griechenl. II. Periode S. 128. Laborde, Athènes etc., I, 5, sagt: Le Parthénon devint mosquée, après que la revolte suscitée par Acciajoli eut été apaisée (also 1460). Ihm folgt A. Mommsen, Athenae Christianae, S. 40, wo aber d. Jahr 1459 in 1460 zu verbessern ist. Auch Hertzberg, Gesch. Griechenl. seit d. Absterben d. antiken Lebens, II, 380, Wachsmuth und Michaelis (Parthenon S. 35) sind für das Jahr 1460.

ihre argwöhniſch gehütete Feſtung, die wichtigſte Attikas. Wird man da glauben können, daß ſie dieſe Burg noch zu andern als militäriſchen Zwecken benutzen ließen? Da hat ſchwerlich mehr ein Grieche ſie betreten dürfen; da iſt ſchwerlich mehr weder lateiniſcher noch griechiſcher Gottesdienſt im Parthenon gehalten worden; vielmehr hat mit dem Einzuge der Türken auf der Burg jeder Cultus in der Marienkirche aufgehört, bis dieſe endlich zur Moſchee gemacht worden iſt. Da iſt es auch dem atheniſchen Scholaſten nicht erlaubt geweſen auf der Akropolis umherzugehen. Als er ſeine topographiſchen Notizen niederſchrieb, beſtand aber das Herzogtum nicht mehr. Um Bemerkungen über die Gebäude auf der Burg zu notiren, hat er, ein ſicherlich einheimiſcher Mann, es nicht nötig gehabt, ſich wieder an Ort und Stelle zu begeben; es war ihm das alles bekannt und gegenwärtig.

Er ſagt bei dieſer Gelegenheit, offenbar von den Propyläen ſprechend: „gegen die Nordſeite hin befand ſich die ganze Kanzelei aus Marmor und weißen Säulen gemacht.“[1] Curt Wachsmuth notirt zu dieſer Stelle folgendes: „alſo in dem nördlichen Flügel, d. i. der ſogenannten Pinakothek, war die Kanzelei der fränkiſchen Herzoge eingerichtet.“ Auch Ludwig Roß hat dies ſo verſtanden. Nur iſt es befremdend, daß zu dem Wort καγγελαρία vom Schreiber des Fragments nicht hinzugefügt worden iſt „des Herzogs“, daß er überhaupt von dem herzoglichen Palaſt dort nichts ſagt, welchen doch Cyriacus wenigſtens

[1] §. 10. Πρὸς δὲ τὸ βόρειον κλεῖτος ὑπῆρχε πᾶσα καγγελαρία ἐκ μαρμάρου καὶ κιόνων πεποιημένη λευκῶν.

im allgemeinen als praecellentis aulae nobilissum opus bemerkt hatte. Was soll ferner das Beiwort „πᾶσα“ zu καγγελαρία bedeuten? Offenbar liegt in ihm der Begriff der räumlichen Ausdehnung. Der ganze nördliche Teil der Propyläen wird als καγγελαρία gefaßt. Aber muß darunter durchaus die fränkisch-herzogliche Kanzelei verstanden werden? Konnte nach der ganzen mirabilienhaften Auffassung des Schreibenden derselbe Begriff nicht auch für eine antik-griechische Bestimmung gebraucht werden? Ebenso gut wie man von einem Arsenal des Lykurg fabelte, konnte man von einer antiken Kanzelei im allgemeinen fabeln. Kurz und gut, ich wollte nur mit dieser Bemerkung andeuten, wie unsicher doch die Schlüsse aus den Notizen des Anonymus auf die Zeitbestimmung derselben sind.

Noch schwieriger ist die Zeit des zweiten sehr geringen Fragments „über Attika“ festzustellen. Gleich am Eingange desselben wird der Akropolis noch das fränkische Zuwort castro gegeben, und dann sofort der Tempel der Pallas Athene, also die Parthenonkirche, mit dem Beiwort τὸ ἰσμαΐδ bezeichnet. In diesem türkisch klingenden Wort hat Bursian τσαμί vermutet und Wachsmut ἰσμαγίδιον (Moschee) gelesen. Es wird ferner das noch heute bestehende albanesische Viertel Plaka unter der Akropolis genannt. Es wird einer der Marmorlöwen (am Dipylon) erwähnt, welcher erst im Jahre 1688 von Morosini nebst zwei andern fortgeführt worden ist, worunter sich auch der Piräuslöwe befand. Da dieses kleine Fragment sonst im allgemeinen den Charakter des ersten größeren an sich trägt, und auch in Einzelheiten mit ihm übereinstimmt,

so kann seine spätere Abfassungszeit doch nicht zu weit von der jenes ersten abliegen. Sein Entdecker glaubt die Handschrift noch dem 15. Jahrhundert angehörig. Bursian schreibt dem Verfasser wegen einiger antiker Reminiscenzen, die sich im Wiener Anonymus nicht finden, sogar mehr Gelehrsamkeit zu als diesem.[1] Die Vergleichung beider aber lehrt, daß sie eine gemeinsame Quelle gehabt haben, und diese war sowol die festgewordene Vulgärtradition, als das rohe archäologische Wissen gebildeter Athener. Und gerade deshalb ist die Auffindung des zweiten Fragments wichtig, weil es nicht eine Recension des ersten, sondern ein selbstständiges Stück ist, und dadurch beweist, daß man sich in Athen im 15. Jahrhundert mit einer Stadtbeschreibung beschäftigt hat. Auf beide athenische Stücke aber darf man immerhin den römischen Begriff der Mirabilien übertragen.

Das mittelalterliche Buch von den Sehenswürdigkeiten Roms ist die in der Literatur niedergelegte Anschauung des fortlebenden Römervolks von den Monumenten seiner Stadt; es ruht auf der Grundlage der alten Regionenverzeichnisse. Auf dieser hat sich mit Zuziehung kirchlicher Notizen die städtische Topographie weiter fortgebildet, und so entstanden die Mirabilia Urbis Romae aus amtlichen Daten und vulgärer Legende. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts haben sie ihre literarische Gestalt gewonnen, worauf erst in der Frührenaissance die gelehrte Forschung über die Antiquitäten der Stadt Rom begonnen hat. Ihr

[1] Detleffen in der Archäolog. Zeitung 1862, S. 378. Bursian ebendaselbst 1863, S. 52 f.

Begründer war Flavius Blondus. Im Jahre 1447 hat dieſer ausgezeichnete Mann die Roma Instaurata vollendet, den erſten Verſuch wiſſenſchaftlicher Feſtſtellung und Erklärung der römiſchen Monumente.

Dieſe Epoche machende Schrift hatte zu ihrer Vorausſetzung eine lückenhafte Reihe anderer, welche mit den Regionenverzeichniſſen der Kaiſerzeit des 4. und 5. Jahrhunderts beginnt, und von der Notitia und dem Curiosium Urbis ſich in mehren Gliedern fortſetzt, wie die Verzeichniſſe der heiligen Stätten Roms und der Anonymus von Einſiedeln in der caroliniſchen, die Anfänge der Graphia in der ottoniſchen Zeit, die Ordines Romani, die erſten Verſuche eines Stadtplans, die Mirabilia im 12. und 13. Jahrhundert, die Inſchriftenſammlungen des Cola di Rienzo, des Dondi, Signorili, des Poggio und anderer.

Nun befand ſich in demſelben Jahre 1447, wo Flavius Blondus ſeine Roma Instaurata Eugen dem IV. überreichte, Cyriacus von Ancona, der eben dieſem Papſt ſechs Jahre früher ſeinen erſten Reiſebericht übergeben hatte, zum zweiten Male in Athen, und hier ſammelte er Inſchriften, und machte er Zeichnungen von Monumenten. Dies zufällige Zuſammentreffen zweier Ereigniſſe in der topographiſchen Wiſſenſchaft der beiden Hauptſtädte der claſſiſchen Welt beweiſt zum mindeſten den Zuſammenhang geiſtiger Zeitſtrömungen. Es iſt eine Welle desſelben wiſſenſchaftlichen Triebes, die von Rom nach Athen hinüberſchlägt, es iſt ein italieniſcher Antiquar, der das antike Athen gleichſam wieder entdeckt. Dieſe Thatſache hat ſich dann ſo weiter fortgeſetzt; denn es ſind nicht Athener, nicht Griechen geweſen, welche dieſe Stadt er-

forſcht und ihre Mirabilienlegende in Wiſſenſchaft umgeſetzt haben, ſondern die Inſtauration Athens iſt durchaus das Werk des Abendlandes: ein verſpätetes Werk, wie ſich alles in Bezug auf Athen verſpätet hat. So gehören auch jene beiden atheniſchen Mirabilienfragmente erſt jener Zeit an, in welcher die Stadt Rom ſchon zu einer wiſſenſchaftlichen Topographie gelangte. Sie fallen um drei Jahrhunderte ſpäter, als die römiſchen Mirabilien. Eine topographiſche Wiſſenſchaft Athens aber entſteht erſt nach der Mitte des 17. Jahrhunderts aus den Arbeiten der franzöſiſchen Kapuziner am Lyſikratesdenkmal und den Unterſuchungen Spons und Whelers.

Da nun jene Mirabilienfragmente Athens der Zeit angehören, wo die antiquariſche Forſchung durch Cyriacus eben erſt auf dieſe Stadt übertragen worden war, ſo bin ich der Anſicht, daß die Anweſenheit dieſes bedeutenden Mannes dort auf das Entſtehen von Verſuchen einer Stadtbeſchreibung Einfluß gehabt hat. Gelehrte Italiener, wie Aurispa, Filelfo und Guarino, hatten wol Konſtantinopel beſucht, um dort die griechiſche Literatur zu ſtudiren, aber wir kennen keinen namhaften Abendländer, der vor Cyriacus aus wiſſenſchaftlichen Zwecken nach Athen gekommen wäre. Dieſer der griechiſchen Sprache mächtige Mann, ein Freund der angeſehenſten Gelehrten Italiens, erſchien in Athen als Repräſentant der Bildung des Abendlandes. Es mußte tiefen Eindruck auf die Athener machen, wenn ſie ihn Inſchriften abſchreiben, Monumente meſſen und zeichnen, und nach Münzen und Altertümern forſchen ſahen, die er ſammelte.

Seine Zwecke konnte er in der ihm fremden Stadt

nicht ausführen, ohne mit den kundigſten Athenern in Verbindung zu treten. Halbwiſſende Exegeten werden ihn hier auf ſeinen Wanderungen begleitet haben. Cyriacus, der die Mirabilien Roms, wie die Forſchungen des Flavius Blondus kannte, wird ſich bei gebildeten Athenern erkundigt haben, ob ſchriftliche topographiſche Wegweiſer oder Inventarien der Denkmäler Athens vorhanden ſeien; er wird dann atheniſche Antiquare zu ſolchen Arbeiten ermuntert haben. So kann von ihm immerhin ein Anſtoß zu einer antiquariſchen Thätigkeit in Athen ausgegangen ſein, aus welcher dann, nicht lange nach ſeinem letzten Beſuche dort Schriften entſtanden ſind, wie jene zwei Fragmente.

Beide erſcheinen als Bruchſtücke eines größeren Ganzen, das erſte einer Stadtbeſchreibung, das zweite vielleicht einer geographiſchen Abhandlung, von der ſich nur ein Blatt erhalten hat, worauf von Ruinen Athens geredet wird. Ludwig Roß hielt die mehre Blätter ſtarke Schrift des Anonymus von Wien für den ungeſchickten Aufſatz eines Schülers, und Laborde hat vermutet, daß ihr Verfaſſer kein Athener, ſondern ein ausländiſcher Grieche geweſen iſt, der für ſeine Landsleute einen Wegweiſer Athens habe verfaſſen wollen. Aber es iſt doch ſachgemäßer zu glauben, daß beide Fragmente die Arbeiten unwiſſender atheniſcher Antiquare geweſen ſind, die etwa das Inventarium der zu ihrer Zeit beſtehenden Denkmäler verzeichnen wollten.

Mehre Jahrhunderte trennen alſo das Bruchſtück der atheniſchen Stadtbeſchreibung von den Mirabilien Roms, und doch erſcheint jenes im ganzen Stil und Ton

der Darstellung diesen Mirabilien so nahe verwandt, daß man auf den ersten Blick versucht sein könnte, die Entstehung beider Stadtbeschreibungen, der römischen und der athenischen, in eine und dieselbe Epoche legendärer Anschauung des Mittelalters anzusetzen. Es drängt sich sogar die Frage auf, ob etwa, was bei der langen Verbindung Athens mit Rom und Italien während des fränkischen Herzogtums nicht gerade unmöglich war, Copien der römischen Mirabilien in die Hände athenischer Antiquare gekommen sind und auf ihre Anschauungsweise der Ruinenwelt Athens eingewirkt haben. Aber die Aehnlichkeit mit den Mirabilia Romae erklärt sich hinreichend aus der Gleichartigkeit des Gegenstandes selbst und aus der Mitbeteiligung der Tradition hier wie dort. Die Art endlich, in welcher der athenische Perieget seinen Tractat angelegt hat, ist ihm schon von Pausanias vorgezeichnet; denn auch er wanderte in der Stadt umher und notirte das für ihn Wichtige.

Keine Mittelglieder verbinden diese dürftigen Fragmente mit der Periegese des Pausanias. Sie haben auch keine officielle Grundlage, wie sie die römischen Mirabilien in den Regionarien gehabt haben. Sowol dieser Mangel, als die ganz andere topographische Natur Athens verbot es dem barbarischen Nachfolger des Pausanias (ich spreche hauptsächlich von dem größeren Stück des sogenannten Wiener Anonymus) eine Einteilung in Kategorien zu machen, wie sie die Mirabilien Roms haben, wo mit den Mauern und ihrem Umfange begonnen wird, von den Stadttoren, den Ehrenbogen, den Bergen, Thermen, Palästen, Theatern, heiligen Passionsstätten, den

Brücken, den Kirchhöfen, und dann erst von den einzelnen Tempeln, Säulen, christlichen Monumenten u. s. w. gesprochen wird, bis die Aufzählung in eine breite ungeordnete Stadtperiegese übergeht. Erst diese letzte Masse aber bietet die auffallende Uebereinstimmung mit dem größeren atheniſchen Fragment.

Nach der Ueberschrift desselben „Die Theater und Schule Athens" zu schließen, hat sein Verfasser die Stadt in diesen zwei wesentlichen monumentalen Gruppen begreifen wollen. Er beginnt mit ihnen, doch alsbald verliert er sich in dem Labyrint verworrenster Notizen. Jene Ueberschrift nun ist im Verhältniß zum Ganzen so unpassend, daß sie kaum vom Verfasser selbst gemacht worden sein kann. Sie würde nur dann Sinn haben, wenn ihr die für Athen wichtigste und umfassendste Kategorie der „Tempel" hinzugefügt wäre.

Der Schreiber dieses Fragments war zu unwissend um Vergleiche mit dem Inventarium des Pausanias anzustellen; er forschte nicht mehr nach dem, was untergegangen war, oder vom Schutt bedeckt lag, wie das Dionysostheater, das Asklepieion, das Odeum des Perikles, oder das Metroon, das Prytaneion, die Agora, die Gräberstraßen im Karameikos, die Mauern, Stadttore u. s. w. Er hat meist nur das Sichtbare verzeichnet, und redet ordnungslos von Monumenten in allen Richtungen der Stadt, vom Stadium jenseits des Ilissus, ja vom entfernten Hymettos, und vom Lykabettos bis zu den Grenzen der Akropolis und zum Hügel des Mnseion hin.

Im Verhältniß zu den Mirabilien Roms ist es auf-

fallend, daß sich der griechische Perieget mit dem christlichen Athen gar nicht beschäftigt hat. Auch die römische Stadtbeschreibung hat mit Vorliebe die Monumente des Heidentums behandelt, aber das Bedürfniß der Pilger forderte zum mindesten die Aufzählung der heiligen Martyrerstätten, wie der Kirchhöfe im Mirabilienbuch, und die Aufnahme berühmter Legenden, welche Heidentum und Christentum in Verbindung setzten. Daher finden sich dort die Legenden von Augustus und der Sibylle, vom Kaiser Julian und der zu ihm redenden Bildsäule, vom Bau des Pantheon, vom Bau der Basilika S. Pietro in Vincoli, vom Vatican und anderes dergleichen. Dinge solcher Natur konnten sich dem Periegeten Athens nicht darbieten, und auch der Legendenstoff hat sich dort nur spärlich ausgebildet.

Der Stadtbeschreiber Athens hat keine byzantinische oder fränkische Kirchen eines Blickes gewürdigt, obwol zu seiner Zeit die Stadt fast ebenso viel Kirchen und Kapellen gezählt hat, wie das gegenwärtige Rom. Wenn nun auch die meisten kleine, unbeträchtliche Bauwerke waren, so gab es doch immer manche unter ihnen, welche als die hervortretenden Denkmäler des christlichen Mittelalters bedeutend waren und noch heute ziehen sie als solche die Aufmerksamkeit des Forschers an. Babin zählte noch im Jahre 1672 innerhalb der Stadt und draußen im Umkreis einer Millie sogar 300 Kirchen; und noch im Jahre 1832 besaß Athen 130 mehr oder minder zerstörte christliche Heiligtümer.[1]

[1] L. Roß, Hellenika I. I, 83.

Der atheniſche Antiquar war ein ſtrenggläubiger Anhänger des griechiſchen Glaubens, vielleicht ſogar ſelbſt ein Geiſtlicher. Den Parthenon, das herrlichſte Denkmal des Altertums, hat er ſogar nur als Kirche der Muttergottes bezeichnet, und dieſe Metropole war für die chriſtlichen Athener durchaus das, was für die Römer die Baſilika des S. Peter geweſen iſt. So hoch ſtand ihr Anſehen, daß der Herzog Nerio I. Acciajuoli in ſeinem zu Korinth am 17. Sept. 1394 vollzogenen Teſtament die ganze Stadt Athen mit allem was ihr zugehörte dieſer einen Kirche vermachte. Er hat ſie dabei nur mit dem Titel der Maria bezeichnet, und weder den antiken Namen des Parthenon noch der Akropolis irgend genannt.[1] So hat auch der atheniſche Mirabilienſchreiber den Namen Parthenon nicht ausgeſprochen, wie er auch den der Propyläen und des Erechtheion verſchweigt. Da ſeine Schrift an der Beſchreibung der Marmorzelle und des Säulenperiſtils abbricht, ſo kann freilich in der Folge der antike Name von ihm noch genannt worden ſein. Der Pariſer Anonymus hat dieſen ſchon zur Moſchee gewordenen Tempel durchaus als den der Pallas Athene bezeichnet.

Eine mittelalterliche Sage fabelte, daß die Parthenonkirche ein Bau des Königs Jaſon geweſen ſei; aber im atheniſchen Mirabilienfragment wird ſie nicht erwähnt. Sie findet ſich vereinzelt nur im Liber Guidonis. Statt des mythiſchen Argonautenheros ſind es in der atheniſchen

---

[1] Buchon, Nouv. Rech. II, 1. Recueil n. XLVIII. Item lassamo all' ecclesia di S. Maria in Athene la città di Athene con tutte sue pertinentie et ragioni. —

Stadtbeschreibung Apollos und Eulogios, die jene Kirche dem Unbekannten Gotte erbaut haben. Laborde hat diese unerklärlichen Namen auf die byzantinischen Baumeister jener Parthenonkirche bezogen, und neuere Forscher haben an den Judenchristen Apollos erinnert, von welchem die Apostelgeschichte (18, 24; 19) redet. Dem athenischen Antiquar hat die Erinnerung an den Altar des Unbekannten Gottes vorgeschwebt. Mit diesem Titel wurde auch der christliche Parthenon noch lange von Abendländern bezeichnet, welche sogar eine solche Inschrift auf dem Frontispiz des Tempels wollten gelesen haben, bis dies Spon als Fabel erwies. Merkwürdiger Weise hat der Stadtbeschreiber bei dieser Gelegenheit des Apostels Paulus gar nicht erwähnt. Dagegen nennt er den Andreas, wo er von der ersten Agora Athens spricht, und deutet hier eine Legende aus der Apostelgeschichte an.[1]

Aus dieser sparsamen Beziehung auf christliche Legenden darf nicht gerade der Schluß gezogen werden, daß nicht mehrere solcher an andere Locale Athens sich geheftet hatten, wol aber, daß ihre Zahl im Ganzen nicht groß gewesen ist. Der Zusammenstoß des Christentums und Heidentums war in Athen, wo der alte Glaube durch die platonische Philosophenschule sich noch bis in das 6. Jahrhundert hinein erhielt, kein so heftiger als in Rom, und die Umwandlung des heidnischen Athen in das christliche

[1] Siehe über die Kirche S. Andreae A. Mommsen, Athenae Christianae, S. 105, und L. Ross, Archäol. Aufs., I, 201. Laborde I, 27.

vollzog sich verhältnißmäßig kampf- und geräuschlos. Es gibt kein unterirdisches christliches Athen, und die dunkle Geschichte der von Sanct Paul dort gestifteten Kirche hat keine welthistorischen Züge. Ihre einzige legendäre Heroengestalt ist der heilige Dionysos vom Areopag. Noch im 17. Jahrhundert wurde an jenem Felsenhügel das Haus dieses ersten Bischofs Athens gezeigt, und daneben ein Brunnen, worin sich der verfolgte Apostel Paulus 24 Stunden lang sollte verborgen haben. Diese Stätten scheinen überhaupt die berühmtesten der christlichen Legende der Athener gewesen zu sein; Babin hebt nur sie hervor, und dieser Jesuitenpater war zugleich der erste Stadtbeschreiber, der neben den antiken Monumenten auch christliche Kirchen Athens aufgezählt hat.

Mit derselben Sparsamkeit hat der atheniſche Anonymus auch die Profansagen behandelt, welche etwa an antike Monumente im Lauf der Zeit sich geheftet hatten. So erzählt er von fabelhaften zwölf Königen, welche die Königsburg (das Olympieion) erbaut hatten, ferner vom doppelgestaltigen Kekrops, der die Mauern Athens (auf der Akropolis) erbaut, die Heiligtümer innen und außen vergoldet und das Ganze Athen genannt habe. Auch in den Mirabilien Roms wird von den goldenen Mauern des Capitols gesprochen, und das Prädicat „die goldene" war beiden Städten gemeinsam.

Der Begriff βασιλεύς mit allen seinen auf Ruinen bezogenen Ableitungen gehört der Erinnerung an das Kaisertum der Römer und Byzantiner an, wie auch jener des „Palation" vom Kaiserhofe Roms stammt, und wol erst von den Franken auf die Ruinen Athens übertragen

worden ist. Sagen von Kaisern und ihren fabelhaften Palästen waren im ganzen weiten Römerreiche verbreitet. In Rom selbst hatte Benjamin von Tudela „80 Paläste der 80 Könige, welche alle Kaiser heißen" zu sehen geglaubt und viel Seltsames davon berichtet.

In den Mirabilien Athens wird für große Ruinen im Allgemeinen der nationale Begriff Basilika mit dem fränkischen Palatia abwechselnd gebraucht. So werden die Propyläen Palation megiston genannt, und das entspricht vollkommen dem Palatium majus auf dem mittelalterlichen Palatin. Man bezeichnete die kolossalen Reste des Olympieion als das Palation überhaupt (oder Basileia, Dikos Basileios) d. h. das Kaiserschloß, oder die Domus Hadriani principis, wie schon Cyriacus vermerkt hat. Das Hadrianstor, welches zu dieser Basileia führte, mit den beiden bekannten Inschriften trug den Namen kamara megisti, was dem römischen Ruinenbegriff camere, camerelle entspricht, und dabei sind vom Stadtbeschreiber nur die Namen Hadrian und Theseus erwähnt. Die Pyle der Agora mit damaligen Resten einer Säulenhalle galt als Palatia des Themistokles. Bei Babin ist der Palast das sogenannte Gymnasium des Hadrian, aber er schwankt, ob er nicht dieselbe große Ruine für den hadrianischen Tempel des olympischen Zeus halten solle. Der erste, der dies Olympieion richtig erkannt hatte, ist Transfeldt gewesen.

Es werden sonst andere Häuser großer Athener des Altertums bemerkt. Sie bilden einen Bestandteil der athenischen Mirabilien, ähnlich wie die Paläste großer Römer in denen Roms. Hier in Rom kannte man auf dem

Palatin nur noch das Palatium majus in Pallanteo monte, und man unterschied nicht mehr die Häuser des Augustus, Tiberius und anderer Kaiser. Man zeigte nicht mehr die Wohnung der Scipionen, des Virgil, des Horaz oder Cato; man bemerkte aber doch Paläste und Gärten wie des Mäcenas, des Sallust, der Pincier, des Octavian, der Domitier, der Laterani, des Präfecten Chromatius und des Euphemianus, und man übertrug den Begriff des Palasts mit pomphaften Kaisernamen auf große Ruinen der verschiedenartigsten ursprünglichen Bestimmung.

In Athen hatte man noch dem Pausanias die Wohnungen berühmter Männer gezeigt, und lange Zeit muß sich die Tradition davon erhalten haben. Wir haben bemerkt, daß man große Ruinen als Paläste auch solcher Athener bezeichnete, die wie Themistokles und Miltiades niemals so prächtige Wohnungen besessen hatten. In unserer Schrift werden als Wohnungen (οἴκημα, οἶκος) die des Thukydides, Solon, Alkmäon genannt, und zwar in der Nähe des Lysikratesdenkmals, der Laterne oder Wohnung des Demosthenes; es sind darunter ohne Zweifel andere choragische Monumente in der Dreifußstraße zu verstehen. Das wirkliche Haus des Themistokles stand im Viertel Melite auf dem Nymphenhügel, und das war dem Bewußtsein der Athener entschwunden, wie die Lage der Wohnungen anderer berühmter Männer in jenem Bezirk und in der Agora.

Es ist auffallend, daß der Anonymus nirgend des Perikles gedacht hat, und doch wurden dem Marquis Nointel antike Reste mit dem Namen „Palast des Perikles“

bezeichnet, als dieser Botschafter Frankreichs im Jahre 1674 Athen besuchte.[1]

Von den unzählbaren Statuen und Kunstschätzen des Altertums war kaum eine Spur mehr in der Erinnerung des Volks übrig geblieben. Einmal nennt der Stadtbeschreiber, nicht weit von den Palästen des Themistokles und in der Nähe der „glänzenden Häuser des Polemarchen", Bildsäulen des Zeus ἀγάλματα τοῦ Διός. Unter der Wohnung des Polemarchen hat Ludwig Roß und mit ihm Wachsmuth das sogenannte Gymnasion des Hadrian verstanden, wo zur Zeit der fränkischen Herzoge und auch der Türken die Residenz des Stadtgouverneurs gewesen sein soll.[2] Unter den Statuen des Zeus aber wollen dieselben Gelehrten die beiden Telamonen oder Atlanten verstehen, die noch heute auf jenem Local gesehen und auch als Eponymen bezeichnet werden. Keine andere Bildsäule hat der Anonymus bemerkt, nur daß er in dunkler Weise gewisse Sculpturen in Relief andeutet.

Zu seiner Zeit war demnach von dem öffentlichen Bildsäulenschmuck der Stadt Athen nichts mehr erhalten, und auch die Grabdenkmäler am Dipylon im äußeren Kerameikos bedeckte längst der Schutt. Die Erinnerung an die Athena Promachos und Parthenos, an den Zeuscoloß im Olympieion, an die Tausende von Statuen und Weihgeschenken auf der Akropolis wie in der Stadt war

---

[1] Depesche Nointels Athen 17. Dec. 1674, bei Laborde I, 122: ayant passé sous les beaux restes du palais de Periclès et auprès de la chapelle du tombeau de Socrate.

[2] Siehe auch A. Mommsen, Athenae Christianae, S. 114.

völlig erloſchen. Nur einmal fabelt der Stadtbeſchreiber von einem Agalma der Athene und einem andern des Poſeidon, die er auf die zwei choragiſchen Säulen über dem Dionyſostheater verſetzt ſtatt der Dreifüße, welche ſie urſprünglich getragen haben; und auch von dem Gorgoneion an der Burgmauer weiß er noch etwas aus dem Pauſanias.

Dieſelbe Vergeſſenheit bedeckt die Gemälde Athens; ſelbſt in jener Stelle, wo der Anonymus in oder bei den Propyläen von einer Stoa ἐν ποικίλῃ ὡραιότητι περιχρυσωμένῃ redet, darf man ſchwerlich glauben, daß ihm eine dunkle Erinnerung an die Stoa Poikile vorgeſchwebt hat. Er nennt nirgends einen Künſtlernamen. Phidias und Praxiteles waren in Athen verſchollen, während man ihre Namen zu Rom an die coloſſalen Roſſebändiger in den Thermen des Konſtantin geheftet hatte, von denen das römiſche Mirabilienbuch als von großen die Zukunft weisſagenden Philoſophen eine bekannte Legende zu erzählen wußte. Rom war überhaupt darin glücklicher als Athen, daß es einige berühmte Statuen des Altertums bewahrte, wie die bronzene Wölfin und die Reiterfigur des Marc Aurel; und nur wenige Decennien nach der Abfaſſung jener atheniſchen Fragmente begann man im römiſchen Capitol das erſte Muſeum anzulegen.

Auch die Erinnerung an die muſiſchen und dramatiſchen Künſte ſcheint in Athen nur noch ſchwach fortgelebt zu haben. In den Mirabilien Roms nimmt die Gruppe der Theater einen eigenen Paragraphen ein; es werden darin die alten Theater und Circus in nicht zu barbariſcher Verwirrung zuſammengeſtellt. In Athen gab es

an Gebäuden dieser Gattung: das berühmte Dionysostheater, das Odeum des Perikles, das des Herodes Atticus, das Stadium des Lykurg über der Ilissosbrücke, welches jener große Wolthäter Athens mit marmornen Sitzen ausgestattet hatte, und das von Agrippa im Kerameikos erbaute Agrippeion. Das Stadium allein hatte sich im 15. Jahrhundert so weit erhalten, daß es der Anonymus verzeichnen konnte. Er hat ihm den Namen des Theaters gegeben (τὸ τῶν Ἀθηνῶν θέατρον κύκλῳ περιεχόμενον); es galt ihm schlechtweg als das Theater Athens, wie in Rom schon vor Cassiodor das Theater des Pompejus wesentlich Theatrum Romanum genannt worden ist. Aber das Bewußtsein von der wahren Schaubühne Athens war dem Antiquar entschwunden; das Dionysostheater lag im Schutt; doch einige noch hervortretende Reste desselben nannte er die Schule (διδασκαλεῖον) des Aristophanes. Da vom Odeum des Herodes Atticus noch große Trümmer am Südwesthange der Akropolis aufrecht standen, so konnten sie nicht unbemerkt und unbenannt bleiben; wie es scheint hat der Stadtbeschreiber darin die Paläste des Miltiades und eines Kleonides verlegt.[1]

Von dem höchsten Wert für jeden Athener mußte die Erinnerung an die großen Weisen der Vorzeit sein. Es entstand deshalb die antiquarische Kategorie der Schulen (Didaskaleia); sie ist nur den Mirabilien Athens eigen, die römischen haben sie begreiflicher Weise nicht, sondern nur die Erinnerung an die alten Bibliotheken, deren Zäh-

[1] C. Wachsmuth S. 733. Bursian in der Archäolog. Zeitung 1863, S. 53. L. Roß, l. c., S. 263.

lung aus der Notitia entliehen ist. Der athenische Anonymus beginnt sogar seine Schrift mit der Akademie, die er in einen Bezirk der Basiliken oder großen Ruinen verlegt; die zweite Schule ist für ihn sonderbarer Weise die Eleatische in Ampelokipi; es folgt drittens noch das Didaskaleion Platons im Garten; viertens das des Polyzelos auf dem Berge Hymettos; endlich das des Diodoros in dessen Nähe. Schon aus diesen beiden unbestimmbaren Namen geht hervor, bis zu welchem Grade barbarisch die Unwissenheit der Athener geworden war. Selbst die Bestimmung der berühmten Akademie ist so verworren, daß sie erst als solche überhaupt in einem ungewissen Bezirk der Basiliken, dann als Didaskaleion Platons in dem Paradeisos oder Garten auftreten muß. Der Pariser Anonymus verlegt die Schule (σχολεῖον) des Platon in die Akademie, welche er nicht localisirt. Einer Vulgärtradition gemäß versetzte sie Babin in einen Turm, eine halbe Meile von der Stadt, eine Viertelmeile vom Hymettos entfernt, also in den Gärten von Ampelokipi, dem alten Alopeke.

Ebenso unbestimmbar war das Lykeion des Aristoteles geworden; mit diesem Namen hat es der Pariser Anonymus verzeichnet als gelegen ein wenig unterhalb der marmornen Sonnenuhr an der behauenen Felswand über dem Theater. Er hat das Local bestimmt durch die beiden choragischen Säulen über der Grotte (Panagia Chrysospeliotissa), und da auch der Wiener Anonymus das Didaskaleion des Aristoteles, wie er das Lykeion nennt, unter jenen Säulen ansetzt, so hat man im 15. Jahrhundert dasselbe in einer Ruine am Dionysostheater zu

ſehen geglaubt. Im Widerſpruch dazu ſteht freilich das „Studium des Ariſtoteles", welches dem Cyriacus in den Reſten der hadrianiſchen Waſſerleitung gezeigt wurde.

Die Halle der Stoiker und die Schule der Epikureer werden in großen prächtigen Bauwerken der Akropolis angegeben, von denen es ungewiß iſt, welche Teile der Propyläen damit bezeichnet ſind, oder ob dabei an das Erechtheion zu denken iſt.[1] Denn dieſe beiden Namen werden ebenſowenig mehr genannt, als der Parthenon. Auf derſelben Akropolis wird ein kleines Didaskaleion als die von Pythagoras gegründete Muſikſchule bezeichnet, und da ſie als am Eingange gelegen geſchildert wird, ſo iſt ſie vielleicht der Niketempel.

Es werden ſodann die Schulen der Kyniker und Tragiker beieinander genannt, auf unbeſtimmbaren Localen in dem weſtlich von der Akropolis gelegenen Bezirk; ferner das Didaskaleion des Sokrates, wofür der Turm der Winde galt, welcher außerdem auch als Tempel und Grab deſſelben Philoſophen ausgegeben wurde, und auch Sophokles wird mit einer Schule beehrt. Euripides iſt leer ausgegangen; Demoſthenes lebt im Denkmal des Lyſikrates fort, und die Rhetoren im Allgemeinen werden nach einem Tempel (βωμός) verwieſen, nach welchem ſie kamen um den Pankratiaſten und olympiſchen Siegern die Leichenrede zu halten. In dieſem Bomos hat, gemäß der ihm vom Anonymus gegebenen Lage, Ludwig Roß den Tempel des Ares oder ſogenannten Theſeustempel erkannt. Die Stelle

[1] Der Anon. von Paris verſetzt das Scholeion der Stoiker in die Baſilika.

des griechiſchen Stadtbeſchreibers erinnert mich an die Phraſe der römiſchen Mirabilien vom Templum Martis, ubi elegebantur Consules in kalendas Julias, et morabantur usque in kalendas Januarias, und dort ſollten dann die römiſchen Sieger die Schiffſchnäbel aufgeſtellt haben.

Viele andre große Namen Athens fehlen; keine Spur iſt geblieben von den letzten Sophiſten und neuplatoniſchen Philoſophen und ihren Hörſälen, von Herodes Atticus, Proäreſios, Himerios, von Priscus, Proklos und andern, welche der hingeſchwundenen Stadt Solons noch bis zum Ende des 5. Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung eine wiſſenſchaftliche Bedeutung als Univerſität geſichert hatten. Keine Erinnerung lebt mehr an die Panathenäen, die Eleuſinien, und den alten Götterpomp Athens, keine mehr an die muſiſchen Wettkämpfe, an die Pnyx und die Volksverſammlungen oder an die Richtertribunale. Nur der Areopag wird noch in Verbindung mit dem heiligen Dionyſos genannt. Freilich haben wir immer nur ein Fragment vor uns, und können deshalb nicht das ganze Gebiet localer Erinnerungen des Schreibers überſehen. Es geht aber doch wol aus dem Vorhandenen hervor, daß der Verfaſſer von der Ruinenwelt Athens nicht mehr viel zu ſagen wird übrig gehabt haben.

Es reizte mich, die topographiſchen Fragmente Athens mit den Mirabilien Roms zu vergleichen; und nichts mehr als dies zu thun, war meine Aufgabe. Was alle, welche ſich mit den letzteren beſchäftigt haben, wiſſen, nämlich daß aus ihnen ſehr wenig für die topographiſche Wiſſenſchaft Roms zu gewinnen iſt, daſſelbe erklären auch die

Forſcher in der Topographie Athens von dem Werte der atheniſchen Fragmente in Bezug auf dieſe Stadt. Wichtig wäre aber, feſtzuſtellen, ob es irgend Mittelglieder zwiſchen Pauſanias und jenen Fragmenten gegeben hat. Bis heute iſt nichts davon entdeckt worden.

Aus der Landschaft Athens.

1880.

Am Morgen des 23. April wollten wir, in Gesellschaft liebenswürdiger Landsleute, von Athen nach Chasiá fahren, die Burg Phyle zu sehen und den Parnés kennen zu lernen. Wir genossen erst das entzückende Schauspiel, welches die Akropolis darbietet, wenn die Horen des jungen Tages ihre steilen Felsenwände und die Marmortempel droben mit dem Frühlicht verklären. Die Morgenröte ist hier wirklich die rosenfingerige Eos des Homer. Sie erhebt am Horizont einen crocusfarbenen Schein, aus welchem Purpurstralen fächerartig emporschießen. Wenn Guido Reni dies attische Phänomen gesehen hätte, so würde er seiner Aurora und den andern Lichtgöttern eine minder derbe Gestalt gegeben haben.

Ich war verwundert, vor der Thüre des Hotels drei Gensdarmen neben ihren Pferden halten zu sehen. Sie standen da wie Statuen, stumm und regungslos, und keineswegs so ideal wie Reiterfiguren vom Fries des Parthenon. Man sagte uns, daß sie von der Stadtpolizei zu unserer Begleitung beordert seien; denn jede Ausfahrt Reisender überwache dieselbe seit jenem Mordanfall auf die unglücklichen Engländer bei Marathon, welcher die öffentliche Sicherheit des Landgebietes Athens

in der ganzen Welt verrufen habe. Die Abſicht war lobenswert, aber die Vorſtellung, uns auf den geweihten Fluren Attikas von Gensdarmen begleiten zu laſſen, erſchien uns ſo ungeheuerlich profan, daß wir die Reiter dankend entließen. Dies konnten wir um ſo mehr, als kein Raubanfall ſeit einigen Jahren hier irgend hörbar geworden war, und zur Ehre des Landes will ich beſtätigen, daß man heute in ihm überall „mit dem Golde auf der Hand" ſicher ſich bewegen kann.

Der ſäumende Wagen ließ uns Zeit, das Erwachen Athens zu beobachten. Es bietet freilich weniger Stoff zur Betrachtung dar, als das erwachende Rom, Neapel, London und Paris; denn kein berühmter Ort in der Welt iſt noch ſo erſt werdend wie Athen. Niemals wurde ich mir deſſen mehr bewußt als in der Morgenfrühe, wenn die ärmlichen Läden in der Hermesſtraße ſich aufthun, wenn die wenigen Kaffeetrinker ſich vor die Gaſthäuſer hinſetzen, die Zeitungsläufer die Tagesblätter ausrufen, und die zehn oder zwölf Fiaker auf den Schloßplatz gefahren kommen. Der von uns bedungene Wagen erſchien nicht — endlich rollte er von der Stadionſtraße her über den Platz; aber in ihm ſaß behaglich ein Uſurpator unſerer Rechte, und mit bronzener Stirn trabte der Fuhrmann an uns vorüber, ohne nur auf unſere Winke und Anrufe zu achten. Wir ſelbſt verſchuldeten dieſe graeca fides, weil wir verſäumt hatten, den Mann durch eine Caparra zu verpflichten, welche auch in Athen üblich iſt, wie an ſolchen Orten Italiens, wo ſich noch das alte Inſtitut der Vetturini erhalten hat. So kamen wir um eine Stunde der koſtbaren Zeit, und erſt um 7 Uhr

konnten wir auf einem andern Wagen unsere Fahrt antreten.

Wir nahmen unsern Weg durch die neuesten Stadtviertel Athens, die sich vom königlichen Schlosse her nach dem Lykabettos hinaufziehen, wo die Luft frisch und bewegt ist, während das unpraktisch angelegte Ottonische Athen die Niederung auf der Nordseite der Akropolis einnimmt und hier leider große Teile der antiken Stadt für immer überdeckt. Es wäre besser gewesen, hätte man das neue Athen von vornherein am Lykabettos angelegt, oder, wenn es einmal tiefer stehen sollte, die vom Seewind bestrichene Südseite unter der Akropolis gewählt, wo einst die Altstadt (ἄστυ) der Athener gelegen war. Aus der schönen Stadionstraße gelangten wir auf den Platz der Eintracht. Hier etwa endet das städtisch civilisirte Athen und beginnen geringere vorstadtartige Gebiete, aus denen man in die offene Landschaft gelangt. Wege führen auf dieser Seite nach Patisiá, nach Menidi, nach Chasiá und weiter links nach Eleusis und zum Piräus. Wir nahmen die Fahrstraße nach Chasiá, einen wenig belebten Landweg, der direct nach Phyle führt.

Nahe zur Linken liegt der Kolonos; so heißen jetzt zwei kleine Felsenhügel, welche die Lage des alten Demos dieses Namens bezeichnen, wo einst die Heiligtümer des Poseidon Hippios, des Prometheus, des Theseus, des Oedipus und der Eumeniden sich befunden haben. Sophokles war in diesem Gau geboren. Mit Reben, mit Lorbern und Oliven bedeckt, vom Lied zahlloser Nachtigallen durchtönt, nennt die Antigone des Trauerspiels den Kolonos. Dies paßt heute wol noch auf die Gärten

und den Oelwald in der Nähe, nicht auf die nackten Felshügel ſelbſt.

Zwei Grabſtelen von Marmor ſtehen auf dem kleinern, und nahe ragt eine einſame Cypreſſe. Welche claſſiſche Grabſtätte, um wie viel weihevoller als ſelbſt der ſchönſte Ort auf dem berühmteſten Friedhof im Abendlande, jenem an der Pyramide des Cajus Ceſtius in Rom! In Sophokleiſcher Erde, auf der tragiſchen Scene, wo Oedipus am Hain der Eumeniden in den Hades verſunken iſt, ruhen im Angeſicht Athens zwei berühmte Gelehrte, Repräſentanten der einzigen namhaften Wiſſenſchaft, die noch auf den Trümmern Athens ein einheimiſches Leben hat. Dieſe Glücklichen ſind ein Deutſcher und ein Franzoſe, Otfried Müller und Charles Lenormant. Beide ſind in Athen geſtorben, der eine im Jahre 1840, der andere 1859. Auf der Grabſtele Lenormants ſteht in griechiſchen Verſen geſchrieben, daß der Demos Athens ſein Herz hier auf dem Kolonos beſtattet habe. Das Herz Otfried Müllers hat der Erde Athens wol inniger und eigener zugehört, als das des Freundes Champollions. Welcher Deutſche ſteht hier, ohne an das grauſame Schickſal zu denken, das unſerm Winckelmann den blutigen Tod und das unclaſſiſche Grab in Trieſt ſtatt im Pantheon Roms gegeben hat!

Platon geſellt ſich hier zu Sophokles, denn nahe am Kolonos lag die Akademie. Elektriſch berührt das Gemüt des Wanderers die Atmoſphäre, in welcher ihm die Geſtalten der idealſten Geiſter Griechenlands heimiſch und gleichſam perſönlich entgegentreten. Und ſo iſt es ja überall auf dem Boden Athens. Auf dem Boden des

großen Rom verzehrt die kosmopolitische Luft das Persönliche; das Ereigniß und sein Weltbezug ist dort gewaltiger als die geschichtliche Individualität. Aber in der räumlich beschränkten Geisteswelt Athens ist das Ereigniß das Geringere, das Höchste der Mensch selbst in seinem eigensten idealen Selbst. Man geht hier umher wie in einer Götterversammlung. Was ich sagen wollte, liegt ausgedrückt in der „Schule von Athen", die Rafael im Vatican gemalt hat. Ich fragte mich oft, welche Empfindung in den heutigen Athenern mächtiger sein müsse, die Wonne oder die Pein, auf den Trümmern der Vorwelt fortzudauern, von deren großen Menschen sie eine Kluft trennt, die durch keine andere dem Altertum nachgefolgte Civilisation ausgefüllt worden ist. Dies freilich war nicht ihre Schuld.

Um das alte Athen legte sich geschichtslose Wüste, während über den Ruinen Roms eine zweite Weltcultur sich entfaltet hat. Ja die armen Athener, welche gegen so viele Hindernisse ihrer Entwickelung zu neuem Leben mutig ankämpfen, haben es bitter schwer, hier nicht zu verzagen. Sie sind noch obenein so naiv gewesen, die Straßen Neuathens, die nichts erlebt haben, ja selbst die armseligsten mit den erhabensten Namen des Altertums zu bezeichnen. In dem Enthusiasmus ihres wieder erworbenen Rechts, Hellenen zu sein, haben sie wie Geisterbeschwörer ihre leeren Gassen mit den großen Toten bevölkert, und von den Göttern bis herab zu den Heroen der Mythe abwärts durch die ganze antike Geschichte der Stadt des Kekrops gibt es kaum einen glänzenden Namen, mit dem nicht eine Straße benannt ist. Allein,

Theseus, Kodros, Solon und Perikles, Themistokles, Sophokles und Phidias, Euripides, Platon, Aeschylos, Demosthenes und hundert andere mehr. Das Volk in Athen ist aber doch geistreicher als sein Gemeinderat; denn es nimmt von diesem Namenprunk, von Straßennamen überhaupt niemals Notiz.

Es ist gut, daß der Kolonos und seine Umgebung noch durch keine Neubauten entweiht sind und noch nicht moderne Gassen enthalten, mit Namen auf ihren Ecken, etwa wie Schwelle des Hades, Oedipus, Antigone, Ismene, Theseus, Kreon und Polyneikes, sondern daß sie der Verwilderung der Natur überlassen sind. Man denke sich hier Dampfschornsteine rauchen, Maschinenräder rasseln, oder Krapp- und Tabackspflanzen angebaut. Das wäre noch unerträglicher als die Vorstellung des möglichen Kartoffelbaues auf der Campagna Roms, welche einst Wilhelm von Humboldt so sehr erschreckt hatte. Aber Geduld, es kommt auch für Athen eine Zeit, wo das nichts verschonende Leben die geweihten Stätten des Altertums nutzbar machen wird. Was uns noch heilig gilt, wird das auch später noch heilig sein? Wir heute Empfindenden sind noch die Kinder der Renaissance. Erst gestern lebten Winckelmann, Heyne und Wolf, Lessing und Goethe. Unsere idealistische „Griechheit" wird ein späteres Geschlecht von Utilitariern kaum noch verstehen, oder etwa nur so weit, wie wir heute die Begeisterung der Kreuzzüge verstehen. Die Reliquien der Atriden werden diesem Geschlecht keine größere Gemütsbewegung zuziehen, als uns heute das Skelet eines Megatherions der Urwelt. Wir aber weinen noch um Hekuba. Die Entdeckungen in Ilium

und Mykenä und in Olympia haben uns so tief aufgeregt, wie die Zeitgenossen der Renaissance im 15. und 16. Jahrhundert die Auffindung des Laokoon oder der antiken Mädchenleiche auf der Via Appia in Rom. Ein Beweis, daß wir Heutigen trotz Dampf und Maschine noch in der Strömung des Humanismus stehen, welche erst aufhören wird, wenn nichts Wichtiges vom Altertum mehr auszugraben und nichts besonders Neues mehr von ihm zu sagen übrig bleibt. Wir haben noch etwas Zeit damit; doch ist dies schon wahrzunehmen, daß die humanistischen Studien mit jedem Tage mehr von den realistischen Bedürfnissen verdrängt werden.

Von der Terrasse des Niketempels an den Propyläen sah ich öfters, in Betrachtung der Landschaft Athens versunken, die neue Zeit auch hier heranziehen: in Gestalt nämlich des ersten und einzigen Eisenbahnzuges, der sich überhaupt durch das Land der Griechen bewegt. Nichts Seltsameres, als diese ersten schüchternen Schritte zu sehen, welche der alte Prometheus hier in der neuen Cultur versucht. Ein Zug von vier oder fünf provisorisch aussehenden Waggons, von der Locomotive Apollon geführt, fährt vom Piräus an den Resten der langen Mauern hin und erreicht sein Ziel in 13 Minuten am primitiven Bahnhof. Dieser ist im Kerameikos nahe beim Dipylon aufgestellt, nahe den Gräbern alter Athener, den Stelen und Marmorsarkophagen, den wundervollen Grabreliefs des Dexileos und der Hegeso, die dort an der Hagia Triada aus der Erde auferstanden sind. Als ich den Zug erblickte, erinnerte ich mich, daß ich vor Jahren Zeuge auch des ersten Eisenbahnzuges gewesen bin, der die Cam-

pagna Roms durchfahren hat, längs den Resten der antiken Aquäducte Claudia und Marcia. Ich erinnerte mich zugleich, daß vor nun zwei Jahren die ehrwürdigen Mauern des Servius Tullius auf dem Esquilin nur mit Mühe und Not, und wol nur auf Zeitfrist, vor der Zerstörungswut der römischen Eisenbahnverwaltung gerettet werden konnten, welche sie durchaus mit gutem Grunde, als den Bahnhof hindernd, beseitigen wollte. Jene römische Locomotive hat seither den Vatican erstürmt und das Mittelalter Roms zersprengt.

Leake zählt in seiner Topographie Athens die Akademie des Platon zu den Orten, für deren sichere Bestimmung Geschichte und Augenschein zusammentreffen; das aber ist doch nur allgemein richtig. Der neueste Topograph der Stadt Athen, Curt Wachsmuth, erklärt, daß die Akademie Platons nur ungefähr localisirt sei. Keine Spur haben wir mehr weder von den Heiligtümern, die noch Pausanias auf dem Wege dorthin gesehen hat, noch von dem Garten des göttlichen Philosophen selbst, dessen Stelle man in der Nähe des Kolonos sucht, noch von seinem Museion, oder seinem Grabe. Gerade in diesem Gebiete, wo jene großen Genien lebten und lehrten, welche den Menschengeist in die höchsten Sphären des Ideals erhoben haben, hat der menschenverachtende Pessimist Timon seine Behausung gehabt. Den Turm (Πύργος) des Timon, jenes Mannes, „welcher allein gewußt hat, daß es keine Weise glücklich zu sein gibt, als diese, die andern Menschen zu fliehen", hat noch Pausanias in der Nähe des Kolonos gesehen. In Wahrheit, geistreicher konnte der Zufall nicht die Contraste verbinden, in welche die philosophische Ansicht vom

Werte des Menſchendaſeins auseinandergeht. Wenn es wirklich Contraſte ſind! Denn hier auf dem Kolonos überkam ja auch den hohen Geiſt des Sophokles die Stimmung des timoniſchen Peſſimismus, ſodaß er den Chor die berühmte Strophe ſingen ließ:

Nie geboren zu ſein, iſt der
Wünſche größter; und, wenn du lebſt,
Iſt der andere, ſchnell wieder
Dahin zu gehen, woher du gekommen.

Timon von Athen ruft aus dem fernſten Britannien, von deſſen Daſein kein Grieche irgend Kunde gehabt, die Geſtalt Shakſpeare's herbei, und als ebenbürtig geſellt ſie ſich zu dem Schatten des großen Sophokles. Auch durch den „Sommernachtstraum" iſt der Name Shakſpeare's mit Athen, ich möchte ſagen geradezu mit dieſen Olivenhainen am Kolonos verbunden. Denn wollte man für die phantaſtiſchen „Waldſcenen bei Athen" in jener wunderbaren Dichtung nach einem wirklichen Local ſuchen, ſo würde ſich nur dieſes hier nahe bei der Stadt denken laſſen, in der Niederung des Kephiſſos, der fruchtbarſten und für Olivenwaldung am meiſten geeigneten.

Die Vorſtellung, welche in ſeiner Zeit Shakſpeare vom wirklichen Athen haben konnte, mußte mehr als dunkel, ja völlig mythiſch geweſen ſein. So war ſie noch nicht weder bei Chaucer, noch bei Dante und Boccaccio. Alle dieſe Dichter haben den alten Theſeus „Herzog von Athen" genannt, und zur Zeit eines jeden von ihnen beſtand geſchichtlich ein Herzogtum Athen, und gab es wirkliche Großherren und Herzoge dieſer Stadt. Boccaccio

zumal war mit deren Zuständen bekannt als Freund der Acciajuoli. In einer seiner Novellen („Giornata", II, VII) hat er auch das wirkliche herzogliche Athen zur Scene der Handlung gemacht. Theseus, der „Herzog von Athen" im „Sommernachtstraum", ist wol eher ein Reflex aus den genannten Dichtern, als noch eine undeutliche Erinnerung an jenes fränkische Herzogtum, welches nach seinem Untergange durch die Türken im Jahre 1458 im Abendlande vergessen war. Erst 14 Jahre nach dem Tode Shakspeare's wachte die Kunde von dem verschollenen Athen (onde ogni scienza disfavilla) in Europa langsam wieder auf, nachdem der französische Gesandte Des Hayes die Stadt des Theseus besucht und von seiner Reise einen flüchtigen Bericht gegeben hatte.

Der berühmte Olivenwald zieht sich noch als ein grüner, doch nicht dichter Gürtel von den phalerischen Ufern herauf. Ich nehme an, daß diese Pflanzung alt ist und sich immer wieder erneuert hat. In dem herrlichen Chorgesang des „Oedipus auf Kolonos", wo der Dichter den Hain und die Blumenpracht seines „glänzenden" Geburtsortes preist, rühmt er auch vom „schlummerlosen" Kephissos, daß er die breiten Fluren des Landes befruchte, und er gesellt zu diesem Preise sofort das Lob des bläulich schimmernden Oelbaums, der ohne Pflege kraftvoll in dieser Landschaft gedeihe.

Sulla hat zuerst die mörderische Axt an die ehrwürdigen Haine der Akademie gelegt, und mehrmals haben sie im Laufe der Zeit Verwüstungen erlitten; Antigonos hat den Tempel des Poseidon und den heiligen Hain verbrannt. Die Chronik der Anargyri berichtet, daß die

catalanische Bande, welche im Jahre 1311 Athen einnahm und plünderte, auch die Olivenhaine am Kolonos zerstört habe. Diese Chronik ist ein gefälschtes Machwerk; aber trotzdem darf man solchen Frevel Eroberern zutrauen, welche viele Jahre lang ihr abenteuerliches Heldenleben durch Raub und Plünderung griechischer Provinzen gefristet und diese bis vor die Tore Konstantinopels wüste gelegt hatten. Indeß, die heiligen Haine hier überlebten selbst die Rachewut der letzten türkischen Gebieter, und sie sind noch immerhin als Nachschößlinge antiker Oelwälder zu betrachten. Ihre stete Forterzeugung in allen trostlosen Jahrhunderten der Versunkenheit Athens hat etwas Ergreifendes; denn sie dauern hier als eine gesetzmäßige Erscheinung der Natur, so unaustilgbar, wie die Formen des attischen Felsenbodens, und ich will trotz Fallmerayer sagen, auch der hellenischen Race. So ist das Wort des göttlichen Dichters doch wahr geworden, der in jenem Preisgesange des Chors gesagt hat, daß niemals ein feindlicher weder alter noch junger Heerfürst den Oelbaum dieser Landschaft tilgend verheeren solle, weil mit ewig wachem Blick schirmend auf ihn niederschauen Zeus Morios und Athena.

Auch der Kephissos, welcher den Olivenwald in seiner ganzen Länge durchfließt, hat wol niemals seine gewundene schmale Felsenrinne verändert, wenn er auch im Altertum, ehe die Entwaldung der Berge Attikas Fortschritte machte, reichlicher geflossen ist. Er allein hat rinnendes Wasser, wenn die schwachen Adern im steinigen Bette des kleineren Ilissos sammt der spärlich tropfenden Quelle Kallirrhoe versiegt sind. Er hat dessen genug, um die Kanäle zu füllen,

welche in die Gärten der Vorstädte geleitet sind, wo jetzt der Pfirsichbaum in üppiger Blüte steht. Der Kephissos schmückt, gleich seinem Zwillingsbruder Ilissos, seine schwärzlichen Uferränder mit einem entzückenden Flor von Anemonen, die vom tiefsten Purpurrot glühen. Von solcher Farbe sah ich keine in Italien, auch nicht in der Villa Doria Pamfili bei Rom, die durch ihre Anemonen weltberühmt ist. Die Lorbeerrosen am Flusse sind jetzt noch blütenlos, aber überall wuchert die zarte Viole. Sie wächst so massenhaft in der attischen Landschaft, zumal an den Meergestaden, daß ich erst hier verstehe, warum die alten Dichter vom „veilchenbekränzten" Athen reden.

Wir überschritten den Kephissos auf einer Brücke nahe bei den Orten Levi und Sepolia, und hatten nun den freien Anblick des Pedion, der Ebene Athens. Sie wird von herrlichen Gebirgsreihen umschlossen. Westwärts steht der dunkle Aegaleos, der sich zur Bucht von Salamis abſenkt und die Ebene Athens von der eleusinischen trennt. Der weiße Fahrweg, den wir dort sehen, ist die heilige Straße, die durch den Paß Daphni im Korydallos nach Eleusis führt. An den Aegaleos grenzt nordwärts der Parnés, das höchste Gebirge Attikas, dessen kahle Gipfel noch Schnee bedeckt. Dorthin, wo sich beide berühren, geht unsere Straße nach Phyle. Ein hohes mächtiges Felsenhaupt wird sichtbar: es ist das Harma, welches von seiner wagenstulartigen Form den Namen hat. Die andere Fahrstraße, die östlich zum Parnés hinzieht, ist die von Dekeleia, dem zweiten Paß, der neben jenem Phyles nach Böotien an die Ufer des Asopos führt. Südöstlich steht der marmorreiche Brilettos oder Pentelikon, das

schönste Gebirge Attikas. Er ist in dieser Landschaft, was das Sabinergebirge mit dem Monte-Gennaro in der Campagna Roms, ihr classisch geformter Abschluß. Gleich einem hochgeschwungenen Tempelgiebel ragt seine Marmorpyramide in der ätherklaren Luft glanzvoll über den Gefilden Athens. Wie die Sabinergebirge durch ein tiefes Tal, die uralte Völkerstraße nach Campanien, von den Albanerbergen getrennt sind, so scheidet hier eine geringere Einsenkung die Ausläufer des Parnés von dem Pentelikon; es ist der Paß nach Marathon, Trikorythos und Rhamnus. Zu den südöstlichen Meeresküsten senkt sich der ganz kahle Hymettos hin, einst, als er noch blühende Wälder trug, berühmt durch seine Bienenschwärme. Auf seiner Sunion und dem Meer zugekehrten Seite hat er prächtig gegliederte Formen; doch Athen gegenüber lagert er sich als eine einförmige, die Landschaft bedrückende Wand, ähnlich dem Gargánus bei Manfredonia. Nur wenn der Abend seine starren Felsenmassen in Purpur taucht, macht den Hymettos das Licht, nicht seine Form schön.

Dies ist die Umrahmung des Pedion Athens. Sie läßt südwärts den Blick auf die Küsten und das Meer mit seinen Inseln frei. Aber in dieser großen Ebene erheben sich noch nahe bei Athen Reihen mittlerer Felsenhügel. Die nackten Turkovuni (vielleicht der Anchesmos im Altertum) und ihr charaktervoll aufragendes Vorgebirge, der steile braune Obelisk des Lykabettos, bilden mit den Felsenmassen der Akropolis, des Areopags, des Philopappos, der Pnyx, des Nymphenhügels, welche alle sich zueinander senken und zusammenhängen, einen Ring von ganz kraterförmigem Ansehen. Dieser Ring ist mehr-

mals durchbrochen; wo er nordweſtlich auseinandergeht, wird die attiſche Ebene frei, welche ſich längs dem Parnés und dem Aegaleos zum Meere ſenkt; wo er ſich zwiſchen Lykabettos und der Akropolis auflöſt, dehnt ſich eine Hochfläche aus, und dieſe ſetzt ſich über dem Iliſſos fort, um dann zu den Ufern des alten und neuen Phaleron abzuſteigen.

Keine mehr plaſtiſchen Formen ſind irgend denkbar als dieſe der Umgebung Athens. Die Natur hat hier Land und Meergeſtade in der reichſten Fülle der Geſtalten wie mit dem Meißel ausgearbeitet, und dieſe Landſchaft zur Wohnſtätte der bildenden Kunſt gemacht. Wie Naturproducte entſproßten dieſem durchgeformten Felſenboden die Kunſtwerke Athens.

Ich bin beglückt, daß ich dies atheniſche Land vor mir ſehe und mir ſeine Naturſcene neben jene der Campagna Roms ſtellen kann, die ich in ſo langen Jahren durchwandert habe. Man ſoll zwar nicht ein Großes mit dem anderen vergleichen, denn jedes beſteht für ſich; aber das hier zu thun, liegt doch mir beſonders nahe, und Rom und Athen verbinden ſich von ſelbſt miteinander, als die Seiten einer und derſelben Medaille, welche das Gepräge der claſſiſchen Welt auf ſich trägt. Strenge, ſtilvolle Formenſchönheit iſt beiden Landſchaften gemein, nur herrſcht in der römiſchen die Majeſtät vor, in der atheniſchen die Grazie, aber auch dieſer iſt, wie in den maßvollen Werken des griechiſchen Geiſtes, der hohe Ernſt beigeſellt. Als perſpectiviſches Gemälde iſt die von Gebirgen prachtvoll umfaßte weite Ebene Roms das großartigſte der Welt; die atheniſche iſt beſchränkter,

aber formenreicher und farbenglühender. Die attischen Bergreihen ringsumher, zumal die vielgestaltigen Hügel im Mittelgrunde von bronzenem Ton, werfen eine unbeschreibliche Strahlung zurück, und das ätherische Spiel von Licht und Schatten, welches durch das plastische Relief der Formen und die ausgetieften Flächen hervorgebracht wird, ist so hinreißend, daß hier in Athen eine eigenartige Schwelgerei entstehen könnte, eben diese im Genuß der Lichteffecte. Die Verbindung des tiefblauen, heiter glänzenden inselreichen Meeres und seiner duftigen Küsten mit dem goldbraunen Ton des felsig starrenden Landes vollendet die Schönheit dieses Naturgemäldes, indem es zugleich der Phantasie die Fernen der Mythe und der Geschichte erschließt. Das Meer fehlt der schwermutsvollen Campagna Roms; nur sein heller Saum ist in ihr angedeutet; aber in majestätischen Bogen durchzieht sie der immer volle triumphirende Tiberstrom, dessen Lauf man meerwärts meilenweit verfolgen kann.

Alle Linien und Formen in der Landschaft Athens sind geistiger, feiner, durchsichtiger und verklärter als die der Ebene Roms, aber sie sind kleiner und begrenzter. Der Aether, der sie umfließt, ist göttlicher und lichter, und der Gedankenstrom, der sie durchdringt, ist mit nichts auf Erden vergleichbar. Denn wie muß ein von Natur schön und anmutsvoll gestaltetes Land die Seele des Betrachters ergreifen, wenn sein strahlender Himmel erfüllt ist mit den Göttergestalten der hellenischen Dichtung und seine geweihte Erde mit der edelsten Blüte des geschichtlichen Menschengeschlechts. Ganz so natur- und geistgemäß wie die elysischen Gefilde hier das ideale Athen

umrahmen, ganz so dem großen Wesen Roms entsprechend umschließt die feierliche Campagna dort die Majestät der Ewigen Stadt, die zweimal die Gebieterin der Welt gewesen ist. Die Grazie und vollendete Schönheit der Tempel und Bildwerke Athens läßt alle Denkmäler der Römer plump und schwer erscheinen; aber die zaubervollen Formen der attischen Landschaft rauben der Empfindung nichts von der tragischen Erhabenheit der Campagna Roms oder von dem überwältigenden Hauch des Weltschicksals, der auf ihrem weiten Trümmerfelde weht.

Der Frühling hat die Ebene Athens mit einem zarten Grün bekleidet und dadurch ihre Oede gemildert: denn dieselbe schweigende Verlassenheit liegt um die Stadt des Theseus, wie um die des Romulus. Adler schweben über fiebervollen Heiden hier wie dort, und dieselben Blumen der Unterwelt, die grauen Asphodelen, bedecken die Hügelgelände hier wie dort. Idyllische Schafheerden, welche zottige Hunde und verwilderte Hirten bewachen, wandern an den Ufern des Kephissos und des Ilissos wie an denen des Tiber und Anio. Meiereien unter Oliven und Pinien sind so dort wie hier gleich Oasen über die Landschaft zerstreut.

Ich war aber doch überrascht, die Ebene Athens bevölkerter zu finden als die römische Campagna; denn sie enthält manche Dörfer, besonders gegen den Parnés und den Pentelikon hin; aber alle diese Ortschaften rings um die Hauptstadt der Hellenen sind nicht von Griechen, sondern von fremd redenden Albanesen bewohnt. In der römischen Campagna stehen außer wenigen Weilern oder Tenuten im unmittelbaren Stadtdistrict keine Ortschaften

mehr; allein auf den Vorhöhen der Gebirge dauern daſelbſt noch ſaturniſche Städte fort, deren Urſprung die Sage zum Teil an griechiſche Einwanderung knüpft, und welche alle älter ſind als Rom. Auf den Bergen Athens iſt nirgends ein Ort zu ſehen; nur am Meere ſteht weithin ſichtbar die jetzt ſchnell ſich entfaltende Piräusſtadt, während die verſunkenen Hafenſtädte Oſtia und Portus von Rom aus nicht ſichtbar ſind.

Die Bauwerke der Alten ſind in der attiſchen Ebene faſt ſpurlos; doch in langen Linien durchziehen noch die Aquäducte und die Conſularſtraßen der alten Römer die Campagna, und ſie iſt noch mit Reſten antiker Tempel und Grabmäler und Villen ſowie mit Türmen und Burgen des Mittelalters bedeckt. Die Anſiedelungen auf der attiſchen Ebene ſind neu, und kaum iſt hier eine Spur der antiken Demen übrig geblieben, es ſei denn in noch fortdauernden oder noch erkennbaren Namen. Vergebens ſucht man Ruinen aus jener fränkiſchen Feudalzeit, welche der Marſchall Geoffroy de Villehardouin, die Chronik von Morea und der catalaniſche Xenophon En Ramón Muntanér geſchildert haben. Was ſollen auch mittelalterliche Burgen hier? Dies iſt kein Boden für Guelfen und Ghibellinen. Keine Burgruine in der Ebene Athens erinnert mehr an die zwei und ein halbes Jahrhundert umfaſſende Zeit der La Roche, der Brienne, der Aragonen und der Florentiner. Buchon ſuchte im Jahre 1839 die Gräber der La Roche in einer attiſchen Abtei, deren Namen Delfina ihm eine Urkunde aus Mons im Hennegau bezeichnet hatte, und endlich erkannte er ſie, auf den Wink unſers Ludwig Roß, in dem Kloſter Daphni am

heiligen Wege nach Eleuſis. Dort fand er zwei namenloſe Sarkophage auf, die nun als ſolche der Großherren Athens aus jenem burgundiſchen Hauſe gelten. Alles Fränkiſche iſt in der Ebene Athens verſchwunden, und auch alles Türkiſche.

Die Türken in Griechenland! Dies ſind Begriffe, die man nur mit einem gewiſſen Grauen verbindet. Und doch haben die Türken hier weniger zerſtört als die Römer, die Germanen, die Slawen und die Lateiner. Mohamed II. betrat als Herr Athens dieſe Stadt und dankte ſeinem Paſcha, ihrem Eroberer, daß er ihn in den Beſitz ſolcher Herrlichkeiten geſetzt habe. Ungleich den geiſtvollen Arabern in den andern Südländern Europas haben die Türken in Griechenland kaum nennenswerte Monumente ihrer langen Herrſchaft zurückgelaſſen, und weil ſie ſolche nicht bauten, haben ſie auch das Material der alten Denkmäler verhältnißmäßig geſchont. Ich wiederhole gern ein Wort, welches ein gebildeter Levantefahrer, der franzöſiſche Kapitän unſers Ueberfahrtſchiffes zum Piräus, mir geſagt hat: „Les Turcs en Grèce n'ont rien démoli, rien restauré, rien créé.“ Nicht ſie ſind es geweſen, welche den Parthenon ſo verſtümmelt haben, wie er heute iſt, ſondern den Venetianern und ihren deutſchen Söldnern und dem Lord Elgin haben die Athener zu danken, daß dies Wunderwerk der Welt heute nur in Trümmern aufrecht ſteht.

Wir nähern uns ſchon den Ausläufern des Aegaleos auf ſanft gehügelter Landſchaft voll Olivenwuchs und Weincultur und oft ſo reichen Saatfeldern, daß ſie im Widerſpruch ſtehen zu der ſprichwörtlichen Magerkeit des

attischen Bodens, welchen Thucydides als λεπτόγεων bezeichnet hat. Zerstreute Dörfer stehen links und rechts an der Straße, Kamatero und Liosia und der große Ort Menidi. Dieses Gebiet hier gehörte im Altertum zum Demos Acharnä, und so tritt uns nach Sophokles und Platon auch Aristophanes entgegen, der in jenem Gau geboren war.

Jetzt öffnet sich ein Paß am Aegaleos und aus der Ferne blickt das blaue Haupt des Kithäron und das Meer hervor. Vor uns steht nahe der klüftereiche Parnés. Noch zur Zeit des Pausanias trug er auf einer seiner Höhen, vielleicht auf dem Harma, das Erzbild des Zeus Parnethios. Zu seinen Füßen liegt eine wolangebaute Ebene mit einem unter Gruppen von Pinien und Oelbäumen malerisch zerstreuten Weiler, Kalivia genannt, was kein Eigenname ist, sondern in Griechenland einen Anhang zu größern Dörfern bezeichnet. Wasserbäche, vom Parnés her in Kanälen fortgeleitet, erhalten Felder und Wiesen in frischem Grün.

Von hier geht es aufwärts in die Berge des Parnés, auf kaum fahrbarer Felsenstraße. Eine Schlucht nimmt uns auf, die ein Bach durchströmt; Frauen waschen an ihm; fremdartig aussehende Albanesenkinder kommen neugierig auf den Weg. Wir wandern zu Fuß durch diese schöne Wildniß und werfen noch den letzten Blick rückwärts auf die ferne Akropolis und die Ebene Athens, ehe wir uns ganz in den Parnés vertiefen. Es ist eine wilde Bergeinsamkeit hier, wie in den Abruzzen. Schildkröten kriechen am Wege; sie sind Autochthonen in Attika. Das alte Aegina führte die Schildkröte in seinen Mün-

zen. Man sammelt sie massenhaft auf den griechischen Küsten, und Schiffe bringen diese Thiere nach Bari, wo man sie in wimmelnden Haufen im Hafen hoch aufgeschichtet sehen kann. Zur Zeit des Pausanias war der Parnés noch reich an Wildschweinen und Bären; heute findet sich hier die Wildkatze häufig vor.

Chasiá, von fern einem schwarzen Steinhaufen ähnlich, liegt vor uns auf einer Hochfläche unter mächtigen Felsenbergen, durch welche der Paß von Phyle hindurchgeht. Dieses Dorf, dessen neuer Name auch sonst in Griechenland vorkommt, ist das größte Attikas. Seine ungeschlossenen Straßen stehen auf dem nackten Felsboden; die Häuser aus Kalkstein haben ummauerte Höfe, nach welchen in der Regel die Fenster gerichtet sind. Hier und da stehen Cisternen auf kreisrunden Terrassen. Kein Zeichen des Bedürfnisses nach Wohnlichkeit oder Schmuck des Daseins ist in diesem ärmlichen Orte zu sehen. So primitiv lebten wol die ältesten Ansiedler Attikas, deren Hausspuren noch in Fundamenten von Felskammern auf den Hügeln Athens sichtbar sind.

Ich betrat eine kleine gekuppelte Kirche, über deren Portal Hagios Petros abgemalt ist, ein Gebäude in den Händen haltend, während bunte irdene Scheiben als Mosaik in der Façade eingemauert sind. Ein Friedhof liegt vor der Kirche, ohne anderes Grün als das eines verkümmerten Oelbaumes und einer kleinen Cypresse. Auf den niedrigen Grabhügeln wachsen Rosmarin und weiße Lilien. Steine beliebiger Form sind als Grabstelen aufgerichtet, doch inschriftlos. Neben ihnen liegen umgestürzte Krüge und Scherben mit einigen Kohlen. Viel-

leicht hat man hier Weihrauch als Todtenopfer verbrannt. Auch in den Gräbern zu Mykenä fanden sich in Menge absichtlich zerbrochene Thongefäße vor; noch heute aber ist es in Griechenland Gebrauch, mit Wasser gefüllte Krüge auf die Gräber der Abgeschiedenen hinzuwerfen.

Chasiá ist von Albanesen bewohnt, wie alle Dörfer Attikas. Dieses kriegerische Volk ist seit dem 14. Jahrhundert wiederholt in Griechenland eingewandert, und auch durch die Türken hereingebracht worden, im Jahre 1688 nach dem Rückzuge der Venetianer, dann noch im Jahre 1770 nach dem Ende des russischen Insurrectionsversuchs. Seither sind die Albanesen die Ackerbauer und Tagelöhner, die hart arbeitenden neuen Heloten der Griechen geworden, von denen sie Rassetypus, Sprache und Sitte trennen. Man schilderte sie mir in Athen, wo sie noch das ärmliche Viertel Plaka unter der Akropolis bewohnen, als arbeitsam, geduldig, aber geistesträge. Vorzugsweise Ackerbauer, sind sie Feinde jeder Baumzucht. In Chasiá nähren sie sich von Holz- und Kohlenhandel, während die Frauen geübte Stickerinnen sind. Wir erfuhren das im Hause des Locandahalters, wo wir rasteten. Hier sahen wir in einem Zimmer, welches keine Möbel enthielt außer einer hölzernen Lade und einigen Bretern an der Wand für Geräte, Frauen und Kinder am Boden um den niedern Herd kauern. Sie boten uns schöne in Gold und Seide gestickte Gewänder zum Kaufe dar, und diese funkelnden Dinge sahen in dem berußten Zimmer aus wie Schätze einer Höhle in Märchen des Orients.

Als Führer zum Castell Phyle erbot sich uns ein Chorophylax, d. h. einer der Ortsgensdarmen, ein junger

Mann in Uniform, mit roten Schnabelschuhen an den Füßen. Solche Schuhe werden im ganzen Orient getragen; sie sind eine uralte entwickelte Sandalenform Asiens, die man an griechischen und kleinasiatischen Reliefiguren findet, z. B. an denen des Harpyenmonuments von Xanthos. Unser Führer ging auf solchen lykischen Schuhen mit leichten Hermesschritten voran, und wir folgten ihm einer Bergschlucht entlang, dem Rinnsal eines Wildbaches, dessen Ufer Oleander, Lorbern und Myrtenbüsche dicht umkränzten. Auf den Berghängen sahen wir konische Hütten der Blachen, die mit ihren Schafheerden in Attika nomadisiren. Ihre zottigen Hunde sind ganz so grimmig wie jene der römischen Campagnahirten, und jeden Wanderer in den attischen Bergen wird Furcht befallen, wenn er das tieftönige Gebell dieser Schäferhunde von fern her näher und näher erschallen hört.

Am Rande einer mächtigen Schlucht steht ein Kloster angebaut; wir stiegen an ihm vorbei auf Felsenpfaden durch die duftige Waldregion der Strandkiefern. Die griechische Flora ist der süditalienischen nahe verwandt, aber sie erscheint doch mehr südlich oder orientalisch und veredelter. So prächtige Ericabüsche, Mastixsträucher und Arbutusbäume mit roten Stämmen habe ich in Italien nie gesehen. Nur die Pinie (Pinus Pinea) dort ist majestätischer als die attische; ihresgleichen sah ich hier nicht oder nur in wenigen Exemplaren auf dem Pentelikon. Größere Pinienwälder gibt es bei Marathon, in Euböa und besonders auf der Ebene von Olympia und Pyrgos im Peloponnes. So sagt Theodor von Heldreich in seiner Schrift „Die Nutzpflanzen Griechenlands". Die

gewöhnliche Pinie Attikas iſt die Aleppokiefer, welche nicht das hohe Schirmdach der italieniſchen bildet, ſondern ein feines Nadellaub an ihren dichter um den Stamm hängenden Zweigen trägt. Sie liefert das Brenn- und Bauholz, die Kohlen und das Harz (ῥητίνη). Wir fanden auf unſerm Wege viele Stämme mit der Axt angehauen, und in dieſen tiefen Wunden ſammelt ſich das Harz. Man gebraucht dies als Beimiſchung zum Wein, dem allgemein in Griechenland beliebten κρασὶ ῥητσινάτο, und dieſer Gebrauch iſt antik; zwar ſpricht Homer nicht von ihm, aber Plutarch und Plinius wiſſen davon. Vielleicht ſteht der Thyrſus mit dem Pinienzapfen als Symbol des Dionyſos mit dieſem Harzwein in Verbindung.

Ich habe eben eine die griechiſche Natur betreffende Schrift Heldreichs genannt, und ihr könnte ich noch manche andere desſelben Autors hinzufügen, wie „La Faune de Grèce". Unſer Landsmann lebt ſeit langen Jahren in Athen, wo er Director des Botaniſchen Gartens geweſen iſt. Eines Tages war ich zu ihm gegangen, erfüllt von etwas, was mir auf der Akropolis eingefallen war, als ich die zarten Kräuter und Blumen betrachtete, welche dort dem ſchneeweißen Felsboden entſprießen. Ein Engländer, Richard Deakin, hat im Jahre 1855 eine „Flora of the Colosseum of Rome" herausgegeben; wenn nun dieſe Schrift ein hohes Intereſſe erregt, wie dankbar müßten wir nicht für eine Beſchreibung der idealſten Flora der Welt ſein, jener nämlich, welche den Fußſtapfen der antiken Götter und Menſchen auf der Burg der Athene entſprießt. Indem ich ſolchen Wunſch Herrn von Heldreich mitteilte und ihn aufforderte, eine

Flora der Akropolis zu schreiben, versicherte er mir zu meiner Freude, daß er diesen Plan bereits gefaßt und nahezu schon ausgeführt habe. Ich nehme mir von der Bergwildniß Phyles die Gelegenheit, unsern verdienten Landsmann an sein Vorhaben zu erinnern. Wenn sich auf dem dürren Trümmerstaube des Amphitheaters des Titus 420 Pflanzenspecies festgeklammert halten, so wird der Felsenhügel der Akropolis sicherlich eine vielmal reichere Flora aufzuweisen haben.

Phyle zeigt sich noch immer nicht. Wir klimmen fort auf labyrintischen Pfaden zwischen cyklopischen Felsblöcken; aber die Richtung unsers Führers wird immer unsicherer und der Ausdruck seines Gesichts immer bedenklicher. Endlich verschwindet er laut- und spurlos; ja wie Oedipus scheint er in die Erde versunken zu sein. Nie haben wir ihn wiedergesehen. Gensdarmen, selbst in classischen Ländern, führen arme Sterbliche mit unfehlbarer Sicherheit nur einen Weg, und niemand wähle sie zu Ciceronen für Altertümer. So in der Wildniß von unserm Dämon verlassen, stiegen wir weiter, und bald erblickten wir die berühmte Burg nahe vor uns, aber eine tiefe unwegbare Schlucht trennte uns von ihr.

Phyle lag vor uns in erhabener Gebirgswildniß, umringt von kahlen Bergmassen, deren Wände steil in die Tiefe niedersinken. Auf einer vorgeschobenen Felskuppe steht das alte Castell, ein Viereck aus Quadern mit Resten von Türmen und Eingängen. Sträucher hängen von den zersplitterten Mauern; zwei Schuttmassen liegen davor. Die Burghöhe senkt eine mit Pinien bewachsene Flanke herab, und auf dieser nordöstlichen Seite befindet

ſich der einzige Zugang zum Caſtell. Es hat nur 900 Fuß im Umkreiſe (nach der Berechnung von Curtius); aber es genügte vollkommen, den engen Paß zu ſperren, welcher unten an den Felſenwänden vorüber nach Böotien führt.

Daß dieſe Burg die alte Grenzfeſte Phyle iſt, macht ihre Lage, ihre Entfernung von Athen (100 Stadien) und die Fortdauer ihres Namens, τὸ Φυλή, unzweifelhaft. Ihr Urſprung iſt unbekannt, und erſt die Heldenthat des Thraſibulos hat ſie geſchichtlich berühmt gemacht. Mit 70 Exilirten beſetzte ſie der kühne Athener, von Theben ausziehend, im Winter 403. Hier ſchlug er die Scharen der 30 Tyrannen ab, ſtieg dann durch den Paß des Parnés in den Gau Acharnä, zerſprengte dort das feindliche Lager, kehrte ſiegreich in dies Felſenneſt zurück und unternahm ſofort, jetzt mit 1000 Exilirten, den genialen Zug nach dem Piräus, der die Befreiung Athens zur Folge hatte. Helden eines großen Augenblicks zwingt meiſt das neidiſche Schickſal, ihn und ſich zu überleben. Im wütenden Parteiweſen iſt auch Thraſybulos untergegangen, und nur der Tod durch die Mörderhand der Bürger von Aſpendos erſparte dem ruhmvollen Befreier Athens die Verurteilung im Staatsprozeß, dem ſein Waffengefährte Ergokles erlag.

Unſern Kummer, die alte Burg nicht betreten zu können, milderte etwas die Nähe, aus der wir ihre ehrwürdigen Mauern betrachten konnten, und der hinreißende Blick von unſerm 2000 Fuß hohen Standpunkt auf die Ebene Athens, die im Duft der Ferne ſchwebende Akropolis, die ſtrahlenden Meere, die Inſeln und die Küſten bis zum Peloponnes hin. Wir ſtiegen abwärts zu der

großen Schlucht, wo jenes Kloster liegt, welches von ihr εἰς τὰ κλειστά genannt wird. Ein langer schmaler Hof aus Stein umschließt hier ein paar niedrige Gebäude und das kleine gekuppelte Heiligtum, eine Grottenkirche, deren Decke von einer Säule getragen wird. Sechs schwarzhaarige, schwarzbärtige Mönche saßen im Hofe mit ihrem Igumenos; alle trugen sie hohe schwarze Mitren, schwarze kurze Röcke, und die langen blauen Beinschienen aus Tuch, die Homerische Knemis. Kaum sah ich schönere Griechen. Nichts Mönchisches lag in ihrem stolzen Wesen. Sie sahen aus wie Archonten, die hier im wilden Gebirge zu gebieten haben. Es war ganz natürlich, daß ich mich nach den Waffen umsah, die sie hätten tragen müssen. Frauen und Kinder, darunter ein bildschöner Knabe, waren bei ihnen, und sie schienen zu ihnen in nähern als nur wirtschaftlichen Beziehungen zu stehen. Die Basilianer boten uns gastlich Resinatwein dar, reichten uns frische Lorbeerzweige, die in keinem griechischen Kloster fehlen, und lehnten selbstbewußt jede Entschädigung ab, die wir dann den Kindern gaben. Zwei junge, mit Gewehren bewaffnete Männer gesellten sich hier zu uns; es waren Deutsche aus Athen, welche die Burg noch in später Stunde ersteigen wollten. Wir wünschten ihnen besseres Glück, als wir selbst gehabt hatten, und setzten unsere Wanderung nach Chasiá fort.

Ich sah keine großartigere Bergwildniß in Attika, als diese hier am Höhlenkloster, wo nordwärts über der Schlucht die gewaltige Felskuppe des Harma aufsteigt. Graue Oliven, Lorbeern, Pinien und duftige Gebüsche decken die Terrassen der Berghänge, über welchen läutende Schafheerden wan-

dern. Bald glänzen die Felsen von einem silbertönigen Grau, bald sind sie rotglühend und stürzen in schwindelnde Tiefen nieder. Auf der felsigen Straße durch grüne Waldung sind wir so fortgewandert, hier und da Eseltreibern begegnend, ärmlichen Hausirern mit bunten Zeugen, oder Frauen, welche bemalte Osterkerzen tragend daherkamen, in blauen und weißen Gewändern, den Hals geschmückt mit schweren Silberketten, den Kopf in das gelbe Schleiertuch gehüllt, das auf türkisch über Kinn und Mund gezogen wird. Bittere Armut sprach aus ihren Zügen. Auch in Chasiá ließ sich unser verschwundener Führer nicht erblicken. Wir übergaben daher die ihm bestimmte Belohnung dem Locandahalter und fügten ihr noch einen freundlichen Gruß hinzu, um den Beschämten wieder aufzurichten.

Unsern Rückweg nahmen wir auf derselben Straße den Parnés abwärts zu den Kalivia, und bogen hier links ab, um das Kuppelgrab bei Menidi zu sehen. Dorthin fuhren wir durch eine sanft aufsteigende Landschaft von solcher Feinheit und Anmut, daß nichts greller sein konnte als ihr Contrast zu den nahen Wildnissen des Parnés. Auf weiten Flächen grünen hier junge Saaten, und nahe Orte unter Pinien und Olivenbäumen bieten das Bild des Glücks und des Friedens dar. Der Gau Acharnä, welchen Aristophanes unsterblich gemacht hat, nahm wol diese schöne Landschaft ein. Milde des Klimas, Fruchtbarkeit, Anzahl und Tapferkeit des Volks machten ihn zum angesehensten und größten Demos in Attika. Dreitausend Hopliten stellten die Acharner im Beginne des Peloponnesischen Kriegs. Aber vom alten Acharnä ist keine

Spur übrig, sodaß seine Lage nicht mehr sicher angegeben werden kann. Leake suchte sie zuerst im heutigen Menidi, dann glaubte er wieder, daß dieses Dorf die Stelle des alten Paionidai einnehme. Bursian versetzt in seiner „Geographie Griechenlands" Acharnä durchaus nach Menidi, in dessen Häusern und Kirchen Reste der alten Bauwerke enthalten seien. Wie unsicher sind doch die Bestimmungen der Demen Attikas, welche zuerst Leake und Roß zu ergründen gesucht haben. Viel günstigern Boden hat die Forschung in der Campagna Roms, wo der Ager Romanus durch gründliche Karten und Untersuchungen topographisch bestimmt und erläutert worden ist.

Menidi ist ein sehr freundlicher Ort, der größte Attikas nächst Chasiá. Albanesen bewohnen auch ihn, Ackerbau und Kohlenhandel treibend, wie die alten Acharner. Weite, saubere Straßen, mehrere Kirchen, wohnliche Häuser mit Höfen und Gärten, zeugen von einiger Behaglichkeit des Daseins. Da sich der Tag neigte, sahen wir viele Bewohner in Ruhe vor den Thüren sitzen, namentlich patriarchalisch würdevolle Greise mit langen Bärten, rauchend und kauernd wie Türken, und durch ihre apathische Art ganz an die Türkenzeit erinnernd. Frauen in malerischer Tracht erblickten wir gruppenweise, waschend an einer Quelle, oder Wasser schöpfend an gemauerten Cisternen: friedliche Bilder des Orients unter silbergrauen stillen Olivenbäumen.

Da der Ort auf einer Hochfläche liegt, die vom Kephissos herauf steigt, so hat man von ihm einen der umfassendsten Blicke auf die Ebene Athens. Schön stellt sich hier der dunkle Parnés mit dem hohen Harma dar.

Auch der Pentelikon mit ſeinen weithin über Attika leuchtenden Narben, den alten und neuen Marmorbrüchen, liegt ganz nahe; unter ihm iſt Tatoi ſichtbar, ein Gut des jetzigen Königs der Hellenen, am Paß jenes Dekeleia, von deſſen Feſte her die Spartaner Athen blokirt und endlich bezwungen hatten. Zu den Füßen des Pentelikon zeigt ſich auch Kiphiſia mit üppigen Platanenhainen, wo der Kephiſſos ſeine Quellen hat. Der alte Name dieſes Ortes dauert noch fort; er war der Lieblingsaufenthalt jenes hochgebildeten reichen Herodes Atticus von Marathon, der mit dem Kaiſer Hadrian wetteiferte, Athen durch Bauten zu ſchmücken und mit Wolthaten zu überhäufen. Weiterhin zeigt ſich Maruſi, ein Dorf, welches vom ehemaligen Tempel der Artemis Amaruſia den Namen trägt. Unterwärts nach Athen zu dehnen ſich die Niederungen des Kephiſſos mit dem grünen Olivengürtel bis zum Piräus aus, und darüber ragen in die klare Luft der Hymettos, der hohe Kegel des Lykabettos, die bronzefarbigen Turkovuni, und die Götterburg Athen. Der Abend betrat ſchon leiſe dieſe Landſchaft, ſie mit ſanftgeſtimmten Farbentönen von roſigem Licht zum Schatten hinüberführend, ſo zauberhaft, daß die Sprache es nicht ſagen kann.

Eine Viertelmeile von Menidi entfernt liegt auf der Straße nach Athen eine Anhöhe, Lykotrupa genannt, und in ihr ein vorhiſtoriſches Kuppelgrab. Ich war um ſo begieriger, dasſelbe zu ſehen, weil ich eben erſt die Gräber in Mykenä beſucht hatte, und dieſes neu entdeckte hier demſelben uralten Todtenkultus und demſelben der geſchichtlichen Kultur Griechenlands fremden Bauprincip an-

gehört. Denkmäler der Art sind bisher nur in der Argolis aufgegraben worden, während man die Kuppelgräber in Lakonien und Böotien noch nicht erforscht hat. Das Tholosgrab bei Menidi hat sich glücklicher Weise zu jenen argivischen gesellt und die Ansicht bestätigt, daß dasselbe sepulcrale System in Urzeiten über ganz Ostgriechenland verbreitet gewesen ist. Im Jahre 1872 entdeckte es ein athenischer Antikenhändler; im Frühjahre 1879 hat es das Deutsche Archäologische Institut in Athen ausgegraben, nachdem ihm die griechische Behörde bereitwillig die Ehre des Unternehmens überlassen hatte.

Die Grabanlage ist die gleiche des sogenannten Schatzhauses des Atreus (oder Grabes des Agamemnon) und der anderen Tholosgruft am Löwentor Mykenäs, welche Schliemann ausgegraben hat, nur in kleinern Verhältnissen, prunklos und vergleichsweise ärmlich durchgeführt. Der parallele Dromos (er leitete als eine feierliche Eingangsstraße zu solchen Gräbern hin) aus roh aufgeschichteten Steinblöcken, 3 Meter breit und mehr als 27 Meter lang, führt schräge abwärts zur Grabesthüre, die aus vier großen rohen Steinbalken zusammengesetzt ist. Ueber dem massigen Thürsturzblock fehlt das in Mykenä übliche Entlastungsdreieck, und dessen Stelle wird von vier durch Zwischenräume getrennten Steinbalken eingenommen. Nur auf der innern Seite ist jenes Dreieck sichtbar, aber mit kleinen Steinen zugedeckt. Der Innenraum hat die trichterartige Tholosform, in einer Höhe von 9 Metern. Ringe bilden dieselbe, in den untern Lagen aus größern Kalksteinblöcken, in den obern aus immer kleinern, ohne jedes Bindemittel aufgebaut. Fugen sind mit kleinen Steinen ausgefüllt.

Die innern Kreisflächen erscheinen ziemlich gleichmäßig, obwol sie nicht künstlich abgeglättet sind; daher sind sie nicht, wie jene im majestätischen Raum des Schatzhauses des Atreus, mit Erzplatten bekleidet gewesen. Bei der Aufgrabung wurde über dem festgestampften Naturboden eine erhöhte Bühne vorgefunden, die ein Drittel des Raumes einnahm. Sie ist abgetragen bis auf einen Rest, der als eine Art Sockel stehen geblieben ist. Ein Deckstein, welcher schon vor der Ausgrabung weggenommen worden war, schloß die Kuppelgruft. Weder Farbenmalerei noch Sculptur ist in ihr, wie auch nicht im Schatzhause des Atreus, zur Anwendung gekommen; nur war dessen Thüreingang mit farbigem Marmor geschmückt gewesen. Die Wirkung lag allein in dem feierlichen Gesammteindruck dieses gewölbten Raumes, des primitiven Versuchs des Gewölbebaues, der dann in Griechenland sich nicht weiter entwickelt hat.

Zur Zeit der Entstehung dieses Grabmals gab es vielleicht noch kein Athen in diesem Lande, wo uns unbekannte Völkerstämme sich angesiedelt hatten. Nachdem es der Baumeister im Einschnitt des Hügels vollendet, und nachdem man die Todten dort bestattet hatte, wurde der Grabeingang mit Steinblöcken versperrt, der Dromos verschüttet, über das Ganze ein Tumulus gehäuft. Da so große Räume, wie die der Kuppelgräber, schwerlich zur Bestattung nur eines einzelnen Stammhauptes oder Kriegers gedient haben, sondern, wie die Schädelfunde in der Tholos bei Menidi beweisen, Familiengrüfte gewesen sind, so muß ein solches Grabmal bei jeder wiederholten Beisetzung neu geöffnet und nach ihr wieder verschüttet wor-

den sein. Dies Verfahren konnte für ein Menschengeschlecht nicht zu umständlich sein, in dessen Verfassung der Todtenkultus einen so tief religiösen Grundzug gebildet hat. Wie mächtig derselbe war, beweisen nicht nur die für die Ewigkeit gebauten Grüfte, mögen sie Felsschachte und Felskammern oder Kuppelbauten sein, sondern auch die Aussteuer der Todten, wenn sie vornehmen Familien angehörten. Die Schliemann'schen Ausgrabungen haben gezeigt, daß solchen Todten fast märchenhaft zu nennende Schätze mitgegeben worden sind. In kostbare Gewänder gehüllt, auf welche man Zierath von Gold, Silber, Bernstein, Perlen u. dgl. befestigte, das Gesicht mit einer Goldmaske bedeckt, das Haupt mit kunstvollen Diademen geschmückt, goldene Gürtel auf der Brust, wurden diese Todten gleichsam mit Gold zugedeckt und mit Goldplättchen überstreut, und so mit großartiger Verschwendung nebst andern vielförmigen Schätzen, die neben sie niedergelegt worden waren, den Flammen, wie es scheint, im Grabe selbst übergeben.

Ob die Gruft bei Menidi schon ausgeplündert worden, oder unberührt geblieben ist, weiß ich nicht zu sagen: die Kostbarkeiten, welche sie noch an den Tag gegeben hat, sind an Zahl und Wert sehr gering im Vergleich zu den Schätzen der Burggräber Mykenäs, und wie es scheint selbst geringer als jene der Gruft bei Spata in der attischen Mesogaia. Man fand in ihr viele kleine Platten aus Gold mit den schon aus Mykenä bekannten Formen des Nautilus, der asiatischen Flügelsphinx, der Rosette und des Epheublattes; man fand viele Gegenstände aus Glasfluß, Glasperlen, silberne Spangen, geschnittene

Steine und Elfenbeinplatten mit Darstellungen von Thieren, ferner ungezählte Vasenscherben, einige Pfeilspitzen, aber keine Schwerter, Holzkohlen und Aschenreste, unregelmäßig hingelegte Menschenknochen und Reste von fünf Schädeln.

Dieser Fund ist im Saale des Polytechnikums zu Athen neben die Schätze aus Spata, Nauplia und Mykenä niedergelegt. Die Vergleichung lehrt, daß alle diese Erzeugnisse einer fremdartigen, unaufgeklärten Culturepoche im allgemeinen ein und derselbe Charakter verbindet, und daß dieser einer Zeit angehört, wo in Griechenland eine Einwanderung oder Uebertragung fremder, vielleicht assyrischer Mythenformen und Kunsttypen aus Asien stattgefunden hat. Spätere Ausgrabungen werden diesen Culturschatz mehren, mit dessen Auffindung für die Geschichte der griechisch-asiatischen Kunst neue Perspectiven eröffnet worden sind, während die Gräberfunde vorderasiatischer Inseln und andere Etruriens und Mittelitaliens eine vergleichende Wissenschaft auf diesem Gebiet überhaupt möglich machen. Spätere Ausgrabungen werden auch die Frage entscheiden, ob und welche Mittelformen zwischen der Construction der senkrechten Schachtgräber und dieser der Kuppelgrüfte vorhanden sind. Jene ersten in Mykenä aufgedeckten hält man für älter als die Tholosgrüfte. Dies ist wol im Princip richtig; aber doch können beide Formen auch nebeneinander angewendet worden sein, da die in Mykenä und hier in Menidi gefundenen Gegenstände durchaus ähnliche Kunstmotive aufweisen. Das System der Kuppelgräber ist, weil sehr einfach und primitiv, auch uralt; es hat sich aus dem Grabhügel entwickelt. Die konische Bauform findet sich in aller Welt

bei Völkern einer primitiven Culturstufe, und noch heute. So sieht man auf den Feldern Apuliens die sogenannten Caselle, d. h. kegelförmige Häuschen, aus kunstlos übereinandergelegten Steinringen von Landleuten als Vorratskammern oder zur Unterkunft errichtet, ähnlich dem Princip jenes Tholosbaues, welcher im Schatzhause des Atreus, soweit uns bekannt ist, seine höchste Vollendung erreicht hat.

Das Deutsche Archäologische Institut in Athen hat eine Schrift veröffentlicht: „Das Kuppelgrab bei Menidi" (1880). Sie enthält nebst Abbildungen der Gruft und der in ihr gefundenen Dinge den Ausgrabungsbericht von Lolling und folgende lehrreiche Abhandlungen: „Ueber die technische Herstellung der Tholos bei Menidi", von Richard Bohn; „Die im Grabe bei Menidi vorgefundenen Vasen", von Adolf Furtwängler; „Die vorhistorischen Grabstätten in Griechenland", ein Vortrag von Ulrich Köhler, dem Director jenes Instituts.

Wir sind von Menidi nach Athen zurückgefahren durch Pyrgos, das ehemalige Gut der um Stadt und Land hier hochverdienten Königin Amalia, welches jetzt in Privatbesitz übergegangen ist. Eine Allee von Oleandern führt auf diese ummauerte Farm von fast mittelalterlichem Aussehen mit schönen Cypressenanlagen. Seitwärts liegt der große Ort Koukouvaones und neben ihm Herakli, die letzte der in Ottonischer Zeit in der Ebene Athens errichteten Colonien der Baiern. Eine seltsame Verknüpfung der Weltverhältnisse hatte einen Zweig des Hauses Wittelsbach von den Ufern der Isar an diese des Kephissos verpflanzt. Er ist hier nicht gediehen; die Griechen selbst haben ihn jählings ausgerissen und dann

wunderlicher Weise einen anderen germanischen Dynastenzweig noch von weiter her aus dem Norden an seine Stelle gesetzt. Doch damit haben sie weder die Thatsache ausgerottet, daß ein Sohn desjenigen Volkes, welches wie kein anderes in die Geistestiefen des griechischen Altertums eingedrungen ist, der erste geschichtliche König der Hellenen überhaupt gewesen ist, noch haben sie das Bewußtsein ausgelöscht, daß aus dieser Verbindung Deutschlands mit Griechenland die ersten Grundlagen eines geordneten hellenischen Staates herstammen. Wie diese Verbindung sonst segensreich in der Wissenschaft gewirkt hat, ist allgemein bekannt und anerkannt. In mehr als einer Richtung sind ja die Deutschen die Schatzgräber in Griechenland. Die Bajuvaren also sind hier nicht zur Blüte gekommen; ihre Colonien verkümmerten. Ungewohntes Klima, fremde Lebensweise, mangelhafte ökonomische Einrichtung und, wie man mir wenigstens in Athen zu wissen gab, auch zu fleißige Dionysien beim Resinatwein haben allen bairischen Ansiedelungen in Attika und zuletzt dieser hier in Herakli den schnellen Untergang bereitet.

Die Sonne neigte sich unterdessen zum Stierabspannen, wie der alte Homer zu sagen pflegt. Der Abend hüllte Land und See in farbige Schleier, als wir Patisia erreichten, den schönsten Vorort Athens. Hoch vor uns glühte die Akropolis in purpurner Götterdämmerung, einsam über diesen Gefilden schwebend, wo einst das Höchste der menschlichen Ideenwelt zur Gestalt gekommen ist, und wo dann, nachdem alle diese Herrlichkeit vergangen war, nichts geschichtlich Großes mehr entstehen durfte.

Die Münzen Alberichs,

des Fürſten und Senators der Römer.

1885.

Eine Revolution ſtürzte in Rom im Jahre 932 das berüchtigte Weiberregiment, die Herrſchaft der bis dahin allmächtigen Marozia. Zugleich wurde Hugo, der König von Italien, welcher ſich eben erſt mit dieſer Senatrix in der Engelsburg vermält hatte und ſchon im Begriffe war, die vacante Kaiſerkrone zu gewinnen, mit Schimpf und Schande aus der Stadt verjagt. Dem ganz herabgewürdigten Papſttum wurde die weltliche Gewalt genommen, und Rom in ein ſelbſtändiges Fürſtentum verwandelt.

Der Held dieſer großen Umwälzung war Alberich, der eigene Sohn Marozia's aus ihrer erſten Ehe mit dem Markgrafen deſſelben Namens. Nachdem ihn die Römer zu ihrem weltlichen Oberhaupt erwählt hatten, nahm er zwei Titel an, den municipalen des Senator omnium Romanorum, und den politiſchen des Princeps, durch welchen die ſtaatliche Unabhängigkeit Roms und ſeines Gebietes ausgedrückt wurde.

Es gab damals keinen Kaiſer. Die caroliniſche Dynaſtie war mit Karl dem Dicken erloſchen, der deutſche Arnulf, welcher im Jahre 896 Rom und die Kaiſerkrone erobert hatte, und Berengar, der letzte der drei italieni-

den ſein. Dies Verfahren konnte für ein Menſchengeſchlecht nicht zu umſtändlich ſein, in deſſen Verfaſſung der Todtenkultus einen ſo tief religiöſen Grundzug gebildet hat. Wie mächtig derſelbe war, beweiſen nicht nur die für die Ewigkeit gebauten Grüfte, mögen ſie Felsſchachte und Felskammern oder Kuppelbauten ſein, ſondern auch die Ausſteuer der Todten, wenn ſie vornehmen Familien angehörten. Die Schliemann'ſchen Ausgrabungen haben gezeigt, daß ſolchen Todten faſt märchenhaft zu nennende Schätze mitgegeben worden ſind. In koſtbare Gewänder gehüllt, auf welche man Zierath von Gold, Silber, Bernſtein, Perlen u. dgl. befeſtigte, das Geſicht mit einer Goldmaske bedeckt, das Haupt mit kunſtvollen Diademen geſchmückt, goldene Gürtel auf der Bruſt, wurden dieſe Todten gleichſam mit Gold zugedeckt und mit Goldplättchen überſtreut, und ſo mit großartiger Verſchwendung nebſt andern vielförmigen Schätzen, die neben ſie niedergelegt worden waren, den Flammen, wie es ſcheint, im Grabe ſelbſt übergeben.

Ob die Gruft bei Menidi ſchon ausgeplündert worden, oder unberührt geblieben iſt, weiß ich nicht zu ſagen: die Koſtbarkeiten, welche ſie noch an den Tag gegeben hat, ſind an Zahl und Wert ſehr gering im Vergleich zu den Schätzen der Burggräber Mykenäs, und wie es ſcheint ſelbſt geringer als jene der Gruft bei Spata in der attiſchen Meſogaia. Man fand in ihr viele kleine Platten aus Gold mit den ſchon aus Mykenä bekannten Formen des Nautilus, der aſiatiſchen Flügelſphinx, der Roſette und des Epheublattes; man fand viele Gegenſtände aus Glasfluß, Glasperlen, ſilberne Spangen, geſchnittene

Steine und Elfenbeinplatten mit Darstellungen von Thieren, ferner ungezählte Vasenscherben, einige Pfeilspitzen, aber keine Schwerter, Holzkohlen und Aschenreste, unregelmäßig hingelegte Menschenknochen und Reste von fünf Schädeln.

Dieser Fund ist im Saale des Polytechnikums zu Athen neben die Schätze aus Spata, Nauplia und Mykenä niedergelegt. Die Vergleichung lehrt, daß alle diese Erzeugnisse einer fremdartigen, unaufgeklärten Culturepoche im allgemeinen ein und derselbe Charakter verbindet, und daß dieser einer Zeit angehört, wo in Griechenland eine Einwanderung oder Uebertragung fremder, vielleicht assyrischer Mythenformen und Kunsttypen aus Asien stattgefunden hat. Spätere Ausgrabungen werden diesen Culturschatz mehren, mit dessen Auffindung für die Geschichte der griechisch-asiatischen Kunst neue Perspectiven eröffnet worden sind, während die Gräberfunde vorderasiatischer Inseln und andere Etruriens und Mittelitaliens eine vergleichende Wissenschaft auf diesem Gebiet überhaupt möglich machen. Spätere Ausgrabungen werden auch die Frage entscheiden, ob und welche Mittelformen zwischen der Construction der senkrechten Schachtgräber und dieser der Kuppelgrüfte vorhanden sind. Jene ersten in Mykenä aufgedeckten hält man für älter als die Tholosgrüfte. Dies ist wol im Princip richtig; aber doch können beide Formen auch nebeneinander angewendet worden sein, da die in Mykenä und hier in Menidi gefundenen Gegenstände durchaus ähnliche Kunstmotive aufweisen. Das System der Kuppelgräber ist, weil sehr einfach und primitiv, auch uralt; es hat sich aus dem Grabhügel entwickelt. Die konische Bauform findet sich in aller Welt

ſetzte zum Zeugnis ſeiner Landeshoheit über Rom auf die eine Seite des römiſchen Denars ſeinen eigenen Namen, auf die andere aber den Namen ſeines Oberherrn, des Kaiſers. Es fand hier alſo ungefähr daſſelbe Verhältniß ſtatt wie zwiſchen der byzantiniſchen Reichsgewalt und den Gothenkönigen Italiens, welche fortdauernd die Oberhoheit des Kaiſers anerkannten; ſie ſetzten auf den Avers ihrer Münzen den Kopf deſſelben, und auf den Revers ihren Königsnamen.

Durch die Legende des Avers bekundete alſo der Papſt, daß die höchſte Quelle aller rechtlichen und politiſchen Gewalt der römiſche Kaiſer ſei, und daß er ſelbſt, der römiſche Biſchof, von deſſen oberherrlicher Autorität ſeine Landeshoheit empfangen habe. Die Kaiſernamen CAROLVS, LVDOVVICVS, HLOTHARIVS, WIDO, LANTVERTVS etc. ſind in der Regel ausgeſchrieben und umgeben das Feld, auf welchem das Wort ROMA ſteht, deſſen Buchſtaben die Form eines Kreuzes bilden. ROMA bedeutet hier mehr als den Münzort. Es iſt zugleich das Haupt des Imperiums und der Welt, und ſchon im 9. Jahrhundert war der Spruch gebräuchlich, Roma Caput Mundi Regit Orbis Frena Rotundi. Die Münze bietet eine Kreisfläche dar, gleichſam in Miniatur das Abbild der Welt; darum nimmt ihre Mitte ROMA ein. Bisweilen iſt dies Wort durch IMP (Imperator) erſetzt, und dann iſt der Sinn derſelbe.[1] Abweichungen finden

[1] Nur auf Papſtmünzen des Kaiſers Ludwig I. ſteht an der Stelle des Wortes ROMA oder IMP, mit auffallender Ausnahme, das Wort PIVS.

immer ſtatt, aber im Ganzen glaube ich, daß jener leoniſche Typus der ideale für die caroliniſchen Papſtmünzen iſt. Dieſe eine Seite der Münze alſo gehört dem Kaiſer, ſie ſtellt das Reich dar.

Die andere gehört dem Papſt, und ſie ſtellt die Kirche und ihren Staat dar. Aber der Papſtname wird hier nicht wie dort der Kaiſername um den ſphäriſchen Rand ausgeſchrieben, ſondern dieſe Stelle nimmt SCS. PETRUS ein, der Apoſtelfürſt, das Haupt der Kirche und zugleich des Kirchenſtaats. Daraus ergab ſich die typographiſche Notwendigkeit, den Papſtnamen zu einem Monogramm zu verkürzen, und dieſes nimmt nun, genau wie auf der Kaiſerſeite das Wort ROMA oder IMP, die Mitte ein; denn der Papſt iſt der Mittelpunkt der die Welt umfaſſenden Kirche. So ſtellt die Papſtmünze ſeit Karl dem Großen die beiden Hälften des moraliſchen Kosmos des Mittelalters, die weltliche und die geiſtliche, in ihrer Zuſammengehörigkeit und Harmonie dar.

Hieraus folgt, daß jede Münzſeite des Papſtdenars der anderen gleich ſteht, daß jede als Vorder- oder Rückſeite, als Avers oder Revers angeſehen werden kann. Dieſe Unterſcheidung iſt auch überhaupt nur eine numismatiſche. Der Kaiſer konnte, wenn es ihm daran gelegen war, die Reichsſeite als die bevorzugte anſehen; die Münze gehörte ihm ſo gut wie dem Papſte, denn ſie war im Allgemeinen das Symbol der römiſchen Weltherrſchaft. Der Papſt wiederum konnte ſeine Münzſeite als die weſentliche und gute, die andere mit dem Kaiſernamen als die unweſentliche und minder gute, wenn nicht ſchlimme betrachten. Die ſeinige war auch die reale,

denn ſie erſt machte den Denar zur Landesmünze. Cinagli hat die Papſtſeite Dritto (Avers) genannt, und gerade ſo viel Recht dazu gehabt wie Promis, welcher die Kaiſerſeite als den Avers betrachtet.

Die uns bekannten Papſtmünzen des 9. und 10. Jahrhunderts haben keine anderen Legenden als die Namen des kaiſerlichen Oberherrn, des Landesherrn und Papſtes, und dazu ROMA, IMP und SCS. PETRVS. Nur eine einzige macht eine Ausnahme. Promis ſchreibt ſie Sergius III. zu, unter deſſen Pontificat (904—911) der von Berengar geblendete und vertriebene Kaiſer Ludwig aus der Provence von den Italienern nicht mehr anerkannt war. Auf der einen Seite hat dieſer Denar SALVS PATRIAE, und in der Mitte das Monogramm SERG; auf der andern SCS. PETRVS mit ROMA. Es iſt nicht wenig merkwürdig, daß dieſer eine Papſt auf den Gedanken kam, den ſchönen Begriff Salus Patriae alten römiſchen Kaiſermünzen zu entlehnen.[1] Er ſelbſt war Römer, ein Mann von großen Schickſalen, aus der ſchrecklichen Zeit des Formoſus und des wildeſten Factionenweſens, ein Günſtling der mächtigen Theodora, der Mutter Marozia's. Es erwachte damals die Erinnerung an das alte Rom mit neuer Gewalt; bald darauf hat auch Alberich ſeinem Sohne den großen Namen Octavian gegeben.

---

[1] Die Legende wiederholt ſich nicht mehr, ſelbſt nicht auf den Papſtmünzen der Renaiſſance. Eine Münze Sixtus' IV. hat die Legende Publicae Utilitati; eine Münze Julius' II. das Schifflein Petri mit der Inſchrift: Navis Aeternae Salutis.

Es war also nicht üblich, Legenden moralischen Sinnes auf die Papstmünzen zu setzen. Erst auf den Gold- und Silbermünzen des Senats erscheint der Spruch Roma Caput Mundi, aber auch kein anderer. Sodann begannen die Päpste seit der Renaissance ihre Münzen, die keinen Bezug mehr auf das Imperium hatten, mit mancherlei geistlichen Sinnsprüchen zu versehen.

Auch bildliche Figuren sind in den Jahrhunderten vor der Erneuerung des Senats auf den Münzen Roms sehr selten. Sie stellen dann gewöhnlich die Büste Sanct-Peters dar. Nur selten findet sich die Büste eines Papstes, zuerst auf einem Denar Hadrians I., dann auf einer Münze desselben Sergius III., und auf einer Benedicts VI. (972—974). Ein Denar Johanns X. (914—928) zeigt einen Tempel als Sinnbild der Kirche, mit dem Worte ROMA; und auch auf einem Denar Benedicts VII. (974—983) findet sich die Figur eines Tempels mit einem Stern darüber. Einige Male sind Kaiserbüsten auf den Papstmünzen abgebildet worden.

Als Alberich die Tyrannis in Rom erlangte, saß auf dem heiligen Stule, von seiner Mutter Marozia erhoben, sein eigener jugendlicher Bruder Johann XI. Diesem nahm er die weltliche Gewalt und mit ihr auch das Prärogativ des Landesfürsten, die Münze. Er ließ jetzt Denare prägen. Den hergebrachten Münztypus behielt er bei, nur setzte er auf die Seite, wo ehedem der Kaisername stand, seinen eigenen, auf die andere den Papstnamen. Man könnte sich wundern, daß er diesem überhaupt noch eine Stelle auf seinen Denaren gab. Aber so radical war damals die Umwälzung der Ideen in

Rom noch nicht, daß sich der Princeps über die hergebrachten urkundlichen Formen des Staatslebens hätte hinwegsetzen können. Erst auf den Senatsmünzen ist der Papstname fortgeblieben. Außerdem war die Beibehaltung desselben eine kluge, weil conservative Maßregel Alberichs; denn sie brachte den öffentlichen Schein hervor, daß der Tyrann Roms nicht im Zwiespalt und Widerspruch zum Papste stehe, daß dieser alle hergebrachten Ehren genieße und nichts verloren habe, als die civile Gewalt. Selbst Rechtsurkunden Alberichs zeigen, daß der Fürst der Römer fortfuhr, die Zeit mit dem Pontificatjahr des Papstes zu bezeichnen.[1]

Alberich hat fünf Päpste erlebt, welche alle, den ersten ausgenommen, seine Geschöpfe gewesen sind: Johann XI. (931—936), Leo VII. (936—939), Stephan VIII. (939—942), Marinus II. (942—946), Agapitus II. (946—955). Nur aus zweien dieser Pontificate sind bisher Alberich-Münzen bekannt gewesen, nämlich aus denen Marinus des II. und Agapitus II. Diese Denare sind in bekannten numismatischen Werken, zuletzt von Domenico Promis in seiner ausgezeichneten Monographie, beschrieben worden, worin er die Angaben der Vorgänger, namentlich Cinagli's, berichtigt und ergänzt hat.[2]

Nun hat aber vor wenigen Jahren ein günstiger Zufall

---

[1] A. IV. Pont. Dom. Stephani VIII. P. P. Ind. XV. m. Aug. die 17. — Gesch. der Stadt Rom im Mittelalter, III[3], 309.

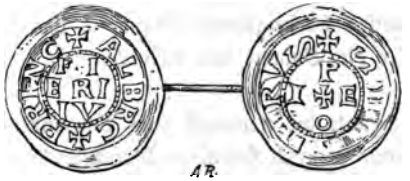
[2] Monete dei Romani Pontefici avanti il mille, Torino 1838.

noch einen, Promis und allen andern Numismatikern unbekannt gebliebenen Silberdenar Alberichs ans Licht gebracht, und dieser ist ein numismatisches Unicum vom höchsten Wert. Bei Gelegenheit der Arbeiten zur Eindämmung des Tibers in Rom sind schon manche kostbare Münzen aus dem Flusse gezogen, und so ist auch diese dort glücklich aufgefischt worden. Sie kam erst in den Besitz des römischen Münzensammlers Giancarlo Rossi, und aus dessen Versteigerung erstand sie das vaticanische Cabinet für die Summe von 775 Lire.

Ich verdanke die Kenntniß vom Vorhandensein dieser Münze Herrn Heinrich Hirsch in München, dem bekannten Numismatiker von langjähriger und großer Erfahrung in seinem Fache. Sie ist noch nicht wissenschaftlich erläutert und verwertet, und nur in dem Versteigerungscatalog Rossi beschrieben und auch abgebildet worden.[1] Ich gebe ihre Legende nach der correcten Lesung, welche der Präfect der vaticanischen Museen und Director des dortigen Münzcabinets, Commendatore Visconti, für mich zu machen die Gefälligkeit gehabt hat. Auf dem Avers steht + ALBRC. + PRINC. als Umschrift; im Felde die Worte FIERI IV. R) S..... RVS (S. PETRVS); im Felde um ein Kreuz die Buchstaben P. I. O. E. Dies Monogramm ist so gestellt, daß P nach oben zu stehen kommt. Man wird lesen müssen Papa Johannes. Die Verteilung der Buchstaben weicht etwas von jener im Monogramm der Münzen

[1] Catalogo della Collezione Rossi di Roma, Roma 1880, n. 3746; Tav. VII.

Johanns VIII. und XIII. ab. Da nun Alberich keinen anderen Papst dieses Namens erlebt hat, als den XI., seinen eigenen Bruder, und da erst nach seinem Tode sein Sohn als Johannes XII. den heiligen Stul bestiegen hat, so kann unsere Münze nur dem Pontificat Johanns XI. angehören, und so ist sie auch vom Verfasser des Catalogs richtig bezeichnet worden.[1]



AR.

Die Legende des Avers ist im hohen Grade merkwürdig; denn im Felde steht Fieri Jussit; das letzte Wort hat nur die zwei ersten Buchstaben. Diese Aufschrift ist ohne jedes numismatische Beispiel, wenn auch sonst das Fit auf Münzen gefunden wird.[2] Fieri Jussit scheint

---

[1] Die folgende Abbildung der Münze ist nach jener im Catalog gemacht, mit verbesserter Lesung.

[2] Herr von Sallet, der Director des Berliner Münzcabinets, hatte die Güte, mir (am 25. Februar 1885) diese Mitteilung zu machen: Die auffallende Form FIERI JUSSIT erinnert an die orientalischen Münzumschriften; auch die lateinisch schreibenden Dynasten in Magnesia ꝛc. im 14. Jahrhundert haben ähnliche Formen, so z. B. Saruk-Khan in Magnesia: MONETA QVE FIT MANGLASIE DE VOLVNTATE SARCANI etc. (Friedländer, Beiträge z. ältern Münzkunde, S. 52). Auch das häufige FIT, auch FITVR auf Mero-

nur für ein opus zu passen, etwa eine Capelle, ein Tabernakel oder ein Musiv, welche auf Befehl des Stifters, eines geistlichen oder weltlichen Fürsten, ausgeführt worden sind; die Phrase erinnert aber auch an das ex jussione, oder ex dicto der Notare im diplomatischen Stil jener Zeit, an das jussimus der Fürsten am Ende von Urkunden, während auch fieri in Bezug auf diese gebraucht wurde (hanc cartam fieri rogavi).

Indem Alberich seinem Namen und dem Titel Princeps jene Worte beifügen ließ, hat er diesen Denar zur öffentlichen Urkunde seiner souveränen Landeshoheit gestempelt. Er ist ohne Zweifel als die erste Münze anzusehen, die er unmittelbar nach der Revolution des Jahres 932, nach der Flucht Hugos und seiner eigenen Erhebung zum Princeps prägen ließ. So besitzen wir in diesem Denar das älteste uns überlieferte Document der Geschichte des merkwürdigen Mannes.

Was Liudprand mit dem Wort Monarchia bezeichnet, das heißt die weltliche Alleingewalt, die Alberich in Rom besaß, das wird durch diese Münze ausgedrückt und bestätigt.[1] Ihre Legende ist so gewaltsam und so profan,

---

wingern, die Umschriften der Münzmeister (oder Statthalter?) auf Deutschen Mittelaltermünzen ODON ME FIT, niedersächsische Denare um 1000 n. Chr., BENNO ME VECIT auf Dortmunder Münzen Heinrichs III. oder IV. kann man vergleichen. Freilich ist das „fieri jussit" noch energischer ausgedrückt und höchst merkwürdig.

[1] Expulsus igitur rex Hugo Romanae urbis Albericus monarchiam tenuit, fratre suo Johanne summae atque universali sedi praesidente (Chron. III, 45).

daß sie den Charakter der Umwälzung Roms auf das Schlagendste ausspricht. Das Fieri Jussit hebt den ganzen idealen Typus der carolinischen Papstmünze mit ihrem Bezuge zum Imperium auf; an die Stelle des Herrschers der Welt ist ein städtischer Gewalthaber getreten, welcher keinen Zusammenhang mit Kaiser und Reich hat, sondern das national gewordene Rom als unabhängiger Fürst regiert. Man kann sich vorstellen, mit welchem Unwillen die Anhänger des carolinischen Reichsideals die revolutionäre Münze betrachtet haben. Die Anhänger des Papsttums konnten sich wenigstens damit trösten, daß auf ihr der Name Johanns XI. zu lesen war.

Der Bruder Alberichs blieb auch nach der Revolution Roms das anerkannte Oberhaupt der christlichen Kirche. Freilich behauptet Flodoard, von Pilgern, die aus Rom nach Reims zurückgekehrt waren, gehört zu haben, daß der Papst und seine Mutter Marozia von Alberich in Gefangenschaft gehalten seien, und das ist ohne Frage auch der Fall gewesen. Als willfähriger Diener der ehrgeizigen Absichten Marozia's und Hugos auf die Kaiserkrone wurde Johann XI. von seinem Bruder festgesetzt und gezwungen, auf das Dominium temporale zu verzichten. Er lebte dann, von Alberich auf die geistlichen Functionen beschränkt und strenge überwacht, noch bis zum Jahre 936, worauf der Fürst und Senator der Römer einen ihm ganz gehorsamen Benedictinermönch zu seinem Nachfolger erwählen ließ.

Leo VII. anerkannte den kühnen Emporkömmling ohne Widerstand als den Gebieter Roms. Mit diplomatischer Ironie hat Flodoard von diesem Papst sogar gerühmt,

daß er nur auf göttliche und geiſtliche Dinge bedacht war, und die Gipfel weltlicher Ehren nicht geſucht hat. Es iſt bekannt, daß Leo VII. im Verein mit Alberich um die cluniſche Reform der Klöſter Roms und des Landgebietes eifrig bemüht war; in einer Bulle zu Gunſten der Abtei Subiaco vom Jahre 937 hat dieſer Papſt den Uſurpator der weltlichen Rechte des heiligen Stuls ausdrücklich als den ruhmvollen Princeps und Senator aller Römer öffentlich geprieſen und anerkannt.[1]

Es würde daher ganz irrig ſein, wenn man aus der Bezeichnung der Alberich-Münzen mit den Namen der Päpſte ſeiner Zeit ſchließen wollte, daß dieſe auch damals fortfuhren das Münzrecht zu beſitzen und auszuüben. Die Legende „Albericus Princeps Fieri Jussit" reicht jetzt hin, ſolche Anſicht als ungeſchichtlich abzuweiſen. Die andern uns bekannten Alberich-Münzen haben das Fieri Jussit nicht mehr. Der Fürſt Roms hat ſchwerlich dieſen trotzigen Ausdruck ſeiner Landesherrlichkeit wiederholt; denn ſobald ſie befeſtigt und anerkannt war, brauchte er nicht mehr an ihren revolutionären Urſprung zu erinnern, ſondern er ſetzte auf ſeine Münzen in ſtilgemäßer Form einfach ſeinen Namen und Titel.

Aus den Pontificaten Leo's VII. und ſeines Nachfolgers Stefan VIII. ſind keine Alberich-Münzen auf uns gekommen. Die von Cinagli dem letzteren zugewieſene hat Promis mit Grund Stefan V. zurückgegeben.

---

[1] Per interventum Alberici gloriosi Principis atque omnium Romanorum Senatoris. Geſch. der Stadt Rom, III, 312.

Stefan VIII. war Römer von Geburt, und nicht, wie Cinagli irrig behauptet hat, Deutſcher. Sein Pontificat iſt ſehr dunkel. Die Reaction des Clerus, der Widerſtand einer päpſtlich geſinnten Optimatenpartei, und die Ränke des Königs Hugo brachten damals eine Verſchwörung gegen Alberich hervor. Sie wurde entdeckt und beſtraft; auch Stefan VIII., welcher ihr nicht fremd geblieben war, ſoll ihr Opfer geworden ſein.

Sein Nachfolger war Marinus II., gleichfalls Römer, wie überhaupt alle Päpſte der Epoche Alberichs dies geweſen ſind, denn das verlangte der entſchieden nationale Charakter, welchen er dem neuen römiſchen Staat gegeben hatte.

Wir beſitzen einen Alberich-Denar des Papſtes Marinus II. Der Avers hat ALBERI PRI um das Feld, und auf dieſem ROMA; der Revers SCS. PETRVS um das Monogramm MARIN.

Dieſer Papſt war dem Fürſten gefügſamer als ſein Vorgänger. Der Chroniſt Benedict vom Soracte hat von ihm geſagt, daß er nichts ohne den Befehl Alberichs gethan habe.[1] Während dieſer kraftvoll und klug Rom

[1] Electus Marinus papa non audebat adtingere ali-

regierte und gegen die wiederholten Angriffe des Königs Hugo siegreich verteidigte, und auch mit dem Hofe in Byzanz, um sich einen Halt zu sichern, diplomatische Unterhandlungen anknüpfte, blieb das Papsttum auf den engsten Kreis seiner geistlichen Wirksamkeit beschränkt. Aber trotzdem konnte die römische Kirche auch damals noch Einkünfte aus dem fernsten Auslande beziehen, auf welche der Tyrann Alberich nicht seine Hand legte. Ein vor Kurzem in Rom gemachter numismatischer Fund hat gerade dafür einen sichern Beweis geliefert. Es ist dort ein sehr merkwürdiger Schatz von Münzen entdeckt worden, welcher in der Zeit Alberichs und während des Pontificats Marinus' II. vergraben worden war. Man fand ihn, als man am Ende des Jahres 1883 jene Ausgrabungen am Fuße des Palatin machte, deren unverhofftes Ergebniß die Entdeckung des Atriums der Vesta oder des Hauses der Vestalinnen gewesen ist. Dort grub man ein rohes Gefäß von Terracotta aus, in welchem 835 fast durchaus angelsächsische Silberdenare verwahrt lagen.

Die ältesten dieser Münzen gehören dem Könige Alfred an (871—900), die jüngsten Edmund I. (941—946), und Anlaf von Northumberland (944—947); so daß die ganze Masse der Denare die Zeit vom Ausgange des 9. Jahrhunderts bis zur Hälfte des 10. umfaßt, und das Jahr 947 nicht überschreitet. Giambattista de Rossi hat diesen großen Fund in einer Dissertation

---

quis extro jussio Alberici *principi*, so in der barbarischen Sprache Benedicts, *Chron. Car. 32.*

beſchrieben und erläutert.[1] Er hat dargethan, daß jener Schatz ein Teil des Romescot oder des jährlichen Tributs geweſen iſt, welchen die angelſächſiſchen Könige für die Erhaltung ihres berühmten Hoſpitals in Rom an die päpſtliche Kammer zahlten, und daß er an den Papſt Marinus II. eingeliefert worden iſt.

Dies ſchließt er aus einer Doppel-Fibia, die man bei jenen Münzen gefunden hat. Sie iſt von Bronze mit Silbereinlegung in niello und trägt die Inſchrift + DOMINO MA + RINO PAPA. Solche Fibien pflegten die Beamten des päpſtlichen Palaſtes an den Saum ihres Amtsgewandes zu heften. Die bei den Münzen gefundene mag zur amtlichen Kleidung des päpſtlichen Veſtararius oder des Arcarius gehört haben, welcher den Schatz in Verwahrung hatte.

Es liegt außer meinem Zweck, den ſcharfſinnigen Combinationen zu folgen, die De Roſſi über die mögliche Veranlaſſung des Vergrabens jener Münzen, wie über die Oertlichkeit, wo dies geſchehen war, aufgeſtellt hat. Da Marinus II. im Jahre 946 ſtarb, ſo kann der genannte Schatz, deſſen ſpäteſtes Münzdatum 947 iſt, nicht ſpäter als in jenem Jahre vergraben worden ſein.

---

[1] D'un Tesoro di monete anglosassoni trovato nell' atrio delle Vestali; Estratto dalle notizie degli Scavi del mese di Dicembre 1883. Roma 1884. Die Münzen ſind alle von Silber, mit Ausnahme eines Goldſolidus des Kaiſers Theophilus (829—842). Unter den Silberdenaren fanden ſich zwei aus Pavia, einer aus Limoges, einer aus Regensburg (Regina Civitas). Alle übrigen 830 Münzen ſind angelſächſiſch.

In demſelben Jahre 946 entſagte der König Hugo ſeinen aus der Vermälung mit Marozia hergeleiteten und bis dahin hartnäckig behaupteten Anſprüchen auf Rom; er ſchloß mit Alberich Frieden, indem er ihn als Fürſten der Römer anerkannte, und ſchon früher hatte ſich dieſer mit Alda, einer Tochter Hugo's, vermält. Auf dem heiligen Stule ſaß damals Agapitus II., der Nachfolger des Marinus.

Der neue Papſt war ein Mann von mehr Selbſtändigkeit des Geiſtes, als ſeine Vorgänger; das niedergedrückte, aus ſeinen großen Weltbeziehungen faſt zum ſtädtiſchen Bistum herabgekommene Papſttum erlangte unter ihm allmälich mehr Kraft. Agapitus hoffte auf die Errettung des heiligen Stules aus der Gewalt des unbeſiegten Fürſten der Römer durch den König Deutſchlands. Aber ſo ſtark war noch Alberich, daß er den Romzug Otto's des Großen und ſeine Kaiſerkrönung verhinderte. Er wies die Boten ab, welche dieſer im Jahre 952 aus Pavia an den Papſt ſchickte, um wegen ſeiner Aufnahme in Rom und wol auch wegen ſeiner möglichen Krönung zu unterhandeln, und Otto kehrte mit ſeiner Gemalin Adelheid nach Deutſchland zurück. So lange Alberich lebte, iſt Otto thatſächlich von Rom fern geblieben.

Cinagli und Promis haben zwei Alberich-Münzen aus dem Pontificat des Agapitus II. verzeichnet. Die eine hat auf dem Avers die Umſchrift ALBERICVS, im Felde das Monogramm AGAPVS; auf dem Revers eine halbe Figur mit dem Kreuz zu ihrer Rechten, und der Umſchrift SCS. PETRVS.

Die andere hat auf dem Avers AGAPITVS PA um die Büste des Apoſtelfürſten mit Kreuz und Schlüſſel; auf dem Revers im Felde das Monogramm ALBR, darum SCS. PETRVS.

Im Monogramm der erſten dieſer Münzen wollte noch Provana, wie Scheid und Argelati, das Wort Patricius leſen, und daraus den Schluß ziehen, daß Alberich einen Teil ſeiner Gewalt dem Papſte Agapitus abgegeben hatte: aber dieſe Anſicht iſt ſo irrig, wie die Erklärung der Münze ſelbſt. Ich habe dieſelbe vor Jahren im vaticaniſchen Cabinet in Gegenwart des damaligen Vorſtandes deſſelben, Herrn Teſſieri, unterſucht, und wie Promis AGAPVS geleſen.[1]

[1] Geſch. d. Stadt Rom im Mittelalter, III, 298. Die Stelle bei Provana, Studi Critici sovra la Storia d'Italia

Auf beiden Denaren fehlt das Wort Princeps; doch ist daraus nicht ein Schluß zum Nachteil der Herrschergewalt Alberichs zu ziehen, eher das Gegenteil. Es gibt Papstmünzen, auf denen auch der einfache Kaisername ohne den Zusatz IMP. steht. Es fällt vielmehr etwas anderes an beiden Denaren auf, und das ist die umgetauschte Behandlung ihrer Legenden. Einmal steht der Name Alberich als Umschrift auf der Vorderseite, und hat dann in der Mitte das Papst-Monogramm; das andere Mal steht der Papstname auf der Vorderseite um die Büste S. Peters, und auf der andern Seite der Name Alberich im Monogramm, umschrieben mit SCS. PETRVS. Da wir nur diese beiden Alberich-Agapitus-Münzen besitzen, so sehen sie ganz artig aus, etwa wie Höflichkeiten, welche sich der Papst und der Tyrann des heiligen Stuls in derselben Form ausgetauscht haben. Jedenfalls ist es der Bemerkung wert, daß auf der zweiten Münze zum ersten Mal der Papst die hervorragende Stelle einnimmt, der Name des Fürsten aber zu einem unscheinbaren Monogramm geworden ist. Der bescheidene Platz, welchen er hier einnimmt, bildet wenigstens einen auffallenden Gegensatz zu dem energischen Albericus Princeps Fieri Jussit auf dem Denar Johanns XI.

Unter allen Papstmünzen finde ich nur eine Analogie zu dieser abweichenden Behandlung der Legenden. Während sonst immer stilgemäß der Kaisername ausgeschrieben,

---

a' tempi del Re Ardoino, Turin 1844, S. 145. Sowol die Münze des Marinus, als die des Agapitus sind hier aus dem Werk des Domenico Promis reproducirt.

der Papſtname als Monogramm geſetzt iſt, weicht eine Münze des Papſtes Marinus I. (882—884) davon ab; denn auf ihr nimmt der Name MARINI PP die Vorderſeite ein, und ſteht der Kaiſername als Monogramm KAROLS auf der Stelle, welche herkömmlich das Papſtmonogramm hätte einnehmen ſollen. Promis hat dieſe Formung der Legenden als eine Neuerung des Marinus bezeichnet, ohne ſonſt dazu eine Bemerkung zu machen. Da nun jener Kaiſer Karl der Dicke, der letzte der Karolinger, ein mißachteter Fürſt ohne jede Autorität war, ſo kann die Behandlung ſeines Namens auf der Münze des Marinus den Eindruck abſichtlicher Geringſchätzung hervorbringen. Doch das iſt eben nur ſcheinbar; denn ſchon auf einer Münze des Nachfolgers dieſes Papſtes, Hadrian des III. (884—885), ſteht wieder der volle Name desſelben mißachteten Kaiſers CAROLVS IMP.

Es hat wol immer Schwankungen in der Legendendarſtellung der Münzen gegeben, vor wie nach der Zeit Alberichs. So ſteht auf einem Denar Johanns XII. (955—963) der Papſtname DOM. JOH. PAPA als recht trotzend ausſehende Umſchrift um den ganz einfachen Kaiſernamen des großen OTTO, und auf der Rückſeite nur die Umſchrift SCS. PETRVS um eine ausgeſtreckte Hand. Auf einer Münze Johanns XIII. (965—972) ſtehen ſogar die Namen des Papſtes und des Kaiſers auf einer und derſelben Seite bei einander, und zwar ſo, daß JOH. PAPA über das einfache OTTO geſetzt und davon durch einen Strich getrennt iſt. Auf einer Münze Benedicts VI. (973—974) ſteht der Papſtname als große Umſchrift um das einfache viel kleinere OTTO. Auf

einer andern desselben Papstes sieht man auf der Vorderseite dessen Brustbild mit seinem Namen, auf der Rückseite die Umschrift SCS. PETR. OTTO um ROMA im Felde.

Solche Abweichungen vom regelrechten Typus würden wol zahlreichere Beispiele aufweisen, wenn wir mehr Papstmünzen besäßen. Sie dürften sich vielleicht auch auf denen Alberichs vorfinden, doch wir kennen überhaupt nur vier seiner Denare.

Promis hat keine Bemerkung zu der Agapitus-Münze mit dem Monogramm Alberich gemacht. Ich selbst bemerke nur, daß es unstatthaft und irrig ist, aus ihr, wie Provana und seine Gewährsmänner gethan haben, auf ein Niedersinken der Macht des Fürsten der Römer unter die erstarkende des Papstes schließen zu wollen; denn hätte auch Alberich davon das Bewußtsein gehabt, so würde er nicht eine Münze zu seinem Verräter gemacht haben. Der gewaltige Usurpator der Civilgewalt des Papsttums konnte seine Herrschaft ruhig bis zu seinem Tode behaupten: sie war in der Stadt Rom selbst nicht erschüttert, aber von Deutschland her stark bedroht. Denn immer höher wuchs in Norditalien die Macht Otto's I. auf. Der König Berengar war sein Vasall geworden, die Mark Verona dem Bruder Otto's, dem Herzog Heinrich von Baiern, übergeben worden. Der größte Monarch Europas mußte früher oder später seinen Plan der Wiederherstellung des Kaisertums aufnehmen und in die Verhältnisse Roms bestimmend eingreifen. Die Beziehungen zu Deutschland stärkten daher das Papsttum und ließen den Wiedergewinn seiner verlorenen weltlichen Ge-

walt vorausſehen. Alberich ſelbſt erkannte, daß ſeine Herrſchaft in Rom nur ſo viel Beſtand haben werde, als eine Uſurpation haben kann, daß die Trennung des weltlichen Dominiums von dem Papſttum nach ſeinem Tode nicht fortdauern, und daher ſein Sohn Octavian nur als Papſt der Erbe ſeiner fürſtlichen Stellung ſein könne. Der Chroniſt vom Soracte ſagt ausdrücklich, daß der Sohn Alberichs Cleriker war. Der Vater ließ ihn als ſolchen erziehen, und ſuchte ihm die Stimmen des Clerus und Adels für ſeine künftige Wahl zum Papſt zu ſichern. So kehrte der „glorreiche" Fürſt und Senator der Römer ſelbſt zu dem Syſtem der Vergangenheit zurück, indem er in ſeinem eigenen Sohne das Papſtkönigtum wieder herzuſtellen gezwungen war.

Derſelbe Chroniſt erzählt, daß Alberich vor ſeinem Ende die Optimaten Roms im S. Peter verſammelte, um ſie durch einen feierlichen Eidſchwur zu verpflichten, ſeinen Sohn Octavian zum Papſt zu erheben, ſobald Agapitus geſtorben ſei. Der Fürſt der Römer ſtarb einen ruhigen Tod im Jahre 954, nachdem er 22 Jahre lang mit großer Kraft und bewundernswerter ſtaatsmänniſcher Kunſt ſich als Gebieter Roms behauptet, und für ſo lange Zeit der von Factionen zerriſſenen Stadt eine geſetzmäßige Ordnung und Verwaltung, den Frieden und die Unabhängigkeit von fremden Mächten geſichert hatte. So ſtark aber erwies ſich auch nach ſeinem Tode der Eindruck ſeiner Regierung, und ſo feſt war die gebietende Stellung ſeines Hauſes, daß der Wille des Sterbenden ausgeführt wurde.

Zunächſt ging die weltliche Gewalt in Rom auf ſei-

nen jungen, noch knabenhaften Sohn Octavian über. Octavians-Münzen als urkundliche Beweiſe dafür beſitzen wir freilich nicht, aber ohne Zweifel hat ſie der Erbe Alberichs in der von ſeinem Vater angewendeten Legendenform geprägt. Der Papſt Agapitus II. überlebte den Fürſten Alberich um ein Jahr. Als er im Herbſt 955 geſtorben war, wurde Octavian wirklich zum Papſt erwählt. Er nahm den Namen Johannes XII. an, unter welchem er die Geſchichte der Kirche geſchändet hat. Er krönte Otto I. erſt im Februar 962 zum Kaiſer. So wurde durch den Sohn Alberichs das Imperium hergeſtellt und mit der Krone Deutſchlands verbunden.

Ehe dies geſchah, zeichnete Johann XII. die römiſchen Münzen mit ſeinem Papſtnamen allein, und ſtellte dieſem wieder das Dominus voran als Ausdruck der Landeshoheit, welcher den Päpſten auf den Alberich-Münzen nicht mehr beigelegt worden war. Nach der Kaiſerkrönung Otto's erhielten die Denare Johanns XII. wieder die hergebrachten Legenden. Auf dem erſten, der nach der Krönung geprägt zu ſein ſcheint, zeigt die Vorderſeite die Aufſchrift OTTO IMPERATO ſogar mit der Büſte des Kaiſers, was als eine Huldigung für ihn betrachtet werden muß. Die Rückſeite trägt die Umſchrift DOM JOANES, und auf dem Felde das Monogramm PAPA.

Gumppenbergs
Bericht vom Sacco di Roma.

1877.

I.

Die Münchner Staatsbibliothek besitzt ein Manuscript, welches folgenden Titel führt:

„Beschreibung aller Händel, die sich anno 1527 zu Rom verlaufen wie die Stadt von des Röm. Kayſers Caroli V. Kriegsvolk eingenommen und geplündert worden, durch den Hochwürdigen und Edeln Herrn Ambrosi von Gumppenberg, Prothonotarium Apostolicum, Dompropst zu Basel, Domherrn zu Würzburg, Augsburg, Regensburg ꝛc. so der Zeit zu Rom selb mit und beigewesen mit eigner Handt beschrieben."

Der Verfasser dieser Schrift war ein bairischer Edelmann, ohne besondere Bedeutung im öffentlichen Leben seiner großen Zeit, aber von sehr viel praktischer Erfahrung und Weltkenntniß. Sein Name ist hauptsächlich nur in Verbindung mit dem seines verdienten, sehr merkwürdigen Zeitgenossen bekannt geworden, des deutschen Orientalisten Johann Albert Widmanstadt oder Lucretius. Ich beschränke mich daher auf einige meinem Zweck zukommende Angaben über sein Leben, die ich meist seinen eigenen Aufzeichnungen entnommen habe. [1]

[1] Im Cod. Bav. 1306, und einer Abschrift Nr. 2127 der

Er selbst hat in einem noch vorhandenen Bruchstück seiner Autobiographie sein Geburtsjahr nicht angegeben. Ausgerüstet mit so viel Studien, als er in Tübingen und Ingolstadt gemacht hatte, begab er sich als ein junger mittelloser Glücksritter nach Rom. Das Jahr seiner Ankunft bemerkt er nicht. Er sagt einmal folgendes: „ich pin nach Italien gekomen, da ich etwan 24 Jar alt gewest, und hab mich nit geschämet, alß edel ich gewest pin, daß ich mich dem wenigsten sowohl dienstbar gemacht habe, als dem allergrößesten Herrn." Nun berichtet er in seiner Schrift über den Krieg im Jahre 1527, daß er zur Zeit, da der Connetable von Bourbon im Anzuge gegen Florenz begriffen war, also im Monat April jenes Jahres „ein junger beherzter geselle von ain 25 Jaren" gewesen sei. Demnach muß Gumppenberg etwa im Jahre 1525 nach Rom gekommen sein. Weil er aber zugleich behauptet, daß er ehe die Stadt durch die Kaiserlichen erobert wurde, in mancherlei Geschäften des Papstes zum siebenten Mal in Deutschland gewesen sei, so kann diese Angabe mit der eben gemachten Berechnung nicht gut vereinigt werden. Denn bei der Schwierigkeit des Reisens in jener Zeit ist es nicht glaublich, daß jemand innerhalb zweier Jahre in geschäftlichen Angelegenheiten siebenmal zwischen Rom und Baiern hin und her gegangen

---

Münchner Staatsbibliothek. Eine „Geschichte der Familie von Gumppenberg" ist von Ludwig Albert von Gumppenberg als Manuscript für die Stammesgenossen in Würzburg 1856 gedruckt worden. Die Kenntniß der betreffenden Handschriften verdanke ich dem Oberbibliothekar Herrn Fehringer.

ſei. Vielleicht hat der Abſchreiber des Manuſcripts (dieſes iſt nur in Copie vorhanden) aus der arabiſchen Ziffer 2 eine 7 gemacht. Doch das mag auf ſich beruhen. Die Geſchäftsreiſe Gumppenbergs von Rom an den Hof der bairiſchen Herzoge im Jahre 1526 beweiſt, daß, wie geringfügig auch ſein damaliger Auftrag geweſen ſein mag, der junge Deutſche in kurzer Zeit die Gunſt großer Herren erworben hatte.

Rom war damals nicht mehr das glanzvolle Theater künſtleriſcher und wiſſenſchaftlicher Thätigkeit wie zur Zeit Julius' II. und Leo's X. Ein Bruch in dieſer Hinſicht war eingetreten unter der muſenfeindlichen Regierung des unglücklichen Hadrian VI. Jedoch waren Akademiker und Künſtler ſeit der Erhebung Clemens des VII. auf den heil. Stul zu neuem Leben zurückgekehrt: Männer wie Giberti und Sadoleto bekleideten das Amt des Secretärs im Dienſte des zweiten Medici. Ausländer konnten in Rom nach wie vor die Schulen ausgezeichneter Profeſſoren beſuchen, die Schätze der Bibliotheken ausbeuten, und den Umgang vieler genialer Männer genießen.

Es waren aber ſchwerlich wiſſenſchaftliche Triebe, die unſern jungen Landsmann nach Rom geführt hatten. Er hat ſich nirgend im Zuſammenhange mit Humaniſten und Gelehrten dieſer Stadt oder Italiens gezeigt, noch dort oder ſpäter in Deutſchland in irgend einer Weiſe an der Wiſſenſchaft oder auch nur an den kirchlichen Tagesfragen ſich beteiligt. Er war ein Mann der Praxis; als ſolcher ſuchte er ſein Glück zu machen, und das war in Rom nicht ſchwer, wo zwar die literariſche Laufbahn Hinderniſſe und wenig Lohn finden konnte, aber die ein-

trägliche des Curtisan jedem begabten Menschen jeder Nation immer offen stand.

Ambrosius hat sich über seine römischen Lehrjahre nur ganz im Allgemeinen ausgesprochen, und das ist zu bedauern, denn es wäre eine dankbare Aufgabe gewesen, am eigenen Beispiel das Emporkommen eines armen Fremdlings gerade in Rom darzustellen. Es gab dort immer Deutsche, die als Höflinge es zu etwas gebracht haben, und denen bisweilen die Nachwelt auf Grund ihrer amtlichen Eigenschaft bei der Curie schätzenswerte Denkmäler ihrer Zeit zu verdanken hatte, wie dem Straßburger Burkard und den beiden Westphalen Niem und Gobelin Persona.

„Ich pin", so sagt Ambrosius, „bei allen meinen Gedanken dahin gestanden, wie ich doch thun mechte, daß es meinem Herren gefiele, daß ich in meins Herrn Gnade komen und darin bleiben mechte, dan zu Rom komen treue fleißige Diener bei ihren Herren hinfurt, es sein die Welschen wie pes bueben sie wollen, so gefält ihnen ein feiner, frumer treuer erlich Diener wol; sie suchen Wege und Mittel ihm aufzuhelfen; darumb ist daß die Ursache, das da jederman gen Rom lauffet, und sunder waß wie geschickte ingenia sein, das ein armer geselle so bald zu einem großen Prällat, Bistum, Cardinalat und gar zum Papat komen mege, als kein großer Herr nit." Er habe sich deshalb, so sagt er weiter, in Rom, wo nur das Talent und nicht die Geburt gelte, nicht gar viel auf seinen alten Adel verlassen, sondern sich in Dienst der großen Herren begeben mit solchem Fleiß und Eifer, daß er bald emporgekommen sei. Man habe ihm mit der

Zeit aus allen Landen Sachen zugeſchickt (d. h. Geſchäfte anvertraut), ſogar aus der Inſel Zea bei Konſtantinopel.

Der Beruf, in welchem ſich der junge Glücksjäger zu Rom ausbildete, war alſo der eines Geſchäftsführers in kleinen und großen Angelegenheiten der Curie, oder hoher römiſcher Prälaten, wie deutſcher Biſchöfe und Fürſten, welche hundert Dinge auf dem geiſtlichen Weltmarkt zu erhandeln und zu betreiben hatten. Mit der Zeit erlangte Ambroſius eine ſo große Gewandtheit in ſeiner Kunſt, daß er vom Kaiſer Karl V. zum Procurator der deutſchen Nation beſtellt ward. Auch die zahlreiche Klaſſe ſolcher Agenten wurde mit dem allgemeineren Begriff des Curialen und Curtiſan bezeichnet, und dieſer war in unſerem von der römiſchen Curie ſo ſchamlos ausgebeuteten Vaterlande verrufen und tief verhaßt. Gumppenberg wußte und erfuhr das mehr als genug, darum ſuchte er in jenen wenigen Nachrichten von ſeinem Leben dieſen Flecken zu tilgen oder zu beſchönigen.

Er erklärt, daß er ſich des Namens eines Curtiſan gar nicht ſchäme. „Ich wollt", ſo ſchreibt er, „mein hand darum geben, daß ganz Deutſchland ein Cortiſan wer und cortes handelt, ſo ſtünd unſer arm Deutſchland beſſer dan alſo da, und wer ſich Roms ſchämet, hat gar wenig geſehen und erfahren. Ja man will ſagen zu Rom ſei alles Buberei, und da ſehe und lerne man alle böſe Stücke, und ſo einer gen Rom ziehet, ſo fände er gleich den Schalk und corrumpire ſein gut Gewiſſen zuſamt ſeinen moribus." „Wo aber", ſo fragt er, „kommen denn die großen Schelmen und Böſewichter in Deutſchland her, die doch Rom und Welſchland nie geſehen haben; wo

haben sie alle ihre Unehrbarkeit, ihre Trunksucht und Völlerei gelernt?" Sodann behauptet er, daß man nirgend in der Welt frommere, ehrbarere, dienſthaftere und geſchicktere Leute finde, als in Rom: dort lerne man vom Sehen und Hören mehr, als in Deutſchland aus Büchern und auf einer hohen Stube bei einem unnützen studio. Hier haben wir alſo Ausſprüche eines Deutſchen über das römiſche Curtiſanenweſen, welche die Satiren Huttens und die Pasquille der Reformatoren Lügen ſtrafen ſollen.

Ein Zeitgenoſſe der Reformation, ein Landsmann Aventins, der Curial des Cardinals Caetanus, hatte kein Bewußtſein davon, daß es gerade das verachtete Studium in den hohen Stuben war, was ſein Vaterland Deutſchland wieder groß und bedeutend machte, und die geſammte Kirche erſchütterte, nachdem das Bücherſtudium der italieniſchen Humaniſten ſchon ſeit dem Coſtnizer Conzil die moraliſche Revolution der Welt begonnen hatte. Etwas freilich von gewiſſen Eigenſchaften des Curtiſans durfte Gumppenberg immerhin ſeinen Landsleuten wünſchen, ich meine jene Corteſia ſelbſt im beſten Sinne Caſtiglione's, die in einem gebildeten und geiſtreichen Volk entſtandene Renaiſſance der antiken Urbanitas. Sie hatte den in höfiſchen Sitten erfahrenen Erasmus unter anderen Vorzügen ſchöner Menſchlichkeit in Rom bezaubert. Ut urbis liceat oblivisci quaerendus mihi est fluvius aliquis Lethaeus: ſo ſchrieb er an den Cardinal von Nantes.

Wenn Gumppenberg einmal ausruft: hätte ich tauſend Söhne, ſo müßte mir ein jeder nach Rom, ehe er das vierundzwanzigſte Jahr erreicht hat, ſo hat er hier, wie ich glauben will, nicht bloß die Kunſt curialer Geſchäfte

und der Sporteln im Auge gehabt. Seine Landsleute, so viele sich voll Haß und Abscheu vom römischen Wesen hinweg gewendet hatten, konnte er freilich nicht von der Ueberzeugung bekehren, daß die Liebenswürdigkeit des Curtisans meist nur die blendende Tünche der Laster des ränkevollen, gewissenlosen und habgierigen Höflings sei. In Deutschland galt auch Ambrosius als der vollkommen ausgelernte Curtisan (perfectus curtisanus) im übelsten Sinne des Worts. So heißt er in einer Anekdote De Eccio et Gumpenbergio in comitiis Augustanis, welche in Schelhorns Ergötzlichkeiten aus der Kirchenhistorie (II, 741) unter der Rubrik Narrationes jucundae zu finden ist, und diese Anekdoten sollen den Vorlesungen Melanchthons entnommen sein. Zu untersuchen, ob ihm bei solchem Urteil seiner Landsleute Recht oder Unrecht geschah, ist nicht meine Aufgabe.

Er trat in die Dienste des in Deutschland von Augsburg her wol bekannten Cardinals Thomas de Vio oder Caetanus, wie auch Widmanstadt später Familiar eines Cardinals wurde, nämlich Schombergs. In diesem Höflingsverhältniß hat Ambrosius sein Glück begründet; und jener Cardinal ist wol vorzugsweise der Herr, um dessen Gunst und Gnade er sich bemüht hat. Im Adelspiegel des Cyriacus Spangenberg wird von ihm nichts anderes bemerkt als dies: Ambrosius von Gumpenberg in Italia lang studiert, und bey dem Cardinal Caetano wol daran gewesen.

In den Stürmen des Jahres 1527 machte sich Ambrosius durch größere dem Papst und den Cardinälen geleistete Dienste zuerst einen Namen. Er war Unter-

händler und Dolmetsch während der Gefangenschaft Clemens' VII. in der Engelsburg; er befand sich in gleicher oder schon höherer amtlicher Eigenschaft im Heer des Kaisers Karl bei den Belagerungen der Städte Neapel und Florenz. Demnach hat er die schrecklichen Schicksale, welche die drei herrlichen Städte Italiens nach einander erlitten, mit Augen gesehen.

Er begleitete den Cardinal Caetanus im Jahre 1530 zum Reichstage nach Augsburg; im Juli 1532 den Cardinallegaten Hippolyt Medici auf dem begonnenen, aber an den Grenzen Ungarns stille stehenden Kreuzzug der Bundesarmee gegen den Sultan Soliman, wol als Kriegscommissar. Er selbst behauptet, daß er während der langen Jahre, die er unter den Päpsten Clemens VII. und Paul III. in Rom gelebt hatte, fünfmal oberster Commissarius und zwar allemal bei einer Armee von 20000 bis 30000 Mann gewesen sei. Er sagt sogar, daß er schon im Jahre 1527 oberster Commissar über die Landsknechte war und sie dreimal musterte.

Nach dem Tode Clemens' VII. wußte er sich auch die Gunst Pauls III. zu gewinnen, der ihn zum apostolischen Protonotar machte. Er erlangte großen Einfluß an der Curie. Benvenuto Cellini hat ihn einmal in seiner Selbstbiographie erwähnt und „meinen Herrn Ambrogio" genannt.

Die Pfründen und Belohnungen, die er von den Päpsten und großen Herren, auch wol vom Kaiser erhalten hatte, und seine fortgesetzten Geschäfte, deren jährliches Einkommen er selbst auf die für jene Zeit recht ansehnliche Summe von 3000 Gulden berechnet hat, verhalfen

dem Curtisan dazu, sich in Rom bequem einzurichten. Er kaufte ein Haus, welches der Abtei Farfa gehörte, und baute dasselbe prächtig aus. In dem giftigen und gemeinen Pamphlet seines römischen Verteidigers Angelus Scaltetus wider Widmanstadt heißt es von ihm: „Er bewohnt in der Stadt ein sehr geräumiges Haus, welches angefüllt ist mit antiken Marmorfiguren, mit Bildwerken, Gemälden, Krystallen und schönem Gerät. Seine große treffliche Bibliothek ist jedermann geöffnet, wie auch sein ganzes Haus allen offen steht, zumal angesehenen Männern oder solchen, welche in irgend einer Wissenschaft und Kunst hervorragen. Fast den ganzen Tag bringt er im Dienste der Mächtigen und Großen zu, wie man's so in Rom zu treiben pflegt, oder er widmet sich der Unterstützung der Freunde und Clienten. Kehrt er von Geschäften heim, so erholt er sich bei dem edeln Genusse, den ihm sein Haus gewährt, wo er oft ausgezeichnete Männer, Redner und Dichter zum Gespräch versammelt. Er schenkt allen seine Gastfreundschaft, zumal den Deutschen, welchen er seine hilfreiche Hand darzubieten nicht ermüdet." [1]

Wenn die Schmeicheleien eines bezahlten Advocaten auf Wahrheit begründet sind, so hat der Protonotarius und Procurator der deutschen Nation als ein einflußreicher Mann in den traurigen Zeiten, die auf das Jahr 1527 folgten, eine hervorragende gesellschaftliche Stellung, namentlich unter den Deutschen in Rom gehabt. Doch nahm er schwerlich jenen beneidenswerteren Platz ein,

[1] Das Pamphlet findet man in Schelhorns Amoenitates Literariae, T. XIII.

welchen sein Landsmann, der alte gefeierte Luxemburger Goritz, der Liebling der römischen Akademiker durch so lange Jahre behauptet hatte, ehe ihn und seine geistvollen Freunde die furchtbare Katastrophe des Jahres 1527 ins Elend stürzte.

Indes eines Tags, am 26. October 1540 wurde Gumppenberg aus seinem schönen Hause von Häschern des Gerichts in die Torre di Nona abgeführt: dies hatte sein Landsmann Widmanstadt, welcher ehedem sein eigener Gast gewesen war, bei der römischen Polizei durchgesetzt, weil jener, wie er behauptete, Meuchelmörder gegen ihn gedungen hatte. In einem langen Schreiben oder einer Apologie, welche Ambrosius noch in späteren Jahren an den römischen König Ferdinand richtete, hat er die in jenem grauenvollen Staatsgefängniß zwei Monate lang ausgestandene Hölle mit lebhaften Farben geschildert.[1] Er war damals, wie er sagt, bereits seit 16 Jahren der röm. Kayf. Maj. Procurator durch ganz Deutschland gewesen, eine Berechnung, die indeß nicht genau sein dürfte.

Die Ursache des berüchtigten Scandal-Prozesses zwischen Gumppenberg und Widmanstadt war das Verlangen des neuen Bischofs von Eichstädt Moritz von Hutten, die von ihm bis zum Jahre 1539 innegehabte Dompropstei in Würzburg auch als Bischof fortzugenießen. Bei dieser Bemühung sind jene beiden Deutschen als Procuratoren eines und desselben Prälaten und eines und desselben bei der römischen Curie zu vermittelnden Geschäfts in einen langen und erbitterten Streit geraten. Der

[1] Cod. Bav. 1306, fol. 209.

Prozeß war wenig ehrenvoll für deutſche Männer, um ſo weniger, als er nicht, wie ſo viele erbitterte Feindſchaften unter italieniſchen Humaniſten mit wiſſenſchaftlichen Motiven verbunden war. Doch darf hier Widmanſtadt vorweg unſere Sympathie in Anſpruch nehmen, als ein Mann von wirklichen literariſchen Verdienſten.

Ambroſius, durch den endloſen Prozeß gepeinigt, verließ Rom etwa im Jahre 1545, und kehrte nach Deutſchland zurück, und zwar im Dienſt des Cardinals Alexander Farneſe. Hier war er Generalcommiſſar der päpſtlichen Hilfstruppen unter Octavio Farneſe im Schmalkaldiſchen Donaukriege. Er lebte abwechſelnd in Augsburg und in Eichſtädt, in welchen beiden Städten er Canonicus war. Auch beſaß er die Würde des Erbmarſchalls von Ober-Baiern. Der unruhige, ſtreitſüchtige, vielgeſchäftige Mann iſt zu Eichſtädt am 4. Sept. 1574 geſtorben.

Ein Curiale, welcher 20 Jahre in Rom und noch lange Zeit in dem tief aufgeregten Deutſchland lebte, mitten in dem gewaltigen Umgeſtaltungsprozeß der europäiſchen Welt durch das Kaiſertum Karls V. und die Reformation, der als Augenzeuge, hie und da als amtlich Teilnehmender ſo große Ereigniſſe ſich vollziehen ſah, und die bedeutenden Männer der Zeit perſönlich kannte, ein ſolcher Mann war, das darſtellende Talent vorausgeſetzt, wol dazu berufen, in einer Autobiographie ein Zeitgemälde der Nachwelt zu überliefern. In der That fühlte Ambroſius, in ſein Vaterland zurückgekehrt, bei größerer Muße den Trieb, ſeine denkwürdigen Erinnerungen niederzuſchreiben. Er begann ſeine Biographie

im Kanzeleistil einer Urkunde oder eines Testaments mit Aufzählung aller seiner Pfründen und Ehrentitel: Ich Ambrosy von Gumppenberg, Erbmarschall in Oberbaiern ꝛc. Diese Adresse ad posteros richtete er ausdrücklich an die eigene Familie, als deren merkwürdigstes Mitglied er sich selbst zu betrachten Ursache hatte. Nicht anders ist der alte Götz von Berlichingen verfahren; er hat seine ritterlichen Thaten aufgezeichnet seinen „Erben, Kindern und Nachkommen zu Ehren und Gutem".

Die Lebensbeschreibung Gumppenbergs, erhalten in dem flüchtig und hieroglyphisch geschriebenen Original und in einer nur halb verständlichen Abschrift, umfaßt indeß nicht mehr als 13 Blätter. Der Autor beginnt mit dem trockenen Verzeichniß seiner nächsten Familienglieder; dann springt er, ohne sich bei seiner Erziehung und seinen Studienjahren aufzuhalten, schnell nach Rom über, und verbreitet sich in allgemeiner Weise über den dort von ihm erwählten Beruf. Hierauf kommt er ohne weitere Vermittlung zu den Ereignissen des Jahres 1527. Er gibt hastige Nachricht von seiner Verwicklung in dieselben bis zum Augenblick, wo der Connetable vor den Mauern der Stadt erscheint. Hier bricht das Manuscript ab. Entweder ging die Folge verloren, oder (und das halte ich nach der dürftigen Anlage dieser Aufzeichnung für wahrscheinlich), der Biograph gab seinen Plan auf, weil er ihm doch nicht gewachsen war.

Hätte er nicht mit so viel Emphase seine Absicht angekündigt, sein Leben und Thun „von der Kindheit bis zum Grabe" darzustellen und seinen Nachkommen und Vettern zu ihres Stammes Ehre als ein „Exempel und

Memory" zu hinterlassen, so würden wir kein Recht haben, dies Fragment auf solche Verheißung hin erwartungsvoll anzusehen. Nun aber bedauern wir, daß wir um versprochene deutsche Memoiren gekommen sind, welche auf die Geschichte und Zeiten Karls V., Clemens' VII. und Pauls III. in biographischer Weise sich würden bezogen haben.

Der lobenswerte Versuch eines vielerfahrenen Deutschen jener Zeit, in seiner Muttersprache sein Leben niederzuschreiben, ist aber schon als solcher der Aufmerksamkeit wert. Die deutsche Literatur ist nicht reich an Biographien und Memoiren, dieser wichtigen Gattung der historischen Kunst, welche man den psychologischen Spiegel nennen darf, worin Nationen das geistige Bild ihres Staats und ihrer Gesellschaft als persönliches Porträt des Zeitalters erkennen. Wir haben den biographischen Sammlungen der Franzosen und Engländer wenig Ebenbürtiges an die Seite zu stellen. Wir besitzen aus unserer älteren Vergangenheit nichts, was sich einem Joinville, Froissart oder Comines, oder jenen Denkwürdigkeiten vergleichen ließe, mit denen ein Papst, Pius II. Piccolomini, die Nachwelt beschenkt hat.

Die sich selbst beobachtende, die historische Erfahrung der eigenen Welt zum Bewußtsein der Zeit gestaltende Persönlichkeit wurde bei uns erst durch die Stürme der Reformation losgelöst, aber die Anfänge, die wir damals in der biographischen Literatur, meist durch die italienische Charakteristik angeregt, gemacht haben, gingen in der Verwilderung der Gesellschaft und der deutschen Sprache während des 17. Jahrhunderts folgelos verloren.

Durch das Geſtrüpp dieſer in officiellen wie privaten Gebieten ſich hindurch zu arbeiten, iſt wol die ſchwierigſte, faſt herkuliſche Arbeit, welche heute auch dem geduldigſten deutſchen Geſchichtsforſcher auferlegt werden kann. In ſolchem vernachläſſigten, weit zurückgebliebenen Sprachſtoff zu verſuchen, die erlebte Welt in allem Reichtum menſchlicher Verhältniſſe abzuſchildern, konnte unſere Staatsmänner und Beobachter noch bis zu den Zeiten Friedrichs des Großen nicht reizen; und ſelbſt als dieſer Verfall und Tumult der Sprache noch nicht eingetreten war, in der Epoche ſprachſchöpferiſcher Kraft Luthers, Aventins und Tſchudi's würde einem deutſchen Benvenuto Cellini die Sprache unſres edeln Albrecht Dürer mehr als ein Hinderniß des Ausdrucks geweſen ſein. Man wird das Leben des Götz von Berlichingen heute kaum noch ein Zeitgemälde nennen, es ſei denn von den roheſten Zügen ohne pſychologiſchen Blick für den Menſchen, ohne Spur individualiſirender Kunſt, und endlich ermüdend durch die verworrene, langatmige, ſchwerfällig pedantiſche Redeweiſe, welche den Sinn in Dunkelheit hüllt.

Der deutſche Curtiſan in Rom aus der großen Zeit Luthers und Karls V. machte alſo den rühmenswerten Verſuch einer Selbſtbiographie, aber er verunglückte dabei; die Schuld lag an ſeiner mangelhaften Bildung und perſönlichen Unbedeutung überhaupt, nicht an ſeiner beſondern Unfähigkeit ſich deutſch gut auszudrücken. Er hatte in der Fremde ſeine Mutterſprache nicht verlernt. Sie iſt bei ihm vom bairiſchen Dialekt gefärbt, mit Fremdwörtern nicht zu ſehr angefüllt, ſehr unbeholfen und ungebildet, oft roh im Ausdruck, aber

immerhin so lesbar, wie jene seines Zeitgenossen Adam Reißner.

Nun aber hat er doch seine Lebensgeschichte fortgesetzt, weil sie ihm wichtig erschien, und sie war es sicher durch die Fülle erlebter großer Dinge; ja, wie dankbar würden wir ihm noch heute sein, wenn er verstanden hätte, sie uns wichtig zu machen. Er schrieb den Bericht über die Ereignisse des Jahres 1527, welcher als ein herausgenommenes und mehr ausgeführtes Stück eines größeren Ganzen zu betrachten ist. Es reicht vom Monat April, wo Clemens VII. von Florenz aus mit dem Connetable unterhandelte, bis zum 29. November, wo die sechs päpstlichen Geiseln aus der Haft der Landsknechte glücklich entronnen sind. Da bricht auch dies Manuscript plötzlich ab.

Die Erzählung Gumppenbergs ist erst aus der Erinnerung geschrieben zwischen den Jahren 1549 und 1555, als Julius III. del Monte Papst war. Die Abschrift des Manuscripts besorgte sein damaliger Secretär Johann Baptist Fickler. Dieser Mann, ein Würtemberger von Geburt, ist nachher in Salzburg und München zu einigem Ruf gekommen, als Theologe, Canonist, Uebersetzer, Numismatiker, als eifriger Katholik. Er erlangte auch dadurch eine besondere Bedeutung, daß er Lehrer Maximilians I. von Baiern in der Rechtswissenschaft wurde. Er starb an der Schwelle des Dreißigjährigen Krieges im Jahre 1612.

Auch Fickler hat sich, und das erregt als ein Trieb jener Zeit wiederum Aufmerksamkeit, an einer Autobiographie versucht, in deutscher Sprache, die nicht besser

und gebildeter ist als die seines ehemaligen Principals Gumppenberg.[1] Auch ist sein Versuch ebenso dürftig und geistlos ausgefallen. Er erzählt, daß er im Jahre 1555 mit Johann Agricola den Grad des magister artium zu Ingolstadt erhalten habe, und sagt weiter: „Nicht lang nach dieser Zeit bin ich zu Herrn Ambrosius von Gumpenberg in Dinst khomen, und sein Secretari worden, bey dem als einem selzamen unruwigen Kopf, hab ich bey vier Jahr vil Unruhe und Arbeitt, mit schreyben und Reysen, gefahr, zu hause und Landt erlitten und überstanden, wie denjenigen bewußt, so Ine Herrn und mich zur selbigen zayt gekannt, solchen unruwigen und schwären Dienst als ich Ime auf ettliche Jahr verschrieben gewesen, hab ich mit geduldt überstandten, bis Gott der Allmechtige gnadt und gelegenhait geschickt, das ich nach gehabtem Reychstag zu Augspurg anno 1559 zu dem hochwürdigsten Fürsten und Herren, Herrn Michel Erzbischoffen zu Salzburg und legaten des Stuhls zu Rohm, des geschlechts von Kienburg in Dienst khomen bin."

In der von Fickler revidirten Abschrift ist also der Gumppenbergische Bericht erhalten. Man erwarte in ihm weder die Aufschlüsse eines in die Politik der Zeit eingeweihten Staatsmannes, noch die Genauigkeit eines Geschichtschreibers. Es gibt darin Irrtümer genug, selbst Verwechslung und Entstellung italienischer Namen, welche doch dem Verfasser besonders geläufig hätten sein sollen. Es sind Fehler des Gedächtnisses, der Flüchtigkeit, bis-

[1] Cod. Bav. 3085.

weilen wirklicher Unwiſſenheit. Seine Schrift iſt keine ernſtliche Arbeit; Studium hat er daran nicht gewendet. Ihr Zweck war auch viel weniger ein hiſtoriſcher als ein biographiſcher, und dieſer Geſichtspunkt war gerade dasjenige, was mich bei dieſen Aufzeichnungen Gumppenbergs gefeſſelt hat. Er verleiht ihnen Züge des Perſönlichen von beſonderm Wert.

Unter allen Relationen über den Sacco di Roma iſt keine in ſolcher Weiſe geſchrieben worden, daß die Perſon des Augenzeugen und Erzählers in der Mitte der Dinge ſichtbar bleibt, und dadurch dieſen ſelbſt ein perſönliches Leben gibt. Das iſt nicht einmal von den italieniſchen Darſtellern geſchehen, welche in dieſer Literatur die Mehrzahl bilden. Der Römer Marcello Alberini, von dem die umfaſſendſte, noch unedirte Beſchreibung der Kataſtrophe herrührt, war ihr Augenzeuge, aber zu jener Zeit erſt ſechzehn Jahre alt. So koſtbar die wenigen Blätter ſind, welche Benvenuto Cellini jenem Ereigniß gewidmet hat, ſo macht er uns doch bedauern, daß er daſſelbe nur als flüchtige Epiſode in ſeinem wunderbaren Leben behandelt hat. Das Local ſeiner Beobachtung war nur die Engelsburg.

Ueberhaupt iſt es auffallend, daß wir von den in jenem Drama als Handelnde oder Zuſchauer beteiligten und gar von den hervorragenden Perſonen ſo wenige Aufzeichnungen des Erlebten beſitzen. Es iſt ein erſtaunlicher Zufall, daß wir den Bericht eines damaligen Cardinals haben, des Scaramuccia Trivulzio von Como, in einem Brief an ſeinen Secretär. Das furchtbare Ereigniß hatte ſelbſt die Beobachtungsgabe der Italiener gelähmt; das Individuelle

und Charakteristische müssen wir meist aus den Depeschen der Gesandten schöpfen. Heute würde ein so großer Vorgang von hundert neugierig zudringenden, geistreich beobachtenden, auch kühn ihr Leben an die Feder wagenden Zeitungscorrespondenten in allen Sprachen Europas beschrieben worden sein. Denn wir besitzen jetzt eine in loco et actu improvisirte Geschichtschreibung: das schon auf dem Geschehen ertappte Ereigniß wird gleichsam literarisch photographirt. Die Macht der Cultur hat dem Menschengeist eine erstaunliche Schnellwissenheit gegeben. Ein weiter Abstand trennt unser heutiges historisches Erfahren von jenem Zustande des Mittelalters, wo die mühsam, sparsam und spät überlieferten und entstellten Kunden der Zeit der Klostermönch in seine Chronik eintrug, und auch von jenem nachmittelalterlichen langsamer Depeschen der Gesandten und der ersten Anfänge der Zeitungen als blattweise circulirende Avvisi und Neuigkeiten.

Wie dürftig ist der Bericht des Franzosen César Grolier vom Sacco di Roma, und doch war er Augenzeuge. Auch die italienischen, zum Teil mit dem Bewußtsein geschichtlicher Kunst ausgearbeiteten Darstellungen von Luigi Guicciardini, Francesco Vettori, ferner die Compilationen, welche den Namen Jacopo Buonaparte und de Rossi tragen, und anderes, haben nichts Persönliches.

Deutschland war an der Umwälzung Roms zu jener Zeit am tiefsten beteiligt. Es stand in einem zweifachen Kriege wider den Papst, dem politischen unter der Führung des Kaisers, dem moralischen und deshalb wahrhaft nationalen unter der Führung Luthers. Es mußte daher mehr als jede andere Nation seine Aufmerksamkeit auf

das zusammenstürzende Rom richten. Gewiß gelangten damals manche, doch sicherlich nur lakonische Berichte von Augenzeugen dorthin. Sie gingen verloren, oder sind hie und da erhalten in der Form von „Sendschreiben", „Historien, welcher gestalt die Stadt Rom erobert worden" und bearbeitet als „wahrhaftige und kurze Betrachtung" u. s. w., immer in höchst mangelhafter Weise. Ich rede hier von Schriftstücken in deutscher Sprache, nicht von solchen, welche von Gelehrten lateinisch verfaßt worden sind, wie die geringfügige Halosis Romae.

Es fand sich aber doch bei uns ein tüchtiger Zeitgenosse, der es unternahm, die Kriege des Kaisers in den Jahren 1526 und 1527 in unserer Sprache zu beschreiben, nämlich Adam Reißner. Es ist nicht wenig merkwürdig, daß er dies im Rahmen einer Biographie gethan hat. Er gab uns die Memoiren der beiden Frundsberg, ein unbeholfener Versuch in dieser Gattung, dem das persönliche Leben, die psychologische Beobachtung und die naive Grazie fehlt, mit welcher der Loyal Serviteur die Geschichte des berühmten Gegners Frundsbergs auf dem Schlachtfelde, des bon chevalier sans peur et sans reproche ausgestattet hat. Aber doch ist es ein sehr achtungswerter Versuch, von dem man bedauern muß, daß er keine Folge in unserer Literatur gehabt hat, zumal für den dreißigjährigen Krieg. Reißner schrieb unter dem Einfluß des Paul Jovius, dem er meist sclavisch folgt, und Jovius war auch ein Meister im biographischen Porträt, welches die Italiener zu so hoher Vollendung gebracht hatten.

Da ist ferner ein anderer Mann aus der Kriegsschule Frundsbergs, der nach Deutschland zurückgekehrt in der

Muße des Alters die Feder ergriff, um seine Denkwürdigkeiten in der Mutterſprache aufzuzeichnen. Es iſt der weitberühmte Ritter Sebaſtian Schertlin von Burtenbach. Er war ſchon einer der angeſehenſten Hauptleute im Heere der Landsknechte geweſen; er hatte Rom mit erſtürmt, den Papſt in der Engelsburg mit bewacht. Und doch fertigt er alle ſeine damaligen Erlebniſſe, ja das ganze gewaltige Jahr 1527 auf ein paar Blättern ab. Man glaubt ſein großes Schlachtſchwert raſſeln zu hören, wenn er wie ein Spartaner ſchreibt: „Den 6 Tag May haben wir Rom mit dem Sturm genommen, ob 6000 Mann darin zu todt geſchlagen, die ganze Stadt geplündert, in allen Kirchen und ob der Erd genommen was wir gefunden, ein guten Teil der Stadt abgebrannt.“

Kein anderer ſeiner Waffengenoſſen hat eigene Erlebniſſe aufgezeichnet. Es hat keinen Xenophon unter jenen frummen Landsknechten gegeben. Wir ſind alſo auf Reißner und Schertlin beſchränkt, und zu ihnen geſellt ſich jetzt als dritter Ambroſius von Gumppenberg. Seine Erzählung iſt durchaus ſelbſtändig; er hat nichts von Andern; es iſt ihm nur darum zu thun, die eigene Perſon als höchſt wichtig erſcheinen zu laſſen. Und gerade deshalb hat er manches, was neu und merkwürdig iſt.

Er erzählt, daß er von ſeiner Sendung zu den Herzogen Baierns nach Rom zurückreiſend, unterwegs in Trient Georg von Frundsberg traf. Es war alſo in der erſten Hälfte des November 1526, wo der berühmte Feldhauptmann im Begriffe ſtand, mit ſeinem Kriegsvolk den ſchwierigen Alpenübergang in die Lombardei zu wagen, welchen Reißner geſchildert hat. Gumppenberg war mit

Frundsberg verwandt: er nennt ihn seinen Schwager. Der General forderte ihn auf, bei ihm zu bleiben, den Zug nach Italien als sein Dolmetsch mit zu machen; er versprach ihm Reichtümer, sogar, was seltsam genug zu hören ist, einen möglichen Cardinalshut. So trat der Versucher an den jungen Curtisan heran: die glücklich begonnene Laufbahn des römischen Herrendieners sollte er aufgeben, um als Feind des Papstes unter grimmigen Lutheranern nach Italien, vielleicht gar nach Rom zurückzukehren. Er lehnte den Antrag ab, und reiste weiter, sehr langsam. Denn erst nach Monaten, im folgenden Jahre 1527 kommt er, über Venedig gehend, nach Florenz, wo gerade die Signorie dieser Republik und der Cardinal Silvio Passerini mit der kaiserlichen Armee unterhandelten, die am Fuß des Apennin angelangt das reiche Florenz bedrohte. Es war am Ende des März, oder in den ersten Tagen des April.

Der Papst hatte, was Gumppenberg dort hören mußte, am 15. März den Vertrag mit dem Vicekönig Lannoy abgeschlossen. Er hatte Unterhändler in das Lager Bourbons geschickt, ihn vom Weitermarsch abzuhalten, erst Fieramosca, dann in steigender Angst den Vicekönig selbst. Gumppenberg sagt nichts von dieser Sendung Lannoys und dessen Zusammenkunft mit Bourbon, welche am 20. April bei Pieve di Santo Stefano stattgefunden hatte. Denn davon zu reden, paßte wahrscheinlich nicht in seine selbstgefällige Absicht. Aber er erzählt eine für uns neue Thatsache, nämlich, daß der Papst auch einen deutschen Boten nach Florenz geschickt hatte, den Erzbischof von Riga, Johann Blankenfeld. Dieser furchtsame alte Herr

hatte wol vernommen, daß die Florentiner Abgesandten, selbst der Vicekönig und der ihn begleitende Bischof von Vaison nur mit Not den empörten Bauernhaufen im Apennin entronnen waren; er weigerte sich deshalb als Unterhändler zu Bourbon zu gehen. Er forderte aber Gumppenberg auf, die Sendung an seiner Statt zu übernehmen, und dieser hatte bereits den Befehl vom Papst erhalten, in Florenz zu bleiben und der Signorie zu Diensten zu sein. Ein solcher Auftrag war für einen jungen Mann nicht wenig schmeichelhaft und ehrenvoll. Er erklärt sich daraus, daß Gumppenberg, was man in Rom wissen mochte, ein Verwandter des gefürchteten Frundsberg war, und außerdem manche deutsche Edelleute im Lager Bourbons persönlich kannte.

Hier ist merkwürdig, was Ambrosius erzählt: daß unter den Versprechungen, mit welchen der geängstigte Papst den Rückzug der Kaiserlichen zu erkaufen gedachte, auch diese war, dem Sohne des deutschen Generals, Kaspar von Frundsberg, der als Hauptmann bei Leyva in Mailand zurückgeblieben war, seine eigene Verwandte zu vermälen. Die noch sehr junge Dame war Catarina Medici (der vergeßliche Gumppenberg nennt sie Margareta, weil er ihren Namen mit dem der natürlichen Tochter Karls V. verwechselte) und sie befand sich damals in Florenz. In dem Schachspiel der päpstlichen Politik ist sie oft genug als Puppe ausgespielt worden, und mancher große Herr, unter andern auch Philibert von Oranien, hat sich auf diese Partie Rechnung gemacht.

Der Antrag des Papstes an Frundsberg erscheint so verzweifelt, daß man fast Mühe hat, an ihn zu glauben;

aber warum hätte ihn Gumppenberg erfinden wollen? Ich halte ihn für wahr: Clemens VII. konnte immerhin sich einbilden, daß Frundsberg, dessen Erkrankung und Entfernung nach Ferrara ihm noch nicht bekannt war, das trügerische Versprechen als baare Münze annehmen würde. Die Reise Gumppenbergs in das Lager Bourbons unterblieb. Er ging nach Rom mit jenem Bischof Planitz feld. In seinen biographischen Nachrichten hat er erzählt, daß dieser Unheil ahnende Prälat, nachdem er im Vatican Bericht abgestattet hatte, sich eilig aus dem Staube machte, um nach Deutschland zurückzukehren. Nun rückte Bourbon in rasender Schnelligkeit heran.

Es ist richtig, was Gumppenberg hier als seine Ansicht ausspricht, daß der Connetable nicht die Absicht hatte, sich auf Rom zu werfen. Die Erstürmung der gewaltig fest ummauerten Stadt mit einer vom Mangel geschwächten Armee ohne Belagerungsgeschütz, während der Herzog von Urbino ihr auf den Fersen war, hätte von vornherein als ein wahnsinniges Unternehmen erscheinen müssen. Es war auch nur ein von der Verzweiflung abgenöthigter Handstreich. Was Bourbon ursprünglich beabsichtigt hat, ist sicher dies gewesen: einen Paß über den Apennin bei Rimini zu gewinnen, und mit Hilfe der kaiserlich gesinnten Colonna, welche er dort zuversichtlich erwartete, in das befreundete vom Feinde ganz freie Land Neapel zu gelangen. So hat das Gumppenberg richtig dargestellt. Er schildert sodann, was hinlänglich bekannt ist, die Verwirrung in Rom, die Mangelhaftigkeit der Vertheidigungsanstalten nach Abdankung der schwarzen Banden auf Grund des Landsuchts des an der Curie allmächtigen Jacopo Salviati,

„eines argliſtig bös Juden, Finanzers und Kaufmanns", wie er denſelben nennt. Die Verlegenheit des Papſtes muß ſchrecklich geweſen ſein, wenn er ſelbſt Gumppenberg um ſeinen Rat befragte. Dieſer Rat aber war: mit den Kaiſerlichen zu unterhandeln.

Es iſt aus anderen Berichten bekannt, daß am Tage des Sturms die Conſervatoren Roms den jungen Markgrafen Gumprecht von Brandenburg, welcher ſich ſeit einiger Zeit in der Stadt aufhielt, bewogen, als ihr Unterhändler ſich zum Bourbon zu begeben. Dieſe Thatſache erfahren wir jetzt von Gumppenberg als etwas perſönlich Erlebtes. Denn auch er wurde damals auf das Capitol gerufen. Er hat den Brandenburger bei dem Ritt nach Ponte Siſto begleitet.

Der Auftrag des Markgrafen mißlang, denn das wütende Kriegsvolk wälzte ſich ihm über jene Brücke ſtürmend entgegen. Der Prinz und Gumppenberg wendeten die Pferde zur Flucht, um dem Gemetzel zu entrinnen. Unſer Autor erzählt, daß er ſeinen Begleiter zwar in ſein Haus zurückgebracht, aber die Thüre nicht ſchnell genug habe ſchließen können, da der wilde Kriegshaufe nachdrang. Auch im Bericht bei Buder heißt es: die Feinde ſeien vorgedrungen „dermaßen das dem Edeln Fürſten von Brandenburg wenig weil wardt yn eyn Haus zu komen, ſein leben zu erretten". Von der Gefangennahme des Markgrafen redet Gumppenberg nicht; in der Halosis Romae wird erzählt, daß Gumprecht (dort irrig Albertus genannt) erſt ausgeplündert, dann gefangen, und nur durch die Liſt eines deutſchen Hauptmanns aus den Händen der Spanier errettet ward.

Gumppenberg ſagt nicht, ob er ſelbſt in der erſten Flucht ſich in die Engelsburg geworfen hat und dort geblieben iſt. War das der Fall, ſo würde er wol davon geredet und ſich ſeiner Mitgefangenſchaft neben dem Papſt und ſo vielen Cardinälen, Diplomaten und großen Herren gerühmt haben. Wahrſcheinlich hat ihm die Bekanntſchaft mit deutſchen Hauptleuten zur Rettung verholfen, und alsbald bedurfte man auf beiden Seiten ſeiner Dienſte.

Die Vorgänge während der Plünderung Roms hat er nur im Allgemeinen geſchildert. Seine Hauptſache bleibt die Stellung, welche er jetzt ſelber einnahm. Es war die des Dolmetſch und Vermittlers zwiſchen dem Papſt und den deutſchen Landsknechten; aus Eitelkeit hat er ſeine Wichtigkeit zu ſteigern geſucht, und doch wird in keinem Bericht der Zeitgenoſſen oder Actenſtück ſein Name genannt. Da wo man ihn etwa hätte erwarten dürfen, findet er ſich nicht. Ich meine die genauen ſpaniſchen Depeſchen des kaiſerlichen Secretärs Perez. Wir leſen ſie jetzt in den im Jahre 1875 zu Madrid von Antonio Rodriguez Villa veröffentlichten Memorias para la Historia del Asalto y Saqueo de Roma en 1527 por el ejercito imperial, einer wichtigen diplomatiſchen Bereicherung der Geſchichte jener Ereigniſſe.

Am ausführlichſten hat Gumppenberg in ſeiner Denkſchrift von ſeinen Beziehungen zu den empörten, nach Sold ſchreienden Landsknechten geredet, und zwiſchen ihrem lärmenden Hauptquartier auf Campo di Fiore und der grauenvollen Engelsburg iſt er oft hin- und hergegangen. Um ſo mehr muß man bedauern, daß er die Zuſtände in dem Caſtell nicht geſchildert hat. Bei Gelegenheit ſeiner

Mitteilung vom Einſchmelzen goldener und ſilberner Gefäße und Reliquien in der Engelsburg, um daraus Geld für das deutſche Kriegsvolk zu prägen, hat er zu demjenigen, was Benvenuto Cellini erzählt, etwas Neues hinzugefügt, nämlich die Enthüllung der Schelmereien, welche ſich ein deutſcher Münzmeiſter Angelo Schaur, damals im Dienſte des Papſtes, zu Schulden kommen ließ. Man mag ſich vorſtellen, wie es bei dieſem Geſchäft in der Engelsburg hergegangen iſt; hat doch Benvenuto ſelbſt ſpäter dem Papſt geſtanden, daß er nach dem Schmelzen etwa ein und ein halb Pfund Gold in der Aſche gefunden und ſich aus Not angeeignet hatte.

Gumppenberg verſichert mehrmals, der Papſt habe ſich zu ihm beklagt, daß die Deutſchen ihn den Spaniern ſo ganz und gar überließen, denn er habe lieber von jenen als von dieſen bewacht ſein wollen. Das mag wahr ſein für die Zeit, als Clemens fürchtete, zu Schiff nach Neapel und gar weiter fortgeführt zu werden.

Am 1. Juli ſchrieb Perez an den Kaiſer: „Die Deutſchen haben verſucht, den Papſt an ſich zu nehmen; ſie begannen einen Aufruhr und verlangten ihren Sold; als die Spanier das ſahen, erhoben auch ſie ſich im Tumult; ſie ſagten, die Deutſchen thäten Recht, ihren Sold zu verlangen, auch ſie wollten bezahlt ſein, aber nicht erlauben, daß die Deutſchen den Papſt aufheben, denn das ſei nicht Gottes Dienſt, noch gezieme es dem Dienſt und der Autorität Ew. Majeſtät. Der Prinz von Oranien, Don Hugo und Alarcon, der Abate von Nagera und Juan de Urbina haben zwiſchen beiden Nationen dahin vermittelt, daß jede ſechs Bevollmächtigte erwählt — ich

weiß nicht was sie beschließen werden, denn die Deutschen beharren darauf, daß sie den Papst und die Cardinäle haben wollen."[1]

Aus andern Depeschen desselben Perez geht hervor, daß Spanier und Deutsche fortdauernd um den Besitz des Papstes und der Cardinäle haderten, und die wütenden Landsknechte seine Fortführung nach Neapel nicht zulassen wollten, vielmehr damit umgingen, ihn mit sich hinwegzuführen. Als sie aus ihren Sommerquartieren in Umbrien wieder zurückkehrten, und Rom zu zerstören, den Papst und die Cardinäle umzubringen drohten, wenn sie nicht bezahlt würden, erfolgte das neue Abkommen mit ihnen und die Auslieferung der sechs Bürgen, unter denen sich sogar der Datar Giberti und der reiche Jacopo Salviati befanden.

Die Uebergabe dieser Opfer an die Officiere der Landsknechte im Saale der Engelsburg ist von Gumppenberg lebhaft beschrieben worden; was er erzählt, stimmt mit der Schilderung in der Depesche des Perez überein. Beide sagen, daß der Papst voll Verzweiflung erklärte, er selbst wolle das Los der Gefangenen teilen, und sich mit ihnen zu den Kriegsknechten begeben. Perez sagt nicht, daß er Augenzeuge bei diesem merkwürdigen, höchst tragischen Auftritt war, aber Gumppenberg hat ihn mit angesehen. Er erzählt, daß ihn die Landsknechte in das Castell verordneten, um in ihrem Namen vom Papst die Geiseln in Empfang zu nehmen, und dann zu ihnen auf den Campo di Fiore zu bringen. Mit ihm gingen zwei

[1] Villa, S. 234.

Hauptleute, Diepolt Häl und Sebastian Schertlin nebst 200 Doppelsöldnern, welche die Escorte bilden sollten.

Die Schilderung der Scene ist die beste Partie in der Schrift Gumppenbergs. Er stellt sich hier freilich ganz und gar in den Vordergrund, wie er überhaupt bei den Unterhandlungen mit den Landsknechten kaum eine der Hauptpersonen dieses Dramas mit Namen nennt, zum Beispiel nichts von Morone, Don Ugo Moncada, Nágera, Gattinara und Oranien zu sagen weiß. So verschweigt er auch, daß es Alarcon selbst war, welcher die Geiseln im Saale der Engelsburg übernahm und von dort hinausführte. „Alarcon", so berichtete Perez am 12. October an den Kaiser, „sah die Notwendigkeit ein, die gedachten Geiseln den Deutschen auszuliefern, weil sie sich dargeboten hatten, und weil durch sie der Ruin Roms verhütet wurde. Er bestand also so lange darauf, bis er sie aus dem Castell nahm; er ging mit ihnen bis auf den Campo di Fiore, alle zu Fuß. Aber da man sie im Saale, wo sie standen, aus dem Bereiche des Papstes und der Cardinäle zu nehmen sich anschickte, erhob sich ein solches Weinen und Geschrei, daß es schien, die Welt stürze ein, und Se. Heiligkeit sagte, ehe sie in ihre Auslieferung willige, wolle sie sich selbst in die Gewalt der Deutschen begeben, und dasselbe sagten die Cardinäle: aber endlich nahm sie Alarcon hinweg, und gab sie in die Hände der Deutschen." [1]

Gumppenberg schreibt: „Da saget der Papst mit wainenden Augen, da stehen sie, nembt sie mit Euch hin, und

[1] Villa, S. 289.

laſt Euch befolhen ſein, und will Euch nit allein die Bürgen geben, ſonder unſer aigen Perſon darzue, und erbutte ſich mit uns zu gehen, und gieng woll 3 oder 4 tritt mit uns für ſich, da bath Ich und die Haubtleut ſein Heiligkeit, das er ſolt ſtiller ſtehn, und alda beleiben —"

Mit ermüdender Breite hat ſodann Gumppenberg die Mißhandlung dieſer ſechs Geiſeln geſchildert — es war unter ihnen auch ein künftiger Papſt, Julius III. del Monte, damals Erzbiſchof von Siponto. — Nachdem er ihre Befreiung und Flucht aus dem Palaſt der Cancellaria erzählt hat, bricht er ab; ſein Secretär Fickler hat unter das Manuſcript geſchrieben: „biß hieher und weiter iſt es vom Herrn Scribenten nit continuiret worden."

Am 17. Februar 1528 zogen die Spanier und Landsknechte endlich aus dem 9 Monate lang barbariſch mißhandelten Rom ab, um ſich in Neapel den Franzoſen unter Lautrec entgegen zu werfen. Ich denke mir, daß Gumppenberg das abziehende Kriegsvolk in amtlicher Stellung begleitet hat, denn in ſolcher befand er ſich bei demſelben während der Belagerung Neapels.

Was ich von ſeinem Bericht über das Jahr 1527 mitgeteilt habe, wird, ſo glaube ich, meine Anſicht rechtfertigen, daß derſelbe der Aufbewahrung und Veröffentlichung wert iſt. Als literariſcher Verſuch ſeiner Zeit thut er freilich nur dar, wie wenig ausreichend das Talent des Mannes, wie groß ſeine Flüchtigkeit und ſein Ungeſchick geweſen iſt den beneidenswerteſten Schatz von Erinnerungen und Erfahrungen anderen mitzuteilen. Als

ſelbſtändiger deutſcher Bericht aber eines Augenzeugen wird er die nicht zahlreichen Nachrichten vermehren, welche wir von deutſchen Zeitgenoſſen über ein ſo folgenſchweres Ereigniß erhalten haben.

Keine der Kataſtrophen, die das zur politiſchen Weltmacht gewordene Papſttum in der langen Geſchichte ſeines Kampfes mit den Staatsgewalten erfahren hat, kommt bis auf die allerletzte im Jahre 1870 erlittene, jener von 1527 gleich, auch nicht einmal ſeine gewaltſame Bezwingung in den Zeiten des Inveſtiturkampfes durch den kühnen Staatsſtreich des Kaiſers Heinrich V. Im Jahre 1527 handelte es ſich ganz einfach um den Fortbeſtand des Papſttums überhaupt in ſeiner bisherigen geſchichtlichen Geſtalt. Das Werk Luthers zunächſt gewann durch den leichtſinnigen Krieg Clemens' VII. mit Karl V. und ſeine tiefe Niederlage eine mächtige Förderung. Zwar hat der Kaiſer ſich nicht an die Spitze der deutſchen Bewegung geſtellt, zwar hat er das Dominium Temporale wieder aufgerichtet, die Krone aus den Händen ſeines ſo ſchmählich mißhandelten Feindes genommen, und mit dem Papſttum jenes Bündniß geſchloſſen, welches dann zum Verderben Deutſchlands und Oeſterreichs die Habsburgiſche Dynaſtie hartnäckig feſtgehalten hat, ſowol auf Grund ihres Beſitzes in Italien als um ihre imperiale Stellung gegen die Ideen und Abſichten der Proteſtanten erblich zu behaupten. Doch hat das Papſttum im Jahre 1527 die Leitung Italiens verloren.

Der Kirchenſtaat Julius' II., ſo viel unverhoffte Vergrößerung er auch noch am Ende des 16. Jahrhunderts erfuhr, blieb nur eine Gleichgewichtsfrage der euro-

päiſchen Mächte Spanien, Oeſterreich und Frankreich, ſo lange bis der Einheitsgedanke Italiens durch die Mitwirkung des reformatoriſchen Princips Deutſchlands die Macht gewann, das Dominium Temporale als eine nur italieniſche Angelegenheit zu behandeln, das heißt aufzuzehren. Der merkwürdige Papſt, welcher ſchon 31 Jahre lang und noch heute auf dem Stule Petri ſitzt, ein moraliſch Gefangener im Vatican, aber doch durch hiſtoriſche Notwendigkeit dort ſo confinirt und feſtgehalten, erinnert an die Schickſale Clemens' VII.

Unter Pius IX. hat das Papſttum den letzten Augenblick gehabt, wo ihm die moraliſche und politiſche Führung der italieniſchen Nation dargeboten wurde. Er iſt ungenützt vorübergegangen, und das war ein Glück in Bezug auf die von der Papſtkirche zwar beſtrittene, auch gehemmte, aber doch nicht mehr zu bewältigende Neugeſtaltung Europas. Das Dominium Temporale iſt gefallen; Rom iſt am 20. September 1870 wiederum erobert worden; aber bei dieſer neueſten und entſcheidenden Halosis Romae iſt es — was Geſchichtſchreiber und Menſchenfreunde erfreuen kann — nur wie beim Vollzuge des ſpruchreif gewordenen Rechtserkenntniſſes eines hiſtoriſchen Prozeſſes und daher ſauberer hergegangen, als bei jener Einnahme, von der unſer Manuſcript berichtet.

Ich gebe deſſen Text wieder, ohne ſprachliche Veränderung, doch habe ich bisweilen Unwichtiges, oder durch Wiederholung Ermüdendes fortgelaſſen.

II.

Pabſt Clement der Siebent ſeines Namens, der hat zuvor geheißen Cardinalis Julius de Medicis, vicecancellarius, iſt geſtorben Anno 1534 am 25. Sept. umb den mittentag, iſt ſechs ganzer Monat krank gelegen, und von fueſſen auf geſtorben, wie des geſchlechts Medicis gebrauch ſein ſolle, hat regiert 10 Jar etc.

Undter im, Im 1527 Jar am 6ten tag May zwiſchen ſechs und fünf Uhren zu morgen, da hat der Herzog von Borbon, mit den Deutſchen, Spaniern und Italienern Rom bey dem Belvidere bey dem Thor zu S. Pancracio und die Porten bey der Schweitzer Guardi mit ſteiglaittern zum Sturm angeloffén, beſtigen und die Burg zue Sant Peter mit gewalt gewunnen[1], und geplündert, und iſt der Herzog von Borbon in dem Nebel, den es denſelben morgen (gab) von ainem Spanier und den Unſern an dem Sturm an ainer ſteiglaiter erſchoſſen worden, deſſen ſeel und aller gläubigen ſeelen Gott pflege.[2]

Auf ſolche Eroberung der Burgen, da hat der ganz Exercitus Caesaris in der Burg Sti Petri grhuet, und ain andern Obriſten erwelet, als nemblich den Principe de Orangie, der Marchess de Guasto war auch da, aber er kundt vor dem Principe de Orangie nit hinzue komen, auf diſsmall.

---

[1] Die Burg iſt der Borgo des Vaticans.

[2] Die Sage von dem am Connetable verübten Verrat ſcheint von Gumppenberg geglaubt worden zu ſein, aber wunderlicher Weiſe ſetzt er „und den Unſern" hinzu.

Zwiſchen zwayen und dreyen desſelben tags nach Mittentag da war der ganz Exercitus Caesaris wider in Armis, und fiengen an, gegen der Statt Rom zu ſtürmen hindter Sant Spiritus bey der ſtarcken Paſtion die Pabſt Paulus tertius ſeither darumb gepauet hat, und zwiſchen 6 u 7 Uhr gegen Nacht, da hetten ſie mit dem Sturm gewunnen alt Rom, Pietro montorio mit ſambt allen dreyen prucken über die Tyber, als ponte Sisto, ponte Maria, und ponte quatro Capi, der Ich alles mit augen geſehen habe, und wie ſie die ponte Sixti anlieffen, inen mit aller marter darob endtridt, das Ich nit erſchlagen wurdt, wie andere, und kamen alſo daſelbſt herein in Rom auf den campo flor und Agon, da machten ſie Ir ſchlacht Ordnung zum thail, behielten aber gleich wol die Burg Sant Peters[1] und alt Rom darneben damit Inen vom Duca di Urbino die Statt und Burg nit widerumb abgetrungen wurde, welcher Inen ob den 80000 ſtark[2], mit der welſchen Liga Kriegsvolk als Ir Obriſter, des Kayſers exercitu auf dem Hals war, welcher Exercitus Caesaris nit über 30000 ſtark war, noch dannoch wolt ers nit angreiffen oder die Imperialiſchen in Irem thuen verhindern, das man ſagen thet, er hets dem Pabſt Clementi das Pangket vergundt, dan er Im nit holdt war auch er über 6 Tage da nit ligen blibe[3], ſondern von ſtund an ohn alle not mit ſeim excercitu abzug, und ließe des Kaiſers exercito Irs gefallens mit

[1] D. i. der Borgo.
[2] Das Bundesheer betrug kaum 20000 Mann.
[3] Vielmehr 12 Tage lang.

Rom unverhindert handlen, das dan 13 ganze tag an ain ander geplündert wardt, und der vogl im Lufft nit frey war, auch meniglichen ohn allen rispetto er wer Kayserisch, Päbstisch oder französisch mit aller crudelta gefangen, geschetzt, geplündert, gemartert, und erwirget war, und Ir's gefallens jung und alt, frau auch man beschendigt wurde ohn einredt der Obristen.

Der Pabst war in das Castel S^ti Angeli geflohen mit 13 Cardinalibus und großen Anzall der Prelaten und großen Herren, also das daß Castel mit unnuzen Volk übersetzt war, es war auch das Volk nit geschickt zu der Wehr, so waren sie auch schedlich darin, der Proviant halber die sie unnuz hinweckh fraßen dermaßen, das sie benöttiget wurden diss Volks vill in der feindt Handt herauß zu stoßen. Also richt sich der exercitus Imperatoris das Schloß zu umbgeben und macheten in der Statt Rom vor der Engelpruckh vom turre de Nona herab biss in Altoviti hauß[1] ein großen tiefen aufgeworfnen graben das die aus dem Castel nit herauß in sie fallen khundten unversehener Ding, und im selbigen graben waren stäts des Kayſers Hackenschützen, die schussen die im Castel S. Angeli ohn underlaß von den Zinnen und Irer wehr herab, das sie sich im Castel nit wohl regen kundten.

An der andern Seitten des Castels, ihnerhalb der Tyber, da hetten die Kayserischen bey der Porten, da der Schweizer Guardj ist ain langen graben angefangen zue

[1] Der Palast Altoviti (in der Handschrift fehlerhaft Altiniti geschrieben) dauert noch heute fort.

machen, hart an der Stattmauer, welcher Graben ſtets under ſich gieng under die Erden in die tieffen, und arbeittet Haubtmann Conradin mit 3500 Deutſchen Erzknappen daran[1], und waren gar hinab kommen zum Caſtel, und wolten das undtergraben und das Caſtel mit Pulver das undter überſich werffen, und den Pabſt, alle Cardinäl und Prälaten darin mit einander verderben, und waren ſchon zue den fundamenten kumben ohn allen widerſtandt; dan du ſolleſt ex judicio der großen Haubtleut wiſſen das daß Caſtel St. Angeli nit ſtark iſt, dan es iſt zue eng das man ſich darin nit woll weren kan; wenig Leut erſchießen nichts, vill kunden ſich darin nit gerüren, darumb kan man auch nit vil Proviant darin halten, und iſt allein contra furorem populi, wan in Rom das Volk aufrürig wurdt, ſo kan ſich ain Pabſt alda vor aim gwallt enthalten, biſſ er zu verhör und zu einem thading komen mag, oder andere notwehr ſuecht.

Alſo da ſie alle ding zuem zerſprengen zugericht hetten, da zug der Duca de Vrbino ab, da ſahen die Kayſeriſchen das ſie kain widerſtandt hetten, und der Pabſt ohn ainhe hilf oder entſezung verlaſſen war, da bedachten ſie ſich aines beſſern raths dieweil ſie wiſten das der Pabſt kein hilf mehr het zu verhoffen, noch villweniger nottwendige proviant, das er mit ſovil unnuzen volk über ain Monat oder 6 Wochen zu eſſen het, ſo fanden ſie im rath, ſie ſollen das ſchloß belegert halten,

[1] Die Erzknappen ſind eine Erfindung Gumppenbergs.

das nit ain Vogel auß oder ein mecht kumen, alſo und ſie theten. — —

Sie entſchluſſen ſich den Pabſt zu belegern, und das Caſtel gar nit mehr zu zerſprengen, auß diſen Urſachen, zerſprengten ſie das Caſtel, ſo verderbten ſie ſo ain trefflich Veſte das dem Kayſer künfftige Zeit mehr zu nachtail komen mecht, gegen ſeinen feindten, dan zu guettem, wo und er Rom anderſt behalten wolt, wie ſie verhofften, zum andern ſo forchten ſie Inen, dieweill ſie on des Kaiſers Wiſſen und willen Rom gewunnen, geplündert und zerſtöret hetten, ſollen ſie erſt den Pabſt und Cardinäl mit ſo vill Prelaten im Caſtel umbringen, und die Beveſtigung zerreißen, das Inen zu ewigen Ungnaden, ſchmach und verderbung reichen mecht, dergleichen ſo war Inen der Kayſer Neun monat ſoldt ſchuldig, die wurden ſie auch verlieren, darumben wer beſſer ſie belegerten das Caſtel ob der Pabſt ſich mit Inen in ain Vertrag und Concordj einlaſſen wolt, das Inen das Caſtel in Ir handt wurde, und das ſich der Pabſt dem Kayſer begebe, und Iren ſoldaten Ir ausſtendig 9. Monat ſoldt zu bezalen zuſaget, und wie ſie daß Caſtel begraben und belegert hetten, da namen ſie ettliche notſchlangen und falkonetten und richteten die auß dem Belvidere ans Pabſts gemach, und ſchuſſen zu obriſt hinauf in das Caſtel, an die Zinnen, da ſchluegen die ſtein dermaßen umb ſie, das Jemandts im Caſtel ſicher war, und hetten ſchier ohn alles gewer den Pabſt erſchoſſen alßo das da weder Pabſt oder yemandts auß ſeinem gemach dorffte, und dieweill er ſich dan ohne Hilf oder troſt fandt, und ſach den großen Jammer in Rom, und das täglichen nur übler

hergieng, da fandt ſein Heyligkeit im rath, er ſolt ſprache begeren, und ſich in ain Vertrag mit Inen einlaſſen, als dan ſein Heil. thet, und begehrt ſprache, die wardt Im zuegelaſſen, und da waren auß des Kayſers exercitu von allen Nationibus commissari zu Ir Heiligkeit in das Schloß deputiert, denen ſich Ir Hl. mit den Pacten ergaben,

Erſtlich wollt Ir Hl. Perſon frey ſein, und ſich in yemandts handt nit gefangen geben, ſo war auch yemandts vons Kayſers wegen da, der ſo frech ſein wollt, ain Pabſt gefangen zu nemben oder handt an ſeiner Perſon anzulegen, wiewoll er gefangen genueg war, man ſetzt im gleich ein hietlen auf wie man wolle auß nachvolgenden Urſachen,

Er ſaget zu und verſprache, dem Exercitu Ire 9 Monat ſoldt zu bezahlen, und in Ir Bewarſamb zu bleiben, biß und ſie bezalt weren, zum andern, wollt er den Kayſeriſchen das Caſtel einantwortten, darin ſie In zu Ir ſicherhait inhaben und bewaren ſolten biß und ſie bezahlt wurden, aber ſo ſie bezalt weren, ſo ſoll ſein Hl. und das Caſtel wieder ledig ſein, und ſollen ohn ſchaden aus Rom ziehn, und niemandts mehr fahen, ſchezen, belaidigen, oder ſein nemben noch verdörben.

Du haſt aber verſtanden, wie der Princeps de Orangie nach Abſterben des Duca de Borbon zum Oberiſten Veldthaubtmann erwehlt war, über die ſpanier war Johan de Urbino Obriſter, ain vaſt geſchickter und ſehr trefflicher freudig Capitan ungefehrlichen bei 12000.

Über die welſchen Soldaten war der signor Ferramuscha, iſt ein Neapolitaner geweſt faſt ain erfarner,

geſchickter und ſehr reicher man, der war obriſter über 10000 ungefehrlichen.

Über die Landsknechte der auch ungeferlichen bey 13000 man waren und nit gar, der Ichs baß wiſſen ſolt dan ain andrer, dan Ich als ain Obriſter Commiſſari über ſie, ſy dreymal gemuſtert habe, das war Obriſter über ſie Herr Geörge von Fronsperg zu Mündelhaim Ritter, und Herr Conradt von Bembelberg den man das klain heſſlen lange Zeit gehaißen hat der war ſein Obriſter leittnambt, aber Herr Geörg von Fronsperg der war Krankheit halber nit im einfall zu Rom dan Ine auß Zorn bei Ferrara[1] der ſchlag troffen hat, das er ſich ob der Landtsknecht ungeſchickten Weiſſ erzirnet, und das man In gehn Ferrara fueren mueſt, under die Medici, da huelt In Duca Alphonso ain gantz Jar auß, biſſ er ain wenig wider zue Im ſelbſt kamb, da ſchicket er haim gehn Mindelheim zue ſeiner Hausfrauen die war ain Gräfin von Lodron gebürtig auß der Grafſchafft Tyroll, da war er ſo frölich nit geweſt, den ganzen tag, und wolten ſagen er het die Nacht ſein Narrenweiß auß großer Lieb und Begier mit Ir getriben das In der ſchlag abermals traffe, davor uns Gott gehuet, alſo das er am morgen im Pedt todt bliben.

Nun der von Bembelberg als Obriſter Leitenambt der mueſt mit dem Duca de Borbon fortrucken auf Rom zue mit dem hellen Hauffen, da gab Herr Geörg

---

[1] Das Ereigniß fand ſtatt am 16. März 1527 im Lager zu S. Giovanni bei Bologna.

von Frunsperg dem von Bembelberg zue rath und beystandt zue, das sie all mit einand an sein stat diesen teutschen Hauffen regieren sollen, mitsambt dem Bembelberger, nemblichen disse fünff Haubtleut mit namen, 1. Haubtman Corradino der war auß der Ötsch ains Pfaffen Sun ain vast alter und berüembter Haubtman hat 5 fendl Knecht under sich, 2. Haubtman Sigmundt Wechinger war auch aus der Ötsch hatt zwey fendl Knecht under sich, 3. Haubtman Mathias Stumpf, war vom Adel vast geschickt und großer erfarnuß auch seiner Hanndt geschwindt, aber überauß wunderlichen das yemandts bey Im bleiben kundt der hat 3 fendl Knecht under sich,

4. Haubtman Sebastian Scherttlin, der hat ain fendlen Knecht under Im,

5. Hauptman Diepoldt Helle, hat nur ain fendle Knecht undersich, er war auch nit vast ain erfarner Haubtman, sonder er war ains guetten Verstandts und wize, und ain gut schwezmaul, damit er sich mehr herfür bracht, dan mit seinen Kriegsthaten.

Nun mein guetter H. Conradt von Bembelberg als Obrister Leitenambt wollt absolute allein regieren, und kein gesellen oder Ueberpain haben und thet was In lustet und gefiell, sach yemandts nit an, und war stets mit den ersten ains, und welche sich neben Im brechen wolten, die huelt er dermaßen, das sie tag und nacht hinweck stelten, wie dan der Haubtman Stumpf und Wechinger zue Rom mit einander auf Venedig fueren, und underwegen gefangen und geplündert wurden, und Inen sehr übel gieng, darob sie an der letzt auch gestor-

ben ſein. Schertl, Corradin und Hel[1], die blieben beim hauffen, warteten Irer Haubtmanſchaft auß, und ließen dem Bembelberger das Regiment allein, das ließ er ſie auch zuefrieden und war guetter ding mit Inen.

Über den raiſigen Zeuge, in Irer Maj. Exercitu da war obriſter Don fernando de Gunsago der jetzt Röm. Kayſ. Maj. Stadthalter iſt zu Maylandt und vor Jaren Vicere in Sicilien geweſt iſt.

Wie ſich die päbſtlich Heil. auf obengezeigt mittel ergabe, da antwortteten ſein Heil. das Caſtel S. Angeli ein, und das ſie ſein Heil. verwareten biß und ſie bezalt wurden, da verordnet der Oberiſt der Spanier ain fendlen ſpagnoli in das Caſtel, der Italiener Obriſt auch ains, der von Bembelberg verordnet den Haubtman Corradin mit aim Vendle Landtsknecht, welche beſtia ſorg truegen, ſie kundten nit frey und unflettig ſein, das Irs gefallens ſtetigs zum wein gehn kundten, und wolten nit darin bleiben, da verordnete man den haubtman Georg Prantten mit ſein fendlen Knecht, der war auch etwan ain vier oder fünf tag darin, da hat er des Caſtels auch genueg, und wolt auch nit mehr darinnen ſein, ſonderm bei dem lieben vino greco an der ſtat, und verlueßen die Teutſchen das Caſtel dermaßen unbillicher weiß dem Pabſt zuwider, dan er ſie lieber gehabt het, und ſich mehr zue Inen vertraut als zu kainer Nation nit, als mir es der Pabſt ſelbſt zum offter klaget ſchier mit weinenden augen, das wir Teutſchen uns nicht nit annemben wolten, und

[1] Conrad von Glürnitz und Dibold Häl von Meynburg, nach Reißner.

damit dus nit für ain Lügen helſt, oder ſagen mechſt, wie das dies der Pabſt vor andern klagt hat, was haimbliche gemeinſchafft haſt du mit Im gehabt, das will Ich dir ſagen.

Ehe und Rom gewunnen wardt, da bin Ich dem Pabſt in manicherlay geſchefften zum 7ten mal in Teutſchland geweſt, Ich war auch daſſelbig mal wie der Exercitus Caesaris in welſchlandt anziehen ſolt, da war Ich von ſeiner Heil. wegen bei dem alten Churfürſten Pfalzgraf Ludwigen und herzog Wilhelmen von Bayern ſeligl., und am wiederreitten gehn Rom, da fandt Ich mein ſchwager Herr Geörgen von fronsperg mit ſaim ſchnellen Hauffen zue Triendt, das er am anziehen war, da wollt er mich nur ſchlecht bey Im behalten, und verhüeße mich Cardinal und Reich zu machen[1], aber Ich wollt es nit thuen, ſonder mein Befelch verrichten, wie woll der Zug nit fürgenumben war auf Rom, ſondern wider die Pündtnuß, die der Pabſt, Franzoſen und Venediger mit den andern Potentaten in Italia wider den Kayſer gemacht hetten, auß Italia zu ſchlahen, über welche Pündtnuß signor Johan de Medicis des Pabſt Clementi Vetter Obriſter war gar ain treflicher Kriegsman und großer Tyran, und ſeiner beſen welſchen poſſen vol, derſelb lag mit der Liga Volk zwiſchen Mantua et Ferrara am Poo des Kayſers Kriegsvolk ingressum zu verhüeten wie er

[1] In einem Bruchſtück der Autobiographie Gumppenbergs (Cod. Bav. 2127) wiederholt derſelbe dies Verſprechen Frundsbergs, und fügt hinzu, daß dieſer ihn als Dolmetſch habe gebrauchen wollen.

thet und hefftig weret, darob im der linck Schenckel oben im Dieck abgeſchoſſen wurdt, das man (ihn) gehn Mantua füeret, den Fuß abſchneidt, darob er ſturbe, da drucket des Kayſers Exercitus auf den von Ferrara der auch in der Pündtnuß war, und wardt er benöttigt, das er mueſt freundt werden, gellt, proviant und geſchitz geben, das man Im das Land nitt einnembe und verheret. Da kam ain Mörderei unter den ganzen Exercito, das ſie ſchlecht nit weitter ziehen noch dienen wolten, ſie weren den zuvor vom Duca de Borbon und den Obriſten bezalt, darob auß Zorn Herr Georg von fronsperg krank war, wie du oben vernommen haſt. Nun da war kain gellt, troſt oder hofnung, und wiſt der Borbon nit wie er all ſein ſachen thuen ſollt, dan ſein ſach auf zwayen dingen ſtundt, entlauffen oder ſich von Inen zu todtſchlagen oder fahen laſſen, und machet ſich in ainer Verzweiflung mit dem Exercito auf, und namb den weg auf Bononi, ob er daſſelbig unverſehener Ding einnemben und gellt machen mecht, damit er das Kriegsvolk ſtillet, aber der Pabſt war Im zu geſchwindt, bracht Im zu vill Volks in die Statt, das ers nit gewinnen kundt, und mueſt neben fürziehen mit ſchweren verzweifelten gemuet, und namb den weg auf Tuscana zue, das er nit wiſt was er thuen ſollt, oder wohin er ziehen ſolt das er gelt machen mechte zu rettung ſeines Namens, thrauen und glauben, da trug der Pabſt fürſorg, die weil Florensa (die noch ain Freyſtat war) für ſich ſelbſt mit Ir Heil. und andern Potentaten in Italia im Pündtnuß war, Er Borbon würdt Florenza überziehen, oder daſſelbig Ir Landt ſchleipfen, verdörben, prennen und ſchetzen, dieweil ſie kain Kriegsvolk im Landt

noch in der Statt hetten, und ſchicket ſein Heil. eilendts Doctor Hannſen Blanckenfeld der war Erzbiſchof zu Riga und Biſchof zu Rainfal[1], gen Florenz mit etlichen Capiteln ſo bald und er vernambe, das ſie den weg auf florenz und in Ir Landt nemben wolten, ſo ſoll er Inen entgegen ziehen, und in des Pabſts namen und der Statt Florenza den teutſchen ſolch Capitel vorhalten, ob man ſie damit abwendig machet, das ſie nit fürzugen, ſondern ab, und den weg anderſtwohin nemben.

Nun derſelbige Biſchof war zu forchtſamb, wolt dieſen Bevelch des Pabſt nit verrichten, da hette aber Ich von Venedig auß dem Papſt auf der Poſt geſchrieben, was und Ich ſeiner Heil. in Teutſchlanden bey obgemelten Fürſten ausgericht hette, und wie (ich wegen) unſicherheit der wege umbreiten mueſt, damit ich dem Kriegsvolk nit in die Hendt keme, und zeiget ſeiner Heil. mein ſtraßen und Weg an, darumm ſolle mich Ir Heil. meines langen Außſein endtſchuldiget haben, alſo das der Pabſt wiſſe wo und Ich bay aim Peilichen anzuetreffen war, und ſchicket mir ain eillende Poſt unter augen, das ich eulendts gen Florenz poſtiert zue dem Cardinal Cortona, der da Legatus a latere war, und das Ich alles das thet, was mich derſelbig Legat und der Senatus zue Florenz hieße. Nun wie Ich gehn Florenssa kamb, der da mit großen

[1] Reval. In dem bezeichneten Fragment der Autobiographie wird der Erzbiſchof ſeltſamer Weiſe als Doctor Rockenbach bezeichnet. Er hieß richtig Johannes Blankenfeld. Siehe Series Episcopor. Eccl. Catholicae ed. P. Pius Bonif. Gams. Regensb. 1873.

Freyden und Ehren empfangen war, der war Ich, und dem ſonderbar groß Ding verheißen worden, wo ich den Befelch annemben wollt, zu verrichten. Ich war ein junger beherzter geſölle, von ain 25 Jaren alt, arm, hett nit vil übriges, und wer gern reich worden, oder etwas gewunnen, das Ichs hineinſezet, mir nit liederlich forcht, oder an einem Ding leichtfertig entſezet, und ſagets zue, wo es mir Erlichen und anmutlich were, ſo wolt Ichs gern thuen, da zaigten ſie mir des obgemelten Biſchofs gehabten Befelch an, und ſein verzagts gemuet, und das ſie mit Im verkürzt wurden, ſo es von nötten ſein würdt, und gaben mir die Articl und Capitulation des Biſchofs was er im Befelch hette, dem teutſchen Exercito zu proponiren, das ſie der Statt Florenz noch Landt nit ſchaden thetten, undter welchem Articl der ainer war, das ich des Pabſts Beßlen Margarita de Medicis signor Juliano de Medicis Tochter[1], der ain Herzogin von Alba auß Frankreich zu aim Weib gehabt hat, darbey er die Tochter Margarita gehabt hat, welche ain Herrſchaft von 6000 Cronen järlichs einkommen hatte, dieſelbige Margarita war zwiſchen 14 und 13 Jaren alt, ſchön und tugendhafft, zu ſambt großen Reichtumb, die ſolle ich Herr Görgen von Fronſpergs Sun, Herrn Caspar von Fronsperg, der Oberiſter zu Mailand war, verſprechen und vermeheln,

[1] Irrig ſtatt Catharina. Derſelbe Fehler wird im Fragment der Autobiographie gemacht. Auch war ihr Vater nicht Julian, ſondern der Herzog von Urbino, Lorenzo Medici; ihre Mutter Madelaine la Tour d'Auvergne. Catharina ward geboren 13. April 1519, vermält a. 1533 mit Heinrich Herzog von Orleans.

wo und sie ohn schaden, ab und auß dem Lande der Florentiner zügen, welche Margarita de Medicis auf heuttigen tag ain gewaltige reiche Künigin ist, in Frankreich, und jetzt den König Hainrich zu aim Man hat, und bey Im so vil schöne Kinder, das sag Ich darumb, daß die Leut offt so hoch unversehener Ding hinauf komben, darnach sie oder der Pabst nhie sollich glick verhofft noch dahin gedacht haben, da aber Kayser Carolus quintus Imperator Invictissimus sein Pastarda Margarita des Pabsts Nepoten Duca Alexandro de Medicis Herzog in Florenssa, zu ain weib gabe, da wolt der neidisch Imo nerrisch Kunig Franciscus Rex Franciae nit weniger in der Freundtschaft mit dem Pabst sein, dan der Kayser Carl und wo Im Pabst der Kayser Carl ain Pastarda geben, da gab der narret Künig Franciscus sein leiblichen Sun ains Bürger und Kaufmanns Tochter zu Florenz, wiewoll der selbig Sun undter den dreyen Küniges Francisci Söhnen der jüngst war, und jemandts gedacht, das er in ewigkait König soll werden, also da sein die zwei eltesten Söhne gestorben, also das der jüngst und unvermaindt König ist worden, und auf die stundt regieret, mit dem die Landtherrn übel zufrieden sein, daß er eines Kaufmans und bürgers Tochter auß Florenz zu sein Weib haben solt, und sie für Ir Königin und haben ain weil vermaindt Ine deßhalber nit anzunemen noch für Iren König zu erkennen und haben gewolt er solle sie in ain Closter tygen, und ain andere nemben, und sonderbar dieweil sie wol 7 oder 8 Jar gehabt hat, das sie faiste halber nhie kein Kind gemacht hat, das sie sorg truegen er wurde in Eben sterben, [illegible]

an der letzt angefangen Künder zu machen, und hat Im nunmehr 3 oder 4 Süne tragen das Im yetzt von Herzen lieb ist. Also hastu diese Historv des glickes, und das Ich wider auf die angefangene kumb, Ich lag 13 tag zu Florenz zu sehen, wo doch der Borbon auß wolt, der gar verzweifelt war, het nit Proviant noch gelt, villweniger kain obedientia nit, das er sich als ein erfarner Kriegsmann umb so gewaltig Stett und in so ain mechtig Lanndt nit begeben darff als Florenssa, da war er benettigt, der Feindt Landt zu fliehen, und die Freundt zu suechen, damit er sein Exercitum nit in pericul setzt, und namb den weg auf hohen Siena und in Ir Lanndt, da die das sahen, da suechten sie weg und persuasiones, das sie den Borbon mit sein Exercito auß Irem Landt fürbaß schieben mechten, auf Iren Nachtbarn, und gaben Im gellt und Proviant, und persuadierten den Borbon, er soll sich aufmachen, und in das Königreich Neapolis das frei von Feinden, das ist des Pabst Liga mit den Potentaten in Italia, darüber Obrister wardt (nach absterben Joanni de Medicis des yezigen Herzogs von Florenz vatter) der obgemelt Herzog von Urbino, und disc Ir armuet und hunger war ursach daß sie fort euleten, damit sie nit etwan belegert wurden, und eyleten dem Königreich Neapolis zue, da sie gellt, Proviant und entsetzung auch alle notturft gehabt hetten. Nun wollten sie in das Königreich, so mußten sie zuvor über die Tyber, und an den orten da sie übersolten, da war sie Inen zu groß, und sie waren zu weit für sich komen, daß sie nit mer hindersich kundten, dan die Feinde waren Inen zu nahendt auf dem Halß, und die von Siena hatten Inen vill

Proviant zue geſagt, da ſies auß Irem Lanndt brachten, da hetten ſie Inen ungern ain ſtuck Brott nachgeſchickt, Alſo das der Kayſerlich Excercitus ganz machtlos war, und noch Graß fraßen vor Hunger, dan ſie lenger dan in 8 tagen kain ſtück Brott nhie geſehen hetten, darumb eylten ſie für ſich dem Königreich Neapolis zue, und wiewoll ſie weder ſchifbrücken oder der dings kains mit hetten, ſo ſezten ſie doch Ir thuen zu Gott und auf des Kayſers Partei und anhang, die Colloneſer würden ſie nit verlaſſen, und nit weit von Rom, das ſie über die Tyber mueſten entgegenkomen, und Inen ein Brucken über die Tyber machen, daß ſie den Feindten darüber entwiſchen mechten, das war Ir vorhaben und hofnung.

Nun gleich zu derſelben Zeit, da kriegt der Pabſt Clemens mit denſelben Colloneſern zu Friſolona gegen dem Königreich Neapolis zue[1], und thet Inen ſehr großen ſchaden, verhöret und verprennet Inen das Landt wueſt, da legte ſich der Vicere von Neapolis in die ſachen auß Beuelch des Kayſers und vertrueg die Colloneſer und den Pabſt mit einand, und machet nit allain Fridt, ſondern das yeder thail ſein Kriegsvolk abfordern und gar urlauben ſolten, das thet der Pabſt, forderte ſeine 4000 Schweizer ab, und ſchicket ſie wider haim. Er hat 5000 Italianer, die hieß man die Bandicei Negri[2], die hat Johanin de Medicis woll ain Jar 8 oder 10 beyeinander gehabt. Es waren die Böſeſten und erfarniſten Pueben

[1] Der Kampf bei Froſinone fand am Anfange des Februar ſtatt.

[2] Bande Nere.

an der letzt angefangen Künder zu machen, und hat Im nunmehr 3 oder 4 Süne tragen das Im yetzt von Herzen lieb ist. Also haltu diese History des glickes, und das Ich wider auf die angefangene kumb, Ich lag 13 tag zu Florenz zu sehen, wo doch der Borbon auß wolt, der gar verzweifelt war, het nit Proviant noch gelt, villweniger kain obedientia nit, das er sich als ein erfarner Kriegsmann umb so gewaltig Stett und in so ain mechtig Lanndt nit begeben darff als Florenssa, da war er benettigt, der Feindt Landt zu fliehen, und die Freundt zu suechen, damit er sein Exercitum nit in pericul setzt, und namb den weg auf hohen Siena und in Ir Lanndt, da die das sahen, da suechten sie weg und persuasiones, das sie den Borbon mit sein Exercito auß Irem Landt fürbaß schieben mechten, auf Iren Nachtbarn, und gaben Im gellt und Proviant, und persuadierten den Borbon, er soll sich aufmachen, und in das Königreich Neapolis das frei von Feinden, das ist des Pabst Liga mit den Potentaten in Italia, darüber Obrister wardt (nach absterben Joanni de Medicis des yezigen Herzogs von Florenz vatter) der obgemelt Herzog von Urbino, und disse Ir armuet und hunger war ursach daß sie fort euleten, damit sie nit etwan belegert wurden, und eyleten dem Königreich Neapolis zue, da sie gellt, Proviant und entsetzung auch alle notturft gehabt hetten. Nun wollten sie in das Königreich, so mußten sie zuvor über die Tyber, und an den orten da sie übersolten, da war sie Inen zu groß, und sie waren zu weit für sich komen, daß sie nit mer hindersich kundten, dan die Feinde waren Inen zu nahendt auf dem Halß, und die von Siena hatten Inen vill

drüßen, und waren ſogar erzirnet und verpittert, das ſie mit dem beherzten gemuet, und langer erfarnuß die ſie hetten, ſich underſtehen dorfften die Kaufleutprucken in Rohm zu plündern[1] und wolten in Rom das undter über ſich keren, das man ſie mit gewalt auß der Statt treiben mueſt, das ſie mit unwillen hinweck zugen, und Rom ſchwuren alles Leidts zue thuen, und lüeffen gleich alle mit einander dem Borbon zue. Da der Borbon das vernamb das der Pabſt kain Kriegsvolck het, ſonder die alle mit einander mit unwillen abgeferttiget hette, auch kains nit umb gelt noch ſonnſt mehr bekomen mecht, da erſahe er ſein vortail und namb ein Herz, und zuge unverſehner Ding auf Rom zue, der Hofnung wo er Rom nit erobern kundt, ſo wolt er doch außerhalb Rom über die Tyber komen über die Prucken ponte molla vor unſerer Frauen de popolo Thor, mehr dan ain teutſche halbe meil wegslang von Rom.

Nun wie das der Pabſt höret, das der Borbon auf Rom zuge, und er ſich ohne Kriegsvolck fandt, auch davon nit mehr bekommen kundt, da ſchicket er ſein Pottſchaft zuem Borbon, was das wer, das er In ungewarnnter Ding, als ain Freundt des Kayſers überziehen wolt, und er het mit dem Vicere an ſtatt des Kayſers Fridt gemacht, den wolt er auch halten, darumb het er ſein Kriegsvolck auch geurlaubt, und er het mit Im Borbon nichts zue

[1] Zu jener Zeit waren, wie noch heute in Florenz der Ponte Vecchio, die Brücken in Rom meiſt mit Buden der Kaufleute beſetzt. Im Mittelalter verkauften Juden ihre Waaren ſelbſt auf Ponte Sant Angelo.

in Kriegslauffen die da in langer Zeit nit beyeinander geweſt waren, welche ſich allerding underſtehen dorfften, das aber war iſt, ſo wolt der Pabſt mit dem Kayſer und Colloneſern Fridt haben und die Artickel in allen Dingen halten, wies der Vicere Mincrafal[1], (waß ain Niederlender und Teutſcher Feindt) gemacht hat, und verſach ſich vom Kayſer und den ſeinen nichts böß, ſondern alles guetts, und vermeint Inen ſolle auch daſſelbige gehalten werden, wie billich geweſt were, und fordert dieſelben 5000 Italiener oder ſchwarze Fendl auch ab, und das ſie gehn Rom kamen, wie und ſie dan kamen, und Ich ſie mit augen hab ainziehen ſehen, und das Ire ſchwarze Fendl im Kott hernach zugen auf der Erden, von wegen Ires Obriſten Johanin de Medicis der in Lombardia ſtarb.

Da ſie nun gehn Rom kamen, da gab man Ihnen unverhofft urlaub, und zalet ſie übel mit abrechnung und aufſchlagung der Beſoldung, wie man dan an allen Höfen böſe Vinanzer findt, die Irs aignen nuz halber dahin genaigt ſein, yederman das ſeinig abzubrechen, das eben Jacob Salviati thet, der Pabſts Clements ſchweſter zue einem Weib hett[2], und derſelb argliſtig böß Jud oder Kaufmann, wie man ſie nennen mueß höflich darvon zu reden, der guberniert die ganz Kirchen und alle Ding absolute in ſein nuz, derſelbig prach Inen ab, und ſchlueg Inen auf, unangeſehen das ſie ſo vil Jahr treulich gedienet hetten, welches Inen auch wehe that und übel ver-

---

[1] Der Vicekönig Charles de Lannoy war Sohn des Juan de Lannoy Herrn von Maingoval.

[2] Vielmehr Lucrezia Medici, die Schweſter Leo's X.

drüßen, und waren ſogar erzirnet und verpittert, das ſie mit dem beherzten gemuet, und langer erfarnuß die ſie hetten, ſich underſtehen dorfften die Kaufleutprucken in Rohm zu plündern[1] und wolten in Rom das undter über ſich keren, das man ſie mit gewalt auß der Statt treiben mueſt, das ſie mit unwillen hinweck zugen, und Rom ſchwuren alles Leidts zue thuen, und lüeffen gleich alle mit einander dem Borbon zue. Da der Borbon das vernamb das der Pabſt kain Kriegsvolck het, ſonder die alle mit einander mit unwillen abgeferttiget hette, auch kains nit umb gelt noch ſonnſt mehr bekomen mecht, da erſahe er ſein vortail und namb ein Herz, und zuge unverſehner Ding auf Rom zue, der Hofnung wo er Rom nit erobern kundt, ſo wolt er doch außerhalb Rom über die Tyber komen über die Prucken ponte molla vor unſerer Frauen de popolo Thor, mehr dan ain teutſche halbe meil wegslang von Rom.

Nun wie das der Pabſt höret, das der Borbon auf Rom zuge, und er ſich ohne Kriegsvolck fandt, auch davon nit mehr bekommen kundt, da ſchicket er ſein Pottſchaft zuem Borbon, was das wer, das er In ungewarnnter Ding, als ain Freundt des Kayſers überziehen wolt, und er het mit dem Vicere an ſtatt des Kayſers Fridt gemacht, den wolt er auch halten, darumb het er ſein Kriegsvolck auch geurlaubt, und er het mit Im Borbon nichts zue

[1] Zu jener Zeit waren, wie noch heute in Florenz der Ponte Vecchio, die Brücken in Rom meiſt mit Buden der Kaufleute beſetzt. Im Mittelalter verkauften Juden ihre Waaren ſelbſt auf Ponte Sant Angelo.

thuen, Er ſtuendt in guettem Fridt und ainigkait mit dem Kayſer des wolt er ſich halten, und des Viceres zueſag.

Darauf antwort der Herzog von Borbon dem Pabſt, und ſagt es gieng Ine nicht an, was er mit dem Vicere tractirt oder beſchloſſen hett, Vicere de Neapoli wer ſo woll ain Diener als eben er, und er hette Im nicht zu gebietten, Er geb auch nicht umb In, er wiſt woll, was er thuen und laſſen ſolt, und trucket ſtets auf den Pabſt zue damit er in Rom komen mecht, ehe In die Feindt ereylten, die Im auf dem Fueß nachzugen. Da ſich der Pabſt dermaßen beengſtiget ſahe, da wiſt er nit wo auß, dan er kundt kain Kriegsvolck nit ſo erbringen machen, ſo waren die ſchwarzen Bendler zu den Kayſeriſchen verloffen, da fienge er an auß verzweiflung zu riſten, und ſich mit ſeinen aignen todtsfeinden zu wöhren, und botte aller welt in Rom auf, das da ſpieß und ſtangen tragen mecht, das ſoll die wehr nemben zur Rettung der Statt. Nun wer waren die, mehr des Pabſts Feindte dan Freundt, dan es waren Teutſche, Spagnoli, Niederlender, Neapolitani, Lumbardi, auch Romani ſelbſt, und die gröſten und mechtigſten, die dem Kayſer anhiengen, dieſelbigen ſahen das Ding alles gern, und war Inen ain haimbliche Freyd, das dem Pabſt ain Kappen kaufft ſoll werden, vermainten dadurch groß, reich und mechtig zu werden, ſo der Pfaf undtergetrückt und caſtigiert wurde, vermainten nit die narreten unſinnigen Leut, ſo das Kriegsvolk mit gewalt in Rom kam, das man Inen etwas thuen ſollt, darumb das ſie Kayſeriſch weren, ſonder gedachten es ſolt alles ob dem Pabſt und ſeinen Pfaffen ausgehen, und fandt vil narrete Romaner die kauffeten und kochten das Beſte der Welt,

auf des Kayſers Kriegsvolk, ſo das in Rom kemb, das ſie Inen Ehr erbietten mechten, vermainten ſie mit ainem mall abzurichten, da war jemandts in Rom von oberzelten Nationibus, der als Kayſeriſch die wehr wider Ine Kayſer oder ſein Exercito nemben wolt, und ſo ſie ſchon mit Iren wöhren auß Forcht auf des Pabſts gebott erſchinen, ſo war es Inen doch nit umb das Herz, ſie hettens auch villweniger im ſinn, das ſie alda beſtendig bleiben wolten, ſonder Iren haimblichen abzug nemben, ſo dorfften ſich der Franzoſen Partt und anhang in Rom auch nit rieren, und die Urſiner allain, mit Iren anhang genuegſam geweſt weren, des Kaiſers Hoer auß Rom zu behalten, wans ſchon dreymal ſo ſtark geweſt were. Aber die Urſiner und der Franzoſen Partt, den gefiel das Ding haimblichen nit allain woll ſonder ſie wolten ſich von des Pabſts wegen in kain pericul begeben, noch villweniger wider Iren Herrn den Herzogen von Borbon einlaſſen, und trugen auch für ſorge, als weiſe Leut, ſezeten ſie ſich wider den Kayſer, oder ſein Exercito, ſo wurde des Kayſers Volk und anhang in der Statt Rom, zu dem Exercito Caesaris hinaus fallen, und Inen in die Statt helffen, ſo wurden alſo die Kayſeriſch, ſie die franzöſiſchen und Urſiner, überfallen und zu tode ſchlagen. Auß dieſen Urſachen ſaßen ſie ſtiller, und behuelt ain ſchwerdt das ander in der ſcheiden, auß dieſen Urſachen gewan das klain, gering Kriegsvolck dieſe Statt Rom, ohn ainichen Widerſtandt, außgenommen 4 oder 6. Fendle beſoldeter Italiener und anderer Nation, die dannocht der Pabſt in ainer eyll von ſchneiderſtuelen und andern Handwerkern aufbracht hette, ſolle man ſich aber gewört haben, nach ernſt und

von Herzen, das Volk, das ſich zue Rom wider Iren willen von allen Nationibus und Romanern muſtern haben laſſen pro forma davon warlichen weit über 50000 waren, und mit ſo köſtlichem ſchön Harniſch, wehren und andern Dingen, ſie hetten des Kayſers Volck aus Rom behalten, wan ſie zehenmal ſo ſtark geweſt weren, aber das verfieret die narreten Romaner, das ſie vermainten das ſpill würdt nur ob dem Pabſt und ſeinen Pfaffen außgehen, und wereten ſie nicht nit, dan was ſie forcht und ehrenhalber thuen mueſten.

Und ließen alſo des Kayſers Exercito Rom gewinnen, am 6. tag May, im 1527. Jar, und da der Exercitus in Rom kam, wiettet, dobt, und hette in der gerechten Handt ſein wehr, in der andern ein ſtuck Brott, das ſie vor den Beckerleden oder in Iren häußern im einfall genomben hetten, das aßen ſie im Lauffen, wie das wiettig, hungerig geſtorben Vich, da luffen die Romaner eines Theyls auß Iren Heuſern heraus undter ſie auf die gaſſen und zeigten ſich fur guett Kayſeriſch an, und dancketen Gott dem hern, das ainmal die ſtundt kommen were, das ſie von dem Pfaffen dem Pabſt erlediget wurden, und ſie batten ſy, ſie ſollen in Ire heuſer hinein gehen, da wer Inen eſſen und trinken, Pett, gewandt und Fußwaſſer zuegericht, aus rechter inbrünſtiger Lieb und charitet, denen ſies von Herzen gunneten, und vermainten die Romani der geyzige, hochtragendt Spagnol und Kriegsman der ſolle ſich mit der ſuppen benuegen laſſen.

Aber da der Spagnol Inen genueg geeſſen und getrunken hatte, da tractieret er den narreten Romaner nach ſeiner verdienſtnus, und namb her des Romaner weib,

kinder und töchter, und wolt ain weil seines gefallens auf den weißen untergelegten Leilachen mit Inen scherzen und kurzwillen. Er saget, Haußherr, gib uns als des Kaisers gethreuen Dienern gellt her, als ein guetter Kayserischer man, damit wir mit den schönen Mädeln triumphieren kunden, dan der Kayser ist uns sovil schuldig, leihe uns diewill dar, Ir. Majt. würdt dirs schon wider geben. Da der Romaner das hörte, sahe und erfuer, da gedacht er erst an der lezt und zue spatt an sein begangene Thorheit, und da das spill an den armen verthanen Pfaffen nit ausgehen wollte, sondern über sie reiche Wucherer, und hetten es gern wider remediert, aber es war Inen unmöglich und zue spatt, und wolten erst anfahen dem Spagnoli und Kriegsvolck vill predigen, ob sie solches als guette Kayserische gewertig sein solten, das wer ye unbillich, da saget das Kriegsvolk, du falscher Laur, gib gellt her, oder wir wollen dich bey den Hoden aufhengen, es ist erlogen das du guett Kayserisch bist, dan werst du's so wehrtest du dich nit uns seiner Maj. gethreuen Dienern so vill Monat soldt darzuleihen, wir wollen einmall gelt haben, nit allein von dir sondern vom Kayser selbst, so er da wer, und namben die Romaner mit Iren weibern, kindern und töchtern, und gingen Ires gefallens mit Inen umb, schezten, prannten und marterten sie so lange und so vill, biß sie Inen all Ir vermögen gaben, und plünderten sie, fuerten Inen weib und kündt hinweck, erwürgten und erstachen sie, da war all ding frey und preiß, biß an den 13. tag, und das war böß und erbärmlich, so sich jetzt ainer von ainem gelöset hette, so lauft er von Im, so kombt ein ander Kriegsman an In, und schezt In von

neuem, alſo das offt ainer nur 10 mal gefangen und geſchezt iſt worden, und wan er an der letzt nichts mehr gehabt hat, ſo haben ſie Ine erſtochen, oder da ſy es ainem nit glauben haben wollen, ſo haben ſie ainen ſo lang gemarttert, bis er Inen in den Hendten geſtorben iſt, dan kein threuen und glauben bey dieſem Kriegsman nit war. Aber het mir Pabſt Clement allein gevolgt, ſo wer es zue dem Jamer und nott gar nit komen, dan wie man am 6. May, das war am Montag Rom überzug mit dem Sturm, da war Ich am 5. tag das war am Sontag nach eſſen bei Ir. Heyl. als ein geforderter, da ſahen wir in des Pabſt Camer, hindter dem Belvidere bey des Medici Palaſt oder Luſtgarten[1] den Vorzug oder anteguardia auf die Wiſen herab ziehen, das Lager ſchlagen an die Tyber, da fragt mich der Pabſt, was mich guett gedunket, da antwortet Ich Ime mit kurzen wortten, das er ſich mit Inen vertruege, und zufrieden ſtellet, dan ſie kemen an ein heimblichen Verſtandt daher nit, und wären ſie ſo keck, das ſie Ir Heyligkeit ſo truzlich undter augen und für die Statt ſich belegerten, ſo wurden ſie ſolch Ir manlichaitt unverſehener Ding erzaigen wollen, und wurden ſo truzlich ſein, auf die heimbliche Verſtandt und vertröſtung, das ſie die Statt unverſehener Ding mit dem ſturm anlauffen wurden, ſo het ſein Heyligk. kein Kriegsvolk oder yemandts in der Statt, darauf ſie Ir Heyligk. vertröſten dörffen, Es wer eytell genöt Volk zu der gegen wehr, und weren nit allein der partt verwant, ſonder auch unerfaren Handtwerksleut, die da der Kugel umb die

[1] Die heutige Villa Madama.

Ohren nit gewohnt hetten, und ſo baldt ſie die hören wurden, ſo wurden ſie all Ire wehren fallen laſſen, und darvon fliehen, ſo wurde Ir Heyligk. verkürzt werden, darumb wer beſſer, ſie ließe ſich in ein Vertrag mit Inen ein. Da antwort mir der Pabſt, wer zu Inen reitten wollt, ob ich der ſein wollt, da ſagt Ich ja, Ich were zufryden, ſo Ir Heyligk. mir drey Ding thuen wolten, da fragt Ir Heyligk. was das wer, da antworttet Ich Ir Heil., das erſt wer das ſie mir warhafft anzeiget den anfang biß an das endt, was ſich zwiſchen Ime Pabſt und dem Borbon und ganz exercito bis auf die ſtundt verloffen hette, oder was zwiſchen Inen gehandelt war worden.

Das ander, was Ir Heyligk. entſchloſſen were, für conditiones mit Inen ein zu gehen, und was geſtallt ſie ein concordj mit Inen annemben wolt.

Zum dritten, wie und was geſtalt ſie mich verſichern wolt, was und Ich dem Exercito in namen Ir Heyl. für ſchluge, das es von Ir. Heyl. alſo verzogen ſolt werden, an ainiherley mangel oder felen.

Darauf ſagt mir der Papſt mein fürſchlag gefuell Im, und er wolt ſich darauf bedenken, und Ich ſolt heimgehen und daheim belaiben, und kain tridt auß dem Haus gehen, damit ſo ſein Heyligk. nach mir ſchicket das man mich daheim ſendt, und gab mir drey ſeiner Edelleut (oder palphornieri[1] genannt, die ain Pabſt tragen und auf ſein Leib wartten) zue, das ſie mein Herberg

[1] Palafrenieri.

lernten, damit ſo man mich eulents haben wolt, das ſie mich wiſten zu fünden. Ich gang haim, und blib mit ſchwerem herzen daheim, dan Ich allen apparat und Kriegsrüſtung und gegenwehr gern geſehen hette, Aber Ich mueſt Ir Heyligk. gebott gehorſamb ſein, und verlur den ganzen Suntag den tag dahaim mit wartten, doch ſtige Ich auf das Dach und in einen Turn umbs hauß, darin Ich über Rom ſehen möcht in die Weit, des Kaiſers Kriegsvolk an zu ziehen, aber mein wartten war umbſunſt, und der Pabſt wolt ſich im Palaſt Sti. Petri nit mehr vertrauen, ſonder gieng, umb Vesperzeit auf der Mauer in das Caſtell[1], da blib er alſo. Zue morgens am Montag 6. May vor tags, da riſtet ſich des Kaiſers Volk zum ſcherz, mit Iren Laittern und wehren Rom zu beſteigen und zu gewinnen als dan geſchahe, und fuel ain Nebel an, der weret vaſt biß umb 7 Uhr, das Ir glick war, und Inen den Victorj in die Handt gab, das die Burgo St. Petri erobert wardt, darauf ſie ruheten von 7 Uhr an, bis gehn Vesper Zeit, da fiengen ſie den ſturmb widerumb an bai San Spirito. Noch dannocht warttet Ich ſtets im hauß, wan Ir Heyligk. nach mir ſchicket, aber der Pabſt vermeinet nit das ſie Rom ſo liederlichen und bald gewünnen ſolten, dan er hat wider in der Statt ain 5. 6. oder 7. Vendlen welſch Soldaten gelegt, ſo hat er signor Lorenzo de Nucera[2]

---

[1] Der Papſt begab ſich ins Caſtell erſt nachdem die Leonina am Morgen des 6. Mai erſtürmt worden war, wie das Paul Jovius, ſein Begleiter, erzählt hat.

[2] Lorenzo oder Renzo von Ceri.

und ſein Sun signor Paulo, dergleichen signor Horacio de Balnionibus, als Obriſte Haubtleut in der Statt Rom etwan mit ain 4. pferdten (sic!)[1] aufs maiſt, die ritten ſtets hin und wider, das gebotten Volk an Maurn und allethalber zu der wehr an zu ſtellen, welche Obriſten das aller nöttig iſt nit verſehen hatten, das ſie an jeder Prucken über die Tyber ain ſchwipbogen abprochen hetten oder eingeworffen, ſo hetten ſie ſo bald nit über die Tyber, und in die Statt kommen künden, hetten auf das wenigiſt ain tag zwey oder 3. ſich umb die Prucken mueſſen ſchlahen, darwill weren ſie nit allain zue hunger geſtorben auß der großen obengezaigten noth, ſondern auch es wer Inen vill gedachte Liga, der Duca de Urbino mit dem mechtigen exercito auf den Hals geweſt, das ſie weder für ſich noch hinder ſich kund hetten, wie dan derſelbig Duca am dritten tag, das iſt auf den 9. May[2] mit allem ſein exercito zu Ysola das iſt bey 2 teutſche meil vor Rom ankamb, und alda etlich wenig tag lage, und von ſtund an ohn alle Urſach wider abzug, und lüeß den Pabſt im Bad ſitzen, und daß war ain Urſach, das der Pabſt ſich ſo liederlich nit geben wolt, das er ſich auf den Duca de Urbino vertröſt, und verlueſſe ſich Ir Heiligk. umbſunſt.

Nun umb Vesperzeit, da ſchicketen die Romaner und

---

[1] Es iſt wol Fendlen zu leſen.

[2] Der Herzog von Urbino traf erſt am 22. Mai mit der geſammten Bundesarmee zu Iſola ein. Eine Zählung ergab 15000 Mann Infanterie. Er zog von Iſola wieder ab, am 2. Juni.

Senato zue mir, und zuvorderiſt zue dem Durchleuchtigen, Hochgeborenen fürſten und Herrn Marggraf Gumprecht von Brandenburg, der ain junger fürſt was von 18. oder 19. Jaren ungeferlich, und lueſſen uns beyde bitten, das wir zue Inen in das Capitoli komen wolten, da wolten ſie ſich mit uns beratſchlagen, wie der ſachen zu thuen were, ſie wolten ſich vill lieber vertragen und etwas geben, damit der Exercitus ohn ſchaden hinweck zuge. Ich wolt nit kommen, ſondern des Pabſtes erwarten, da ſchicketen die Romaner zwaimal nach mir, und der jung Margraf, die ließen mich ſo hoch bitten, das und Ich in dieſer Irer nott zu willen wurdt, Alſo ſaß Ich auf mein gaul und ritte zue Inen in das Capitoli den Margrafen zu fünden, da beratſchluegen ſie ſich mit einander biß ſchier 6 Uhr was gehn Nacht, und beſchluſſen, das die obriſten Conservatores der Statt, mit ſambt hochgedachtem Margraffen und mir, hinauß ſolten reitten in Exercito mit unſern Trumettern, zu den teutſchen und Obriſten, dan Borbon war zuvor umbkommen, und ſolten von Inen verſten, ob man mit Inen zue ainem verſtandt komen mecht, und wie wir im Capitoli ausritten, da hets ſchon 6 geſchlagen, und nahet gegen 7 Uhr gehn Nacht, und ritten ob hundert Pferdten mit uns, dan vill leut ſich anhencketen, als die fürwizigen Welſchen, die in kain Ding kain maß halten, die wolten hinauß in Exercito zue ſehen, wie es da außen zuegieng, und hetten bei 4 Trumettern die ritten voran, und die Conservatorj auf ſie, der Herr Margraf und Ich ritten hindten nach, zu reden und disputieren, wie ſie für zue bringen und anzugreiffen were, damit wiers

woll außrichteten. Da wir auf den Ponte Sisto kamen, da handleten meine ehe gemelten Italianer ohne alle Ordnung voran, und wie ſie auf halbe Prucken kamen, da prach der ganz kayſeriſch Exercitus gegen uns daher, und erſtachen und erſchlugen wen ſie anſichtig waren, da namben ſie auf der gaſſen yemandts nit gefangen, alle welt mueſt ſterben, das ſahe ich nur, und warf mein gaul umb, und ſaget gegen den frumen jungen fürſten, mir nach, haimwarz zue hauß an unſer ſicherhait, da iſt nit zeit mehr zu reden, wir werden kain Exercito nit auf halten, es iſt umbſunſt und verloren, ſonder werden erſchlagen wie die andern, und bracht den Margraffen haimb in ſein hauß, und kundten nit abſtehen, noch die haußthir ſo ſchnel zuethuen, der ganz hauffen trucket hernach, da war das hauen, ſtechen und erwirgen, von Allen, Waib und Kindern das zu erbarmen war, und vill erſchrecklicher zu ſehen, dan da mueſt alles ſterben was auf der gaſſen gefunden wardt, es war gleich jung oder alt, waib, man, pfaf oder Münch, da galts alles gleich, auch was mit uns ridt, und vor unß auf die Prucken kam, das wardt alles erſchlagen. Und waiß das auf dieſelb Nacht auf der gaſſen und in den häuſern hin und wider erſchlagen wurden, mehr dan 15. biß in die 20000 Man.

Nun am 7. tag Maij, da fing man an am Morgen vor tags, auch in die Nacht, die gewaltigen Cardinalsheuſſer und andre gewaltige Pallacio zue ſtürmen, zu plündern, auch das Caſtel zue belegern und zue untergraben, alſo das ſich der Pabſt aller ſeiner hofnung

bloß fandt, daß er am 21. tag seiner Belegerung [1] auß gemelten ursachen aufgeben thet mit anhangenden Pacten und condicionibus und von den dreyen Nationibus die Obristen Irer haubtleut in das Castell verordneten mit drayen Vendlen. Aber unsere Teutschen wolten beim Wein und nit im Castell sizen, das sie den Spaniern die Ehr allein verluessen, unser Nation zue Spott und schaden, und da das Castell offen war, und man anfieng zue handeln, da bedarffte der Pabst und Teutschen aines Interprete der alle Ding dolmetschet, da fuel der Pabst und Landsknecht auf mich, mir unwisset, und wardt auch zue solchen schweren Officio als ain ungeübter solcher hendel dahin getrungen, das Ich solch schwer und geferlich sachen über main willen annemben muest. Ich habs auch dermaßen verricht Gott sey Lob und Dank, das ich nit weniger Dank und Remuneracion von den Kayserischen gehabt habe, als von den Päbstischen oder Pabste, dan Ich meine sachen allemal frey rundt außrichtet, und gabs nachmalen Inen zu bedenken, die es antraffe, was man mir zuvor Antwort gabe, das brachte Ich auch an sein gehöriges ortt. Also hast du ain Underricht, warumb mir der Pabst offt ein mehreres klagt het, dan ainem andern, oder warumb Ich mit seiner Heiligk. so vil gemainschafft gehabt habe, und ohne rhomswais zu reden, Ich hab offt des tags ain 10. oder 13. mall und mehr dan mir lieb gewesen ist, bei seiner Hlg. der fürfallenden geschefft halben sein müssen, dan Ich ob den 6. gan-

[1] Die Rechnung ist irrig, da die Capitulation des Papstes am 5. Juni abgeschlossen wurde.

zer Monaten all Kriegshendel zwischen dem Pabst, dem Kaiser und andern Nationibus et potentatibus verrichten hab mueſſen.

Die argliſtigen Spanier die richten ſtets unſer teutſch Pfliegsamſeln an, die da nichts andres ſingen kunden, dan gellt gelt, und was man Inen ſang und ſaget, ſo wars alles nichts nit, ſonder da wolten ſie ſchlecht gelt gelt, es namben es die kayſeriſchen Räth gleich wo ſie wolten, und fiengen an alles das Übel zue thun, und viel ärgeres als der Türk ſelbſt gethan hette, und kam ein großer unerhörter grauſamer ſterben in Rom, und under ſie, das des tags an der ſchelmiſchen Peſtilenz ob den 3. u 500. Perſon ſturben. Alſo handelt der Pabſt ſo vil mit des Kayſers Räthen und Regenten, das der Exercitus auß Rom ziehen ſolt, damit man widerumb practicieren mecht das man gelt kundt machen, ſo wolt ſein Heiligk. etlich Stett und Flecken dem Exercito einantwortten, darin ſollen ſie dieweil ligen, Ires nuz und gefallens, ſo lang biß der Papſt ſie gar bezalet, und ſoll auch ſein Hlg. und das Caſtell zu Rom dieweil biß zue volkombner Bezalung verwaret werden von den kayſeriſchen zu Ir ſicherheit, Und wardt Inen den Landsknechten und Spaniern Narnia eingeben, mit ſambt Irem Landt, Stetten und Flecken.

Nun wie der kayſeriſch Exercitus mit ſambt des Pabſt Commiſſarien hinauß zugen, und die Stett und Landt ainnemben wolten, damit Rom von peste und andrer immundicia rain und practicabilis werden mecht, da lueß man Haubtman Wendel von Meyer da, mit ainem fendel knecht, das ſie auf den Pabſt und das

Caſtel warten ſollen, mit ſambt den andern Nationibus verordnetner Haubtleut und Kriegsvolk, und zug der ganz hell hauffen auf Narnia zue, iſt etwan ungeferlich bey 10. teutſch mail, ligt die Statt an ainem felſigen Berg hinan, und an der andern ſeitten da rindt der beſſ wittend fluß oder waſſer Narnia[1], alſo das die Statt von natur ſtark iſt, und gar ſeer beſe Pueben alda ſein, und ſo groß franzoſen und Kaiſer feindt, als in ganz Italia nit ſein, vaſt alles Kriegsvolk. Da ſie das erfueren die von Narnia, da macheten ſie Ir Statt mit Pollwerk und andrer Kriegsrüſtung ſtark, und beſezten die Statt mit 13. oder 14. fendl welſcher guetter ſoldaten, und da der Exercitus Caesaris kamb, da wolten ſies ſchlecht nit einlaſſen, und ſtelten ſich zur wehr, alſo daß des Kayſers Exercitus die Statt mit gewalt gewinnen mueßt, und mueßten ſie ſtirmen durch vorgenandten beſen ſchnellen fluß Narnia, und verluren 3 ſturm daran, am viertten da eroberten ſies mit gewalt, und erſtachen frau und man, künder und alt, was ſie fanden plünderten, zehörtens und verprenntens jämerlichen, wie man es dan auf den heutigen tag ſiht, und blib der Exercitus daſelbſt und im Landt ligen, zu loſiren ad discretionem, id est sine discretione etwas bei 6 wochen[2] da wolt kain gellt nit komben, und erſchien ſtez ain Zill über das andere, an Bezalung, da war der Exercitus auf im September, und zug aller mit einander in Rom umb Ir

[1] Narni wurde am 17. Juli erſtürmt. Der Fluß iſt die Nera.

[2] Rückkehr der Landsknechte nach Rom am 25. September.

bezalung, und namben alle heuſer und pallaci ein, und wollten da eſſen, trinken und das beſte von den Romanern und meniglichen umbſonſt haben, und wolten darzue nit bei der magt, ſonder bei der Patrona und Dochter ſchlaffen, und thaten alles das ſie thuen und erdenken kundten, mit Prandt, ſchezen, rauben, ſtellen und vergewaltigen, mit ſambt allen beſen ſtucken, da war kain Regament, ſtraf oder ordnung nit, da thet alle welt was ainer wolt, da dorffte Im kain Obriſter oder Haubtman nicht darein reden. Nun Ich und andere Verordnete, handleten ſo vil mit dem Pabſt, das er mit Rom und dem armen Volck ein erbärmnuß haben wolt, und weg und mittel erdenckten, das ſie bezalt wurden, und Rom von der tirannide erleſet wurde, das der guett Pabſt dahin bewegt wurde, all ſein Silbergeſchirr und aller Prelaten im Castello mit ſambt Sant Peters Reliquia zerprechen und zerſchlagen wardt, und wardt Angelo ſchaur aim teutſchen verdorben henſelin und teutſchen feindt geben, der verſtandt ſich auf's minzen, und war auch Minzmeiſter in Rom geweſen, der wardt auf diß-mal der maßen wider reich, dan der Pabſt gab Ime alles vergüldts ſilber, für ſchlechts Pruchſilber, da ſchlug er grob rauche Plagauner auß, da ainer ain Kronen 2. oder 3 gelten feins gefallens, da redt Ime yemandts nicht daran ein, Er ſchaidet das golt davon, und thet darnach dem guetten ſilber mit anderer Betruegerei ſein Zuſaz, alſo das er zwiefachen gewin hette, auch das-ſelbigmal ſovil gewan, das er in ainem Jar, darnach er mit ſambt denen im Hof, dem Vicere zue Neapolis ob den 40. oder 50000 Cronen liehe, auf den Verkauff

des Soffran zue Neapolis, auch die am Hof Ime ein Päßlen zue aim waib gaben, wie er ſich aber mit Ir gehalten hett, das waiß niemandts beſſ dan ſie, und Ire freundtſchaft, dan ſie wolt ſein nit mehr, und mueſt zue Nirnberg hinweck, kamb wider gehn Neapolis in armuet, da iſt er in der gefenkniß geſtorben, das war ſein rechter Lohn und ende.[1]

Nun man machet ſovil gelts mit aller marter, das man zwey monat ſoldt zuſamen bracht, damit man doch die unfletter ain wenig ſtillen mechte, die gab man Inen, und der Pabſt ſagt Inen zue, in Monatsfriſten oder 6. wochen den ganzen reſt zu bezalen, darumb wolt er Inen bürgen ſezen und geben, wo ers nit zalt, das Diſelbigen zalen ſolten, die dan umb 3. oder viermall ſovil genuegſam waren. Sollich Concordj namen die Landtsknecht an, und waren fro, dan in Rom dorfften ſie nicht zeren, ſonder da mueſten Inen die Romaner und Ir Haußherr für ſie alle notturfft geben, es koſtet was es wollt, ſo mueſt es da ſein, oder der Haußherr dorft ſich nit ſehen laſſen, und alles unglicks gewerttig ſein, und hat offt ain Romaner ain tag in den andern, 10. 20 biß in die 30 Cronen außgeben, zu unterhaltung der bestia mit ſeiner freſſerei und Ladtſchafft, das er ſtettigs vermeindt, das weſen würde nit lang weren, ſo wolt er

---

[1] Weder Reißner noch Benvenuto Cellini melden etwas von dieſem deutſchen Münzmeiſter. Reißner ſagt bei dieſer Gelegenheit: Es waren die Müntzmeiſter und Eyſenſchneider Bapſts Diener, und hetten keinen Probierer, auffzieher noch Wardein, machten alſo falſche Müntz.

Inen von aines klain wegen nit waib und kindt behendigen laſſen, eher henget ainer immer daran, mit der hofnung das bald ain endt nemben wurdt, biß er gar verdarbe, und ſein guett zehenmal wol leichter khaufft hette, dan das er dieſen unchriſtlichen und unglaublichen unkoſten thuen ſolt, zu erhalten der truncken Bestia freſſerei und gaſterei, die da vaſt bei 10 ganzen Monat weret, und galt das ſchaff Korn 32 Cronen. Nun ſie namben mit dem Pabſt die Concordj der Bezalung halber an, und ſchlembten und dembten darauf, da ſtellet Inen der Pabſt dieſe 6. Bürgen zue, Johan Matheo Erzb. zue Bern oder Verona [1], Johan Maria Erzb. Sipontinus, das iſt der jetzig Pabſt Julius der III., Anthonius Puzius den man nennet den Biſch. von Piſtoja, und den Erzb. von Piſa, des Cardinals Rudolfo Brudern, Jacob Salviati ders Pabſts Clemente Schweſter zue aim waib hette, ain überauß reicher Florentiner Kaufman, auß des Mundts Ich zum offtermalen gehört habe, das er ſaget, er hette zum dickermalen mit dem Könige von Frankreich ain wechſel getroffen, und ain Million gelts. Nun wie die Landsknecht zue friden waren, dieſe obgemelten Bürgen anzuenemben umb den Reſt, der da etwan bei zweimall hundert tauſend Cronen war und nit mehr, da huelten ſie zue Rom auf dem Platz campo flor genandt gemain, und verordneten mich hinein zum Pabſt in das Caſtell zu gehen, das Ich diſe Bürgen in namen Ir, von Im Pabſt annembe, und zu Inen herauß auf den Plaz fieret, und gaben mir zue Haubtman Diepoldt Heſlen und

[1] Giommatteo Giberti, Datar.

Sebaſtien Schertell mit ſambt bei 200. woll geriſter Doppelſölder, die ſollen Inen geſellſchafft thun, und herauß belaiten in den kraiß. Und wie Ich in das Caſtell kam hinauf in den großen Sall, und da gieng der Pabſt auß ſeiner Camer gegen mir herauß mit ſeinen Cardinelen und Prelatten, und fragte mich was ich wolt, da antwortte Ich Ir Hlg. die Landtsknecht weren auf den Plaz Campo di flor verſambelt und hielten alda gemain, hetten mich zue Ir Hlgk. geſchickt mit ſambt gegenwertigen Hauptleuten und Doppelſoldenern Ir Hlgk. anzuzeigen, daß ſie mit den Bürgen zue friden weren und wollten die annemben, und Ir Hlgk. ſoll mirs überantwortten, ſo wolt Ichs mitſambt denen Haubtleuten und doppelſoldnern hinauß zum hauffen belaitten, und den gemain in Ir verwarung überantwortten. Da ſaget der Pabſt mit wainenden augen, da ſtehen ſie, nemt ſie mit Euch hin, und laßt Euchs befohlen ſein, und will Euch nit allein die Bürgen geben, ſonder unſer aigen Perſon darzue, und erbutte ſich mit unß zue gehen, und gieng woll 3. und 4. tritt mit unß fur ſich, da batte Ich und die Haubtleut ſein Hlgk. das er ſolle ſtiller ſtehen, und alda belaiben, wir dorfften In nit mit unß nemben, wir hetten des kein befelch, wurden es auch nit thuen.[1] Da gieng er

[1] Mas al sacarlos de poder de su santitad y de los Cardenales de la sala donde estaban, hubo tantos llantos y grita que parecie que se hundie el mundo, diciendo Su Santidad que quería tambien ir en poder de los alemanes.... Perez an den Kaiſer, Rom, 12. October 1527, bei Villa S. 289.

über den großen Sall mit unß biß zue der thir, das er ſtettigs wainet wie ain jung kindt, und bitten thet, das wir In mit unß nemben wolten, das wir ohn underlaß ſtettigs abſchluegen, und mit den Bürgen für druckten, das wir von ſeiner Hlgk. kommen mechten, dan dieweil die Landtsknecht auß dem ſchloß waren, und Spagnoli das allein inhielten, da vertrauet er ſich gegen Spagnoli gar nichts nit, und truege ſorg, das ſie bei der nacht etwan haimblich ain ſchiff für das Caſtell kommen macheten, und das ſie Ine durch die haimbliche thir die auf die Tyber gieng in ain ſchiff ſetzen wurden, und mit Im gehn Neapolis oder Hiſpania zue fahren möchten, das er nit mehr ans tags Licht kämbe, darumb wer er gern auß der Spanier handt geweſt, und ſonderbar des signors Largons[1], der ain alter erfahrner liſtiger Kriegsman was, und auf den Pabſt gericht und geſchmizt, welches er ſich bei den Landtsknechten nit beſorgen hett dörffen, darumb haſt du oben anfencklich von mir vernomben, das ſein Hlgk. ſehr übel zuefriden war, das die teutſchen das ſchloß dermaßen verlueßen, und ſich umb (ihn) nicht nit annemben wolten.

Alſo namben wir die obgenanten Pürgen und fierten ſie hinauf in den ring und in die gemain, da überantwortteten wir Inen die, da waren Ire verordnete, die ſprachen wir zue, und huelten wir etlich Artiel für, und ob ſie für den Pabſt pirg und ſelbſt ſchuldner ſein wolten, das ſoll ich Inen ſagen, und Ir antwort von Inen den Landtsknechten wider interpretiern, das that Ich wie

[1] Alarcon.

mir befolchen war, da antwortteten dieſelben herren Pirgen, Ja ſie wollten Pirgen und ſchuldner ſein, darauf wolt die gemain mir die überantwortten und zue verwaren befelchen, die Ich nit annemben wolt, dan es mir als aim Comissarj und von Adel nit zueſtuendt, da beſchluſſen ſie, man ſoll die geißlen fieren in die Canzlei, das iſt der groß Pallaſt in Rom, das der Card. Sangiorgi gebaut hatt, das man iezt nendt in der Canzley oder zue S. Lorenzo in damaso, derſelbig Pallaſt, der was Julii Cardinalis de Collonia[1], der was zue ſelben Zeit Vice Cancellarius sed. ap., ain ſehr trefflicher dapferer und geſchickter man, großer kunſterfarnus, und hohen verſtandts, ein ſehr kaiſeriſcher reicher Cardinal, und der des Kayſers halben ſich im Collegio gegen den Pabſt ſezet, und ſchlecht nit in die gemelt Bündnuß bewilligen wolt, und protestirt wider den Pabſt und das Collegi, und zug zuem thor auß haimb in ſein Landt der Colloneſer da fordert In der Pabſt, da wolt er nit komen, da priviert In der Pabſt des Cardinals huet, und kamen aneinander der Pabſt und die Colloneſer super iniuriis, das der Pabſt 4000 Schweizer wider ſie komen ließe, zu ſambt-obgemelten ſchwarzen Pannern oder Vendlen, und ain Exercitum wider ſie von 15. biß in die 20000 ſtark, und

[1] Es iſt bedenklich, daß Gumppenberg ſelbſt der Namen des berühmten Cardinals Pompeo entſchwunden war. Der ſchöne von Bramante errichtete Palaſt der Cancellaria, welchen dieſem Colonna Clemens VII. als Lohn für ſeine Wahlſtimme im Conclave gegeben hatte, war urſprünglich von Rafael Riario, Card. v. S. Georg erbaut worden.

fuel den Colloneſern in das Landt, zu verderben umb Friſolona, biß der Niderlender Mincaval Vicere zue Neapolis zwiſchen Ime Pabſt, Kaiſer und Colloneſer ain fridt machet, und als yeder thail ſein Kriegsvolck urlauben ſolt, wie dan geſchahe, daß dem Pabſt nachmals zue merklichem ſpott und ſchaden kamb, das er über des Viceres gebnen glauben und thrauen vom Duca de Borbon dermaßen unbillicher waiß überzogen, geſchezt und gefangen wardt, dem Kayſer unwiſſent, daß aber war iſt, ſo baldts ſein Maj. in Hiſpania erfuer, da wardt ſie übel zufrieden, und unmuetig, und wolt in vil tagen yemandts nit zue Ir laſſen, lueſſe alle topezeria an den wenden in Iren gemechen abreißen, und ſchwarze klagtücher auffſchlagen, und ſchicket von ſtundan Iren Beichtvatter gehn Rom, den Pabſt zu klagen und Ine zu entſchuldigen mit ernſtlichem Befelch an ſeine Obriſten Haubtleut und Regenten des Exercito, das und ſie den Pabſt ledig lueßen und zügen aus Rom, darauf wardt derſelbig franciscaner Münch oder Confessor Caesaris vom Pabſt zu einem Cardinal gemacht, und genandt Card. Stae Crucis, und iſt der, der da der Pfaffen gebett geendert und verkert oder gebeſſert hat, das man nendt Breviarium Card. S. Crucis iuxta consuetudinem Rom. Curiae.[1]

Da legt man dieſelben Pirgen in deſſelben Cardinals Colonna Palaſt, in zwo Camern, die hetten kain fenſter nit, und ain Porten allain, und zwey ſtarke vergitterte

[1] Francesco Quiñonez, wurde Cardinal erſt am 7. December 1527. Die Angabe Gumppenbergs von der Eile des Kaiſers, ſich beim Papſt zu entſchuldigen, iſt ganz irrig.

fenſter mit einfallenden Liechtern, darin ſolten ſie alle 6 geißler eſſen und ſchlafen, und lagen Inen allemal tag und nacht ain fendl knecht vor der Thier wachend, und gaben Inen ein dolmetſcher zue, der hieß Haußman, der was von ſchlegſtett, und was in des Papſts Guardi geweſt im einfall zue Rom, aber davon kommen, das er nit erſchlagen wardt, aber Ihr Haubtman Mock der wardt erſchlagen mit vaſt allen ſchweizern, über den ſein hauß-frau fuel zu retten und die Landtsknecht zue bitten umb Ires mans Leben, das er zue aim gefangnen aufgenomben mecht werden, aber da waß von den Landsknechten kain gehör nit, ſtachen und haueten in In, biß er zue ſtücken fuel, und haueten ſeiner ehrlichen haußfrauen bayd hend ab, die ſie furwarff, Irem Man die ſtraich aufzuhalten.

Nun die guetten frumben geißler die waren da verwart, und der ehegedacht Card. Colonna, der kam hinein gehn Rom in ſein pallaſt, unangeſehen, das der Pabſt Ine priviert het ſeines huets, und ſein todfaindt waß, und thet den geißlern alle ehr in ſeinem hauß, thet In allen Unkoßten der ſpeiß ab, und tractirte ſie nach allem ſeinem Vermügen, nach geſtalt der zeit. Nun Zill und Zeit kamb, das man zalen ſolt, da war kain gellt nit, die geißler namben außred, begerten erſtröckung acht tag, die waren beim gemainen unſinnigen tollen vollen man erlangt mit aller marter. Dieſelben 8 tag erſchienen auch ohne Zalung, da begerten ſie aber 8 tag, die wurden Inen ſchwerlich geben mit großem Unluſt und gefahr der haubtleut und doppelſoldner, darüber der unſinnig Landts-knecht ſchrie von wegen ſolcher verlengerung der Bezalung, aber dieſelben 8 tag erſchienen ohne frucht, wie die erſten

3 Termine, darob ſich der gemain man ganz erzirnet, und unſinnig ward, lueffen zuſammen mit Iren wehren auf den Platz, und holeten die hauptleut mit gewalt zue der gemain, und ſchicketen nach dem Haubtman, der denſelben tag die geißler zue Inen in die gemain und in offnen ring brecht, als dan geſchahe. Da man ſie bracht da ſchrien ſie warlich heftig über ſie, der ain wolts an ſpießen aufheben, der ander wolts hencken, der dritt der wolt ain kugl durch ſie ſchießen, und erſchröcketen die guetten Herrn ſehr übel, das ſie ſahen wie der biter todt, und vor forcht nur umbfallen wolten, Aber die Haubtleut und vom Adel auch doppelſoldner redten ſtettiges das beſt darzue, ob man den gemain erlindern mecht. Aber da half es alles nit, entſezten ſich ye lenger, ye mehr, wider die geißler, und huelten die Haubtleut (in) verdacht, und ſchickten den Profoſen nach den Ketten, die Geißler daran zu ſchlagen biß und ſie zaleten, alſo da der Profoß die Ketten bracht, da ſchueffe (sic!) der gemein man, er ſolle ſie alle 6 darein ſchlagen, da ſchlueg der Profoß den Johan de Maria Archiepiscopo Siponto, der yetzt haißt Pabſt Julius tertius, und Johan Mathea Gibertus Erzb. zue Bern[1], an ain Ketten zueſamen yeden mit ainer handt, den Anthonio Puzio den man nennet Biſch. zue Pistoria nachmals Card. Sti. Quattro genannt wardt, und den Erz. ven Piſa an ain ander Ketten zuſammen, des Cardinals Rudolpho Brueder

[1] So wurde alſo noch damals Verona von den Deutſchen genannt.

und Jacob Salviati auch an ain Ketten zusamen.[1] Da dies grausam spectacel gesehen wardt, an so großen alten, ehrlichen und mechtigen Prelaten, da sagten die gemain man gegen Irem dolmetscher, Er soll Inen sagen, das sie gedechten und innerhalb 14 tagen zalten, oder aber sie muesten alle an diesen galgen gehenkt werden, der da gegenwärtig auf dem Plaz stuend, und schickten die geißler mit dem dolmetschen und haubtman oder fendlknecht wider zu hauß, mit betruebten Herzen, da mueßten sie tag und nacht an den Ketten angeschmiedet sein und bei einander schlaffen. Dise Tyrannei die weret bei 6 ganzen Wochen, und muesten alle Ire kleider an der saitten auf geschnitten haben bis an das Hemmet, damit so sie sich niderlegen wolten, da sies vom hals herabpringen mechten. Nun da der Termin der Bezalung kam da was gleich woll kain gellt nit da, als das erst mall, dan das war die ursach, die weil der Pabst im Castell enthalten war, dergleichen das Castell von Spaniern ingehabt wardt, da sagten der Kirchen Unterthanen, der Pabst wer nit frey, darumb wolt sich das Land nit schezen lassen noch kain heller nit herausgeben, so war kain obedientia nit da, das sie an der lest woll büessen muesten, da der Pabst wieder frey wurde, umb Ir ungehorsamkeit. So wolt kain Kaufman nicht darleihen. Also muest der Pabst nott und angst leiden bey aller seiner macht. Da nun ain

[1] Y despues traxeron los hostages de dos en dos — Datario y Obispo de Pistoya en una cadena, y los Arçobispos Sepontino y Pisa en otra, Jacobo Salviati y su yerno en otra — Perez an den Kaiser, 12. October 1527.

tag oder zwei über die zeit war der Bezalung, da hetten die knecht aber ain gemain, ſchicketen mich und andere zue den Geißlern ob gelt da wer oder nit, da war leider kains — (Folgt die Wiederholung der Erzählung von der Bedrohung der Bürgen) — Doch die Haubtleut theten all ding zue milt und glimpfen, damit nit handt an ſie gelegt wurde, der von Bembelberg darfft nit zue den unſinnigen Leuten, das ſie Ine in verdacht hetten, er hielts mit den Geißlern, darumb darffen ſie Ime offt des tags durch das hauß lauffen und alles das was nur darinnen zerprechen, alſo das ſich an der leſt der theure Ritter nit mehr in ſeinem eignen Loſament finden darfft laſſen, ſonder mueſt verſtollen in der Spanier Loſament hin und wider liegen.[1] Nun es war ſo viel gehandelt, das Ihnen nach andre 8. tag friſt geben wardt, dieſelben 8 tag erſchienen auch, das gleich ſo wenig kain gelt nit da war, als das erſt mall, und war das die urſach, die herren waren gnugſam geweſt umb zwo Millionen gelts, und hettens auch allemal aufbracht in ainem Monat und eher, wan ſie ledig geweſt weren.

Aber alſo wolt ſich weder Kaufleut noch yemandts mit Inen einlaſſen, das ſie ſorg truegen, ſie kämen zue ſchaden, und verluren das Irig darob, ſo ſie ſich mit den gefangnen einlueßen, ſo wolten Ire freundt das auch nit geſtatten, truegen ſorg ſie würden mit ſambt Inen darob

[1] Los capitanos alemanes han huido de entre su gente y se han pasado con los españoles, y los mas dellos están en la posada de Iuan de Urbina: Perez an den Kaiſer, 30. November 1527.

verderben, und der Pabſt und das Collegium ließe ſie ſterben. Als Ich dan auß des reichen Jacob Salviati mundt höret, das er mit wainenden augen ſagt, Nun mueß Gott erbarmen, das Ich mein glauben der maßen verloren habe, das Ich ain ſo ſchlecht gelt, zwei oder drei mal hundert tauſend Cronen nit aufbringen kan, und ſo offt dem König von Frankreich ain Million und anderhalb golts aufpracht, und in 6. Monaten par bezalt habe, wohin iſt mein thrauen und glauben jetzt komben.

Nun dieſelben 8 tag kamben auch, das die Lanzknecht bezalt ſein wolten, und luffen zueſamen auf den Platz campodiflor und berueffen Ire hauptleut zu Inen, die wolten nit komen, da lueffen ſie in die heuſer und fuerten die haubtleut und Venderich mit gewalt und mit blutigen köpfen auf den plaz, und in den Ring, da wolten ſie gelt oder bluett, und ſchicketen abermal zum haubtman, das er Inen die Geißler in den Ring brecht, da ſprachen ſie aber Irem dolmetſchen zue, er ſoll ſie fragen, ob gelt da wer oder nit, da waren ſie bewilligt, ſie wolten ain Geißler oder zwen henken laſſen, zu erſchröcken die andern, und wolten ſonderbar die zwen Layen nemben, als Cardinals Rudolpho Bruedern, und Jacob Salviati. Da thaten dannocht die haubtleut als ehrlich verſtendig Leut, und wolten es nit zuegeben, das den armen betruebten herren auf dißmal ain Layd geſchehe, und ſezten Ir Leib und guett für ſich, ſie zueretten, was Jamer oder nott das war, das haſtu zubedenken, und mit was erſchrockenen herzen der pabſt Julius 3. mit ſeinen geſellen da ſtuenden. Da lueßen ſie fürtragen, da war kain gelt, ſie wüſten auch kains alſo gefangner weiß nit zue bekomen, und all

ding wer umbſunſt, man ſolle Inen gleich thuen wie man wolt, das mueſten ſie unſchuldig leiden, aber die Lanzknecht ſolten die zwen Layen, als Cardinals Rudolpho Brueder, und den Jacob Salviati als Kaufleut ledig laſſen, das ſie handeln und wandeln kundten Ires gefallens, ſo wolten ſie die vier Biſchof mit Leib und guet für ſie ſtehen und pirge ſein, dan ſo baldt die zwen ledig weren, ſo brachten ſie das gelt von ſtundan auf, und noch zwaimal ſovil darzue. Da fuelen die haubtleut den Geißlern zue, und ſagten es wer ain genuegſam ehrlich erbuetten, und wolten das der gemain ſolte annemben, dan wiſten die 4 Biſchof oder Geißler das nit für gewiß wahr ſei, ſo wurden ſie Ir Leib und Leben ſo liederlich für die zwen andern nit verpfendten, und wolten die haubtleut ſelbſt auch pirg werden.

Aber da wollt der gemain nicht vil davon hören, und kamen hefftig an die haubtleut, und weret das toben und wietten lenger dan 5. ganzer ſtund nach mittag, das man all augenblick vermeindt, die haubtleut wurden all auf dem plaz todt bleiben mitſambt Fendrich und Doppelſoldnern, und da ſie nichts anders haben wolten dan gelt oder bluett und kain ander mittl nit annemben wolten, da wardt doch an der letzt von den haubtleuten die ſachen dahin geſchloſſen, das man die Geißler wider haimb ſchicken ſoll, und das ſie in 8 Tagen gellt aufbrechten. Und da was die ſelben 8 tag der gemain man nur wildt auf die Haubtleut, die ſie weder ſehen noch hören wolten, ſonder nur erſtechen oder erwürgen, mit unſchuldigem verdacht, ſie nemben miett und geſchenk und hälffen den Geißlern hinüber, das aber nit was, ſondern die ehrlichen

Leut bedachten Ir Ehr des Kaisers wolfart und was args oder guetts darauß entstehen mecht auß solcher erschröcklichen Tyranney des gemainen mans, das sie 4. Erzbischof und 2. so mechtig welsch Kaufleut von des schneden gellts wegen so schendlichen umbpringen solten.

Nun da die acht tag herzuestreichen wolten, da schickten mich die Haubtleut und Obristen zuvor zue denselben herrn Geißlern zue verstehen, ob doch gelt da sein wurde oder nit, dan sie sahen die ungeschicklichkeit des groben gemainen Mans, auch die große geferlichkeit Leibes und Lebens, darin sie die herrn Geißlern nit allein stüenden, sondern auch die haubtleut, und sie truegen warlich für sorge, das die nechst gemain, die gehalten würdt, Bluett oder gellt sein wurde, dabei sie ye nit gern sein wolten, und sie betten sie zum höchsten, daß sie allerlei bedenken wolten, damit doch etwas da were von gellt, wo nit so traueten sie Inen nit ohne gefahr in die Gemain zue kommen. Darauf sie nun mir und meinem mitgesandten, die Herrn Geißler zu antwort gaben, sie hetten kain gellt, und wisten auch kains aufzuebringen, sie hetten sich Gott dem Allmechtigen befohlen, es gieng Inen darob was gestalt es wolle. Dise antwort brachten wir den haubtleuten und Obristen, das was der Herr von Bembelberg, die es warlich mit erschrecken annamen, die den jamerlichen ausgang der sachen als weise leut bedachten, und das nit allein den Herrn Geißlern Leib und Leben auf diesen tag aufgehen wurde, sondern auch Inen den hauptleuten Leib und Leben, Ehr und guett, mit sambt der Röm. Kay. Maj. unsers allergnädigsten Herrn ewige ungnad. Und kämen sie auf diesen ersten Gemaintag so

wurden ſie ſehen wider Iren willen an den Herrn Geiß-lern tödtliche Handt anlegen, bewilligten ſies, ſo wiſten ſie woll, was gefahr Ihnen beim Kaiſer darauf ſtuende, bewilligtens ſie dan nit, ſo wurden ſies mit der Fauſt und That erhalten müſſen, und all todt auf dem plaz bei einander bleiben und dannocht nichts fruchtbares für ſie erhalten wurde, ſonder das der Rom. Kaiſ. Maj. heller hauffen zue grundt gieng und darob ganz Italia Landt und Leut verlur, dieweil der Franzos mit ſo ainem gewaltigen Hauffen in Italien ankomen war, und waren die guetten haubtleut nur laidig und thraurig, und berathſchluegen die ſachen lenger dan 3 tag, an der letzt entſchluſſen ſie ſich, ſie wolten bey ſolchem Jamer nit ſein, der Kayſ. Maj. zue guetten, ſo verhofften ſie dannoch, wan kain Haubtman mit bei Inen were, das ſich der doll unſinnig gemain man ſo freventlichen unterſtehen wurde ſolcher Tyrannei, ſonder daß ſie ſich vil aines beſſern beſinnen wurden. Und ungefärlichen 2 tag zuvor, da ſaß der Obriſter Herr von Bembelberg mit ſamt allen haubtleuten auf die Roß, und ritten zum thor auß, und ſagten gegen dem gemainen man, dieweil ſie Inen nit volgen wolten, ſo wolten ſie auch nit bei Inen bleiben übels helffen zu ſtiften, und zugen alſo zum thor auf Braziano[1] zue, ain vaſt trefliche Befeſtigung der Urſiner als in Italia iſt, 40 welſch mail von Rom gelegen, in der Herrn Urſiner Landt, da waren ſie zue Ir Sicher-

[1] Nach Reißner zogen die Hauptleute nach Rocca di Papa; der Secretär Perez gibt ſtatt deſſen die nahe dabei liegende Abtei Grotta Ferrata an, und ſo auch Cäſar Grolierus.

heit, das ſie der gemain unſinnig man nit überfallen ſolt, all ding zu beratſchlagen, wie dem Kaiſer dieſer ungezembter Exercitus mit ſambt Land und Leut und ganz Italia erhalten mecht werden, auch zu ſehen, was ſie doch auf den beſtimbten tage der Bezalung mit den Herrn Geißlern in der gemain anfahen wurden, und waren alle haubt- und Befelchsleute mit Inen hinweck, und da belib yemandts auf erden, dan ich und Caspar Schwegler, welcher Zallmeiſter war, und Ich Commiſſari, ſolten mit Inen handlen, dan Caspar Schwegler mehr an Inen vermocht, dan alle haubtleut einander mit, und wie der tag der Bezalung komen ſolt als morgen, da luffen ſie als heut nach eſſen zuſammen, und hetten nur ain wieſt weſen, da gang Caspar Schwegler ohn mich in hauffen ſie zue geſchwaigen, es wer doch der tag noch nit, ſonder erſt morgen, warumb ſie dan zuſamen lueffen, ſie hetten deſſen kain Recht nit, ſie ſollen auch woll bedenken, wie ungeſchickt ſie gehandelt hetten, das ſie mit recht weder gegen Gott noch dem Kaiſer verantworten wurden, darumb weren Ire Haubtleut von Inen zogen, und batte ſie, ſy ſollen doch mittel und weg mit den Herrn Geißlern und Pabſt annemben mit hilf und rath Ihres Obriſten und Haubtleut nach denen ſie ſchicken ſollen.

Aber nach langer Predigt des Caspar Schwegler, da erſchluegen ſie Ime den Kopf voll große Löcher mit den Schießhaken, und weren nit etlig ſeine guete Freundt geweſen, ſo hetten ſie Ime gar erwürgt. Ich wolt nach mittag zue den trunckenen bestiis in kein ring nit komen, darum behüelt Ich auch mein kopf ganz, und war doch

auf dieſen Abend die ſach geſtillet, und biß auf den morgen angeſtellet, da aller jamer zu erwartten war.

Nun am morgen, ſo baldt der tag herfür brache, da ſchlueg man umb und gebott aim jeden Landsknecht mit gewertter Hanndt auf den Campoflor zu komben, zwiſchen 6 u 7 Uhr am morgen, da kamen ſie auf den plaz und fiengen ir ungeſchickte weiß an, da ſies geſtern gelaſſen hetten, und da wolten ſie ſchlecht gellt oder bluett und ain par auß den Herrn Geißlern henken laſſen, und ſchicketen zue dem haubtman Hans Weiskopf, der ſie daſſelbig mal verwachet, und ain ſchreier und Pfaffen feindt was, das er die Herrn Geißler auf den plaz antworttn ſoll in die Gemain.

Nun wie er an die Camerthir anklopfet, 2. 3. oder 4. mall, da wolt Ime niemandts nit antwortt geben, alſo das er an der letzt die Thir aufbrache, da fand er nit ain menſch in der Camer, ſondern in yedem Pett der zwayen Ketten, und ain Laitter im Kumich, und das die Herrn Gaißler davon waren, das was ain wüſte Rumor, der Haubtman Weißkopf der mueſt mitſambt dem ganzen fendel knecht den Zorn des wiettenden hörs entfliehen, da luffen ſie all hinein in die Camer und Palaſt, zu ſehen wie es war zuegangen, oder wohin ſie komen weren, und weren nur wildt, wolten nur wider anfangen Rom zu plündern, und das Kindt in Mutter laib erwürgen.

Und ſtuenden lenger dan 5 ganzer ſtundt bei einand verſamblet, wie zue beratſchlagen, und des mehren thails rath war erwürgen, plündern und alles übel zue thun, das möglich und menſchlich were. Aber die Doppelſoldner und die vom Adel die ruethen, ſie ſollen Ire

Haubtleut und Obriſten wider zue Inen berueffen, ſie wolten Inen volgen und alle gehorſamb laiſten, darauf die ſach an die letzt geſchloſſen ward. Was Gott für Mirakel thet, das ſeine Göttliche gnadt ſolch herrn Geißler zue höhern Dingen brauchen wolt, dan das die unſinnigen leut Iren hochmuth und Tyrranney mit Inen threiben ſolten, wie und man dan yetzt ſcheinbarlichen ſicht vor augen, was hohen Befelch Gott der Herr diſem Julio tertio geben hat, ſein Statt in diſer Welt zu erhalten und zu vertreten, darumb behüett Gott die ſeinigen an der letzt, ſo er ſie zue Zeitten ſchon etwas laiden leſt. Nun die Ketten oder Armring die waren weit und groß, und nit für ſolch zarte Herrn, welche Inen am anfang klain genueg waren, als ſie faiſt und volkomen waren, von Complexion, aber nachmals da und ſie in ſolche tribulation kamen, da namen ſie am Leib ab, alſo das Inen die eiſen alle zu groß waren. So ſie das befanden, auch das groß Perikl ſahen, und das ſie am morgen wider fürgefürt ſollen werden, das ſie alles nit mit kleinen ſchmerzen beherzigten, und entſchlüſſen an der Letzt dahin, es werin ye unter zwaien Beſen das beſſer zu erwehlen der gewiß todt, oder die gefahr der flucht, und woltens wagen und ſehen, ob ſie die ſelbige Nacht entflüehen mechten, und wie woll Ire zwo Camer einen ausgang hetten, darvor in der Nacht Ir Dolmetſch lage, und herraußen nochmals das ſendl knecht, das ſie verwacht, das nit möglich was das ain meuſſele auß oder ein mecht komen. In Ir Camer was ain Camin, darin ſie feur macheten, daſſelbig Camin das gieng in der Mauer hinauf über das Dach auß, und gang durch etliche andere

ſtaußen (?) oben auf ein Hauß, da niemandts in wohnet, da lueßen ſie in derſelben ſtaußen oben das Camin haimblich aufbrechen, und richteten ſtricklaitern darin, und ſtige ainer nach dem andern hinauf in dieſelbe öde ſtaußen, und aus denſelben öden gemechen, da waren von ſtundan pruckchen gemacht in ain ander ödt hauß, da kamen ſie hinauß gehn Sta Maria de Populo, in der Spagnoli Quartier, da ſaßen ſie auf guette türckiſche Pferdt, und ritten eulents davon, zue unſer lieben Frauen de Loretta, dahin ſie ſich verſprochen hetten, und halfe Inen Gott und unſer liebe Frau alſo ohn alles übel davon, das weder der Pfaffenfeindt der Hauptman Weißkopf, noch der Dolmetſch oder yemandts auf erden das wenigſt gewahr were worden, dan die vollen ſeue hetten den erſten ſchlaf woll und ſtark gethan, dan die Herrn Geißler hetten Ine Haubtman dieſelbige Nacht zue gaſt geladen, und hetten den Landsknechten 2. oder 3 Eimer wein auf die wacht zue ainem ſchlaftrunk geſchenkt, darin war Pilſenſamen geſotten, damit ſie ſchlefferig wurden, das ſie nicht hören ſollten, als dan geſchah. Aber ob dem Dolmetſchen etwas geträumt hette oder nit, Er war am morgen aufgeſtanden und haimblich durch das ſchliſſelloch hinein ſehendt, was die herrn Geißler thetten, da hat er kainen an kainem Pett nit geſehen, noch viel weniger in der Camer, da hette er Ine gleich gedacht, da müeſt es nit recht zugehen, die Herrn Geißler weren darvon.[1]

---

[1] Die Flucht der Geiſeln ward unterſtützt durch den Cardinal Colonna, die Spanier und wie Cäſar Grolierus glaubt, auch durch die deutſchen Hauptleute, welche daran verzweifelten,

Biß hierher und weiter iſt es vom Herrn Scribenten nit continuiert worden.

---

ihr Kriegsvolk bändigen zu können, ſo lange jene Bürgen in ſeiner Gewalt waren. Die Flucht geſchah am 29. November. Hierauf folgte am 8. Dezember nachts die fluchtähnliche Abreiſe des Papſtes aus dem Caſtell nach Orvieto.

Römiſche Bürgerbriefe

ſeit dem Mittelalter.

1877.

Dieſe Schrift iſt aus den Materialien des Capitols geſchöpft. Ich hatte das dortige Stadtarchiv lange vorher für die Geſchichte Roms durchſucht, und manches Wertvolle in ihm gefunden, wie jenes Protocollbuch des Notars Beneimbene, welches ſo viel neues Licht auf die Familie der Borgia geworfen hat. Zuletzt arbeitete ich daſelbſt im Frühjahr 1876; Venturi war damals Syndicus, und Bitte Archivar, mir wolwollend geſinnte Männer.

Mein Zweck war dieſer: mich über die Beweggründe und die Formeln zu unterrichten, welche bei der Erteilung des römiſchen Bürgerrechts in vergangenen Jahrhunderten zur Geltung gekommen ſind. Ich ſuchte nach, ob und welche älteſte Bürgerdiplome, oder litterae civilitatis, wie man ſie nannte, noch erhalten ſind. Aber ach! das römiſche Stadtarchiv, einſt die große Schatzkammer der bürgerlichen Geſchichte Roms, bietet heute nur klägliche Ueberreſte dar. Ein tiefes Geheimniß liegt auf dem Untergange der zahlloſen Actenſtücke, die einſt dort von Jahrhundert zu Jahrhundert niedergelegt worden ſind. Was ſich davon gerettet hat, iſt in einigen Kammern des Conſervatorenpalaſtes aufgeſtellt, zu denen man durch einen Eingang links im Hofe gelangt, wo der Cippus der Agrip-

pina und andere Altertümer ſtehen. Ueber enge Treppen, durch öde Räume kommt man in ein Obergeſchoß und zu jenem ehrwürdigen Heiligtum. Nichts Beſcheideneres als dies. Später wird man den Plan ausführen, das Stadtarchiv würdiger aufzuſtellen.

Meine Aufgabe war ſchwer; denn alles iſt dort lückenhaft. Die älteren Bürgerrollen fehlen; auch das Goldne Buch des römiſchen Patriciats iſt in einem Volkstumult am Ende des Jahres 1799 öffentlich auf dem Capitol verbrannt worden. Es gibt dort ein paar Regiſter, die mir gute Dienſte geleiſtet haben: das von Francesco Magni, welches die unvollſtändige Reihe der zu römiſchen Bürgern Ernannten von 1456 bis 1736 enthält, und ein andres, Privilegî di Cittadini betitelt, und beginnend mit 1508. Mit ihrer Hilfe habe ich viele handſchriftliche Bände des Archivs unterſucht. Sie enthalten meiſt Ratsprotocolle, wie ſie die Gemeindeſecretäre niedergeſchrieben haben. Selten finden ſich noch Originaldiplome auf Pergament; von einigen ſind die Entwürfe aufbewahrt. Meiſt ſind es Summarien der Beratung und Abſtimmung über die zu ernennenden Bürger, mit beigefügtem Datum der Sitzung.

So unvollkommen nun die von mir gewonnenen Nachrichten ſind, ſo habe ich doch manche merkwürdige Bürgerbriefe aufgefunden. Indem ich von ihnen den erſten öffentlichen Gebrauch machte, wünſchte ich damit dem erlauchten Municipium der Stadt Rom ein Zeugniß meiner Ergebenheit darzubringen. Ich ſchrieb meine Schrift urſprünglich italieniſch, und ſo iſt ſie in den Berichten der Akademie der Lincei abgedruckt worden. Indem ich ſie

jetzt deutſchen Leſern darbiete, bemerke ich, daß ihr Text vielfache Ueberarbeitung erfahren hat.

I.

Die Form der römiſchen Stadtgemeinde in den erſten Jahrhunderten nach dem Untergange des Reichs iſt uns unbekannt. Weder Urkunden noch Geſchichtſchreiber ſprechen vom römiſchen Bürgerrecht als einer municipalen Eigenſchaft, während jene andere allgemeinrechtliche des civis romanus noch fortdauerte und den ganzen Umfang der Privilegien bezeichnete, welche die Bürger des römiſchen Reichs genoſſen hatten.

Die praktiſche Wirkung des von Caracalla erlaſſenen Edicts wurde freilich unter den Ruinen des Reichs begraben. Der Wert der römiſchen Civität ſchwand ſo ſehr dahin, daß am Ende des 5. Jahrhunderts Salvianus das Bekenntniß ablegen konnte: „der Name des römiſchen Bürgers, welcher einſt ſo hoch in Anſehen ſtand, und ſo teuer erkauft wurde, wird jetzt verſchmäht, und nicht nur für wertlos, ſondern faſt für verabſcheuungswürdig gehalten.“[1] Dieſe Klagen des Biſchofs von Marſeille fanden ihre Rechtfertigung an den troſtloſen Verhältniſſen der damals noch dem Reiche gebliebenen Provinzen, wo der Steuerdruck ſo unerträglich geworden war, daß viele römiſche Bürger ihre Städte verließen, um ſich zu barbariſchen Völkern zu flüchten.

Allein die Eigenſchaft des civis romanus erhielt ſich

[1] De vero judicio et providentia Dei V, 32, p. 53.

in allen Ländern, in welchen das Juſtinianiſche Recht Geltung hatte, und ſo lange dort die Reichsgewalt dauerte. Da die Stadt Rom niemals von den Barbaren beſetzt worden war, hütete ſie mit Eiferſucht die Ueberlieferungen der Vorfahren, ſelbſt noch in jenen Zeiten, wo Gregor der Große den Untergang des alten Senats und Volks der Römer beklagen mußte. In dieſem außerordentlichen Manne lebte noch das ſtolze Bewußtſein der Würde des römiſchen Bürgers. Als ein ehemaliger Präfect, welchen der Richter Siciliens vor ſein Tribunal gezogen hatte, mit Ruthen gepeitſcht worden war, obwol die Lex Porcia die Anwendung dieſer ſchimpflichen Strafe gegen römiſche Bürger verbot, ſchrieb der Papſt an jenen kaiſerlichen Verwalter einen Brief voll edler Entrüſtung.

Gerade aus ſeiner Zeit bezeugen Urkunden, daß die Eigenſchaft des römiſchen Bürgers ſich noch immer erhalten hatte. Er verlieh einmal zwei Sclaven die Freiheit, indem er ſie zugleich zu rechtmäßigen römiſchen Bürgern erklärte.[1] Demnach beſtand auch im 6. und 7. Jahrhundert n. Chr. der Gebrauch der Manumiſſion, gemäß der Verordnung Conſtantins, wonach freigelaſſene Sclaven das römiſche Bürgerrecht erhalten ſollten.

Während der byzantiniſchen Herrſchaft in Rom erſcheint der civis romanus ſogar noch in ſeiner municipalen Eigenſchaft. So zeigen ihn die Decrete über die Wahl des Papſts in dem berühmten Formelbuch, Liber Diurnus, welches zwiſchen 685 und 752 verfaßt worden iſt. Der freie eingeborne „römiſche Bürger“ beſaß das Recht den

[1] Ep. 12, lib. V.

Papſt zu wählen. Die in der Stadt angeſiedelten germaniſchen Colonien der Franken, Langobarden, Angelſachſen und Frieſen hatten dagegen keinen Teil am römiſchen Bürgerrecht und deshalb auch nicht an der Papſtwahl. Es war aber weſentlich das Rechtsbekenntniß, welches in jener Zeit die Eigenſchaft des civis romanus beſtimmte. Während der ganzen Caroliniſchen Epoche findet ſich auch keine andere Bezeichnung für das römiſche Bürgerrecht, als die aus dem allgemeinen Civilrechte abgeleitet wird.

Der Kaiſer Lothar erließ im Jahre 824 ein Epoche machendes Edict, wodurch die Rechtsverhältniſſe in Rom eine feſte Geſtalt erhielten. Fortan ſollte ſich dort jeder Mann zu dem Rechte bekennen, nach welchem er gerichtet ſein wollte. So wurde das Geſetzbuch Juſtinians in der Stadt als das nationale Recht der Römer anerkannt. Dagegen fuhren die Fremden in Rom fort, ihr ſaliſches oder langobardiſches Recht zu behaupten; doch konnte der Fall eintreten, daß ihrer manche aus perſönlichen Urſachen zum römiſchen Geſetz überzugehen wünſchten. Mit dieſem aber erwarben ſie auch das ſtädtiſche Bürgerrecht, und ſeit jener Zeit mußte ſich eine Formel der Verleihung desſelben an Fremde feſtſtellen.

Daß dies geſchehen iſt, darf man aus einer Beſtimmung über die römiſche Civität ſchließen, die zwar dem Zeitalter der Ottonen angehört, aber doch in jenem Edict Lothars ihren Urſprung gehabt haben muß. Es iſt das bekannte Fragment am Ende der „Graphia aureae urbis Romae", welches ſo lautet: „Wie einer zum Römer gemacht werden ſoll. Wenn jemand wünſcht, Römer zu werden, ſo ſoll er in aller Demut ſeine Getreuen zum

Kaiser schicken und fordern, daß ihm erlaubt sei das römische Gesetz anzunehmen und als römischer Bürger eingetragen zu sein. Wenn nun der Kaiser dies erlaubt hat, so soll man so verfahren: der Kaiser sitzt mit seinen Großen, Richtern und Magistraten; zwei von den Richtern treten mit gesenkten Häuptern vor ihn und sagen: Unser Kaiser, was befiehlt dein höchstes Imperium? der Imperator erwidert: damit die Zahl der Römer vermehrt werde, befehlen wir, daß jener, den Ihr heute als Bekenner des römischen Rechts angekündigt habt ...." Hier bricht die Formel leider ab.[1] Dieselbe Phrase „damit die Zahl der Römer vermehrt werde", ist, mehr oder minder verändert, selbst in Bürgerbriefen aus viel späteren Jahrhunderten anzutreffen.

Das Bürgerrecht wurde, wenn der Kaiser abwesend war, vom Stadtpräfecten, später aber von den Häuptern der römischen Gemeinde erteilt, welche zuerst als Consuln und Herzoge, dann als Patricier, endlich als Senatoren die ewige Stadt regierten.

Gerade in der Grabinschrift eines dieser Signoren Roms, des Crescentius de Theodora, der im Jahre 984 starb, findet sich neben andern Ehrentiteln auch dieser des civis romanus:

Corpore hic recubat Crescentius inclitus ecce,
Eximius *civis romanus* dux quoque magnus.

[1] Qualiter romanus fieri debet — — Imperator e contra: ut amplificetur numerus Romanorum: illum quem vos hodie renunciastis romanae legis jubemus....

Dies Prädicat hat hier offenbar nichts mit dem römiſchen Recht zu thun. Es beweiſt vielmehr, daß ſich im 10. Jahrhundert, in Folge des immer heftiger werdenden Kampfs des römiſchen Volks gegen Päpſte und Kaiſer, das municipale Bewußtſein ſo ſehr gekräftigt hatte, daß die Zeit kommen mußte, wo ſich die Stadtgemeinde als freie Republik einrichtete und vom alten Capitol wieder Beſitz nahm.

Nachdem dies im September 1143 geſchehen war, begann die römiſche Bürgerſchaft, wie andere Communen Italiens, allmälich moderne Formen anzunehmen. Auch für die Privilegien des Bürgerrechts wurde ohne Frage eine geſetzmäßige Formel eingeführt. Aber die Urkunden fehlen, ſo daß wir keine Beiſpiele der Erteilung deſſelben an Fremde in Rom und anderswo in Italien ſchon aus jenem Jahrhundert anzuführen haben.

Der Wert des Bürgerrechts wuchs mit der politiſchen Macht des römiſchen Volks, welches die Päpſte und die Kaiſer zur Anerkennung ſeiner republikaniſchen Selbſtändigkeit nötigte. Die Römer, welche den Ketzer Arnold von Brescia in ihre Stadt aufnahmen und gegen die päpſtliche Curie mutig verteidigten, waren von der Unantaſtbarkeit ihrer Privilegien ſo ſehr überzeugt, daß ſie dem Papſt die Befugniß beſtritten, römiſche Bürger zu excommuniciren und das Interdict auf die ewige Stadt zu legen. Sie ſelbſt beanſpruchten das ihnen von Alters her zuſtehende Recht, den Kaiſer zu proclamiren, indem ſie behaupteten, daß der deſignirte Cäſar nur durch die Stimme ihres Parlaments und durch ihre Acclamation das Diadem

Conſtantins erlange, und daß er als Kaiſer zu gleicher Zeit zum römiſchen Bürger ernannt werde.

Auf Grund dieſer Anſprüche traten die Geſandten des römiſchen Volks im Jahre 1155 zu Sutri vor den mächtigen Friedrich Barbaroſſa, den ſchon acclamirten, aber noch nicht gekrönten Imperator, und richteten an ihn im Namen der Stadt dieſe ſtolzen Worte: „Erſt warſt du mein Gaſt, jetzt habe ich dich zu meinem Bürger gemacht.“

Die deutſchen Könige betrachteten ſich, ſobald ſie im S. Peter die Kaiſerkrone empfangen hatten, als wirkliche römiſche Bürger. Daher gab ſpäter Friedrich II. ſeinem Briefe an die Gemeinde Rom aus Treviſo vom 20. April 1239 die Aufſchrift: „Dem Senator der Stadt und ſeinen Mitrömern.“[1] Die Anſicht dieſes großen Hohenſtaufen war von dem Urteile Dante's nicht verſchieden, welcher in ſeiner „Monarchie“ behauptete, daß gemäß der antiken Reichsidee die Nationalität des Kaiſers gleichgültig ſei, da dieſer, welchem Volke er auch angehöre, durch die Kraft ſeiner Krone zum legitimen Römer werde.

Haben ſich auch die Päpſte, wenn ſie als Nicht-Römer Fremde in der Stadt waren, in derſelben Weiſe wie die Kaiſer als römiſche Bürger betrachtet? Es iſt möglich, daß ſich der Beſitz des Bürgerrechts für ſie aus ihrem oberſten geiſtlichen Amt in Rom ergab, aber ich kann das nicht durch Urkunden erweiſen.

Solange die Römer die Freiheit ihrer Gemeinde behaupteten, beſtritten ſie den Päpſten alle ſolche Anſprüche, welche ihre Rechte gefährden konnten. Sie hielten die-

[1] Senatori Urbis et suis conromanis.

selben von jeder Einmischung in die bürgerlichen Angelegenheiten der Stadt fern und verwarfen stets die Ansicht, daß die Würde des Papstes schon an sich die Civilgewalt über Rom in sich schließe. Seit Nicolaus III. stellte sich der Gebrauch fest, dem Papste durch Autorität des römischen Volks die städtische Gewalt nur auf Lebenszeit zu übertragen, und ihn mit derselben nicht als Bischof, sondern nur als Privatperson zu bekleiden. In dieser Form wurde den Päpsten französischen Ursprungs, während des sogenannten Exils in Avignon, vom römischen Volk die Senatorwürde auf Lebenszeit verliehen, mit der Befugniß sie auf andere Personen zu übertragen. Die „fremden" Päpste befanden sich demnach ungefähr in der Lage der „fremden" Senatoren (Senatores forenses). Und nicht einmal diese, die wirklichen mit den höchsten Ehren umgebenen Häupter der Gemeinde Roms, wurden deshalb als römische Bürger angesehen; nur wenige belohnte man mit dem Bürgerrecht, wenn sie sich um die Stadt wolverdient gemacht hatten und von ihrem Amte abtraten, um in ihre Heimat zurückzukehren.

Die Geistlichkeit im Allgemeinen blieb zu jeder Zeit von den Rechten der Bürgerschaft ausgeschlossen. Nicht einmal die fremden Cardinäle waren römische Bürger, obwol sie den Titel ihrer Würde von den Parochien Roms trugen und in der Stadt ihren Sitz hatten. Wir werden sehen, daß solche Cardinäle sich mit einem Bittgesuch an die Gemeinde wenden mußten, wenn sie das Bürgerrecht zu erhalten wünschten.

II.

Ich will jetzt einige Beiſpiele der älteſten römiſchen Bürgerbriefe geben. Leider iſt keiner davon älter als das 14. Jahrhundert.

Die lange Reihe der zu römiſchen Bürgern gemachten Fremden eröffnet für uns Francesco Petrarca.

Am 8. April 1341 erließen die Senatoren Urſo Graf von Anguillara und Jordan Orſini das bekannte Decret, durch welches dem Dichter zugleich mit der Laurea das römiſche Bürgerrecht erteilt wurde. Es heißt darin: „Außerdem erklären wir denſelben Franciscus Petrarca wegen ſeiner ausgezeichneten Gaben des Genies und ſeiner anerkannten Liebe zu dieſer unſerer Stadt und Republik, wovon der allgemeine Ruf wie ſeine Handlungen und Schriften Zeugniß geben, zum civis romanus, und wir ſchmücken ihn mit dem Namen und den alten wie neuen Privilegien der Bürger. Ueber alles dies im Ganzen und Einzelnen iſt, dem Gebrauch gemäß, das Römiſche Volk feierlich befragt worden, und da Niemand Widerſpruch erhob, hat dasſelbe durch Acclamation alles genehmigt.“ [1]

Der Bürgerbrief Petrarca's war nicht auf ein beſonderes Pergament geſchrieben; ſeine Proclamation zum civis romanus beſchließt vielmehr in jenem Diplom die ſcholaſtiſche Unterſuchung über die wahre Miſſion des

[1] Civem romanum facimus, pronunciamus, decernimus, declaramus, Ipsum et veteribus et novis civium privilegiis ac nomine decorantes.

Dichters. Seine feierliche Dichterkrönung auf dem Capitol erklärt es auch, warum der römiſche Senat die Ernennung Petrarca's zum Bürger jenem Act ſelbſt untergeordnet oder doch nur angefügt hat. Manche Kritiker haben die Echtheit des berühmten Diploms angezweifelt, allein ich ſtimme durchaus dem Urteil des Attilio Hortis bei, welcher die von dem Dichter bei ſeiner Krönungsfeier gehaltene Rede zum erſten Mal veröffentlicht hat.[1] Da ſich die hier ausgeſprochenen Ideen beinahe wörtlich im Diplom wiederfinden, ſo glaube ich, daß dieſes von demſelben Senator Urſo verfaßt worden iſt, welcher ein Mann hoher Bildung und der perſönliche Freund des Poeten war.

Seither war Petrarca befugt, alle activen Rechte des wirklichen Stadtbürgers zu beanſpruchen, alſo im öffentlichen Parlament Sitz und Stimme zu haben, zu Gemeindeämtern gewählt zu werden, überhaupt alle Privilegien zu genießen, die im Statut der römiſchen Gemeinde den Bürgern zuerkannt ſind.

Das älteſte Statutenbuch Roms enthält die bekannten Artikel De civium romanorum immunitate, die vielleicht ſchon im 12. Jahrhundert feſtgeſtellt worden ſind. Darin wird geſagt, daß die römiſchen Bürger, wenn ſie im Stadtgebiet und in Tivoli, einer Domäne Roms, Grundſtücke beſaßen, auch von allen Zöllen befreit ſeien; daß ſie ihre Producte abgabenfrei in die Stadt bringen, und Waaren aus dem ganzen ſtädtiſchen Diſtrict von Montalto bis Terracina ziehen dürften.

---

[1] Attilio Hortis, Scritti inediti di F. Petrarca, Trieste 1874.

Das Geſetz verbot außerdem, einen römiſchen Bürger wegen Vergehen, die er innerhalb der Stadt oder in ihrem Gebiet begangen hatte, vor einen anderen Gerichtshof als den des Senats zu ſtellen. Keine Gemeinde, kein im ſtädtiſchen Diſtrict wohnhafter Baron durfte, auch wenn er das merum et mixtum imperium und die potestas gladii beſaß, einen römiſchen Bürger beſtrafen, wenn derſelbe innerhalb des Gebietes ſeiner Gerichtsbarkeit ſtraffällig geworden war. Es war ihm nur erlaubt ihn zu ergreifen und an den Hof des Senators zu ſchicken.

In der Lebensgeſchichte Petrarca's ſteht auf mancher glanzvollen Seite verzeichnet, wie er ſeine Pflichten als römiſcher Bürger erfüllt hat. Mit Enthuſiasmus begrüßte er in Cola di Rienzo den echten Sohn Roms, der von ſeinen eigenen Ideen begeiſtert das große Werk unternahm, die ewige Stadt wieder zum Haupt der Welt zu erheben. Es iſt merkwürdig, daß der Tribun, ſobald er die Republik auf dem Capitol wieder hergeſtellt hatte, dem römiſchen Bürgerrecht den antiken weltbürgerlichen Begriff zurückgab. Sowol er als Petrarca, die ſchwärmeriſchen Bewunderer des Altertums, waren davon überzeugt, daß das römiſche Volk noch immer im unbeſtreitbaren Beſitze ſeines Rechts auf die Weltherrſchaft geblieben ſei. Daher war es nur eine Handlung logiſcher Richtigkeit, wenn Cola di Rienzo bei der Feier des Einheitsfeſtes Italiens den italieniſchen Städten das römiſche Bürgerrecht erteilte. „Wir erklären alle Städte und Völker des ganzen heiligen Italiens für frei, und verleihen ihnen im Ganzen und Einzelnen das römiſche Bürgerrecht, und das Privilegium der römiſchen Freiheit.“

So decretirte der Tribun in seiner Proclamation am 1. August 1347.

Außer dem Diplom für Petrarca besitzen wir keinen römischen Bürgerbrief des 14. Jahrhunderts. Es haben sich nur solche erhalten, die von anderen italienischen Städten in jener Zeit erteilt worden sind. So machte die Gemeinde Perugia im Jahre 1378 Andrea Capponi zu ihrem Bürger.[1] Ein Jahr früher verlieh sie dem Simone Ranieri Peruzzi, einem der Otto Santi, und allen andern Mitgliedern dieser florentinischen Körperschaft das Bürgerrecht.[2]

In demselben Jahre 1377 erteilte die Stadt Florenz ihr Bürgerrecht dem Sinibaldo Ordelaffi und seinen Neffen. Außerdem erhielt dasselbe der berühmte Bandencapitän Giovanni Acuto (Hawkwood).

Wir besitzen Ehrenbriefe der römischen Stadtgemeinde vom 30. Mai, 30. November 1363, und vom 28. April 1367; die Sieben Reformatoren der Republik empfehlen darin den Florentinern die Exsenatoren Roms Rosso de' Ricci von Florenz, Guelfo de Pulgiensibus von Prato, und Bindo dei Bardi.[3]

---

[1] Diese Urkunde hat Adamo Rossi herausgegeben, bei Gelegenheit der Erteilung des Peruginer Bürgerrechts an Gino Capponi.

[2] Das Original-Pergament befindet sich im Florentiner Diplomatar, und ist abgedruckt in La guerra dei Fiorentini con papa Gregorio XI detta la guerra degli Otto Santi, Memoria compilata sui documenti dell' Archivio fiorentino da Alessandro Gherardi, Firenze 1868, p. 217.

[3] Diese Briefe bewahrt das Florentiner Staatsarchiv.

Daß die römiſche Gemeinde jene Männer auch mit dem Bürgerrecht belohnt habe, iſt in den Briefen nicht geſagt. Verdiente Exſenatoren erhielten dasſelbe wol ſchon ſeit dem 14. Jahrhundert. Aber erſt aus dem folgenden habe ich dafür ein Beiſpiel, nämlich den Bürgerbrief des Ambroſius Mirabilia vom Jahre 1493 dieſes Wortlautes:

„Antonius de Porcariis, Petrus de Matthutiis, apoſtoliſcher Scriptor und Abbreviator, und Evangeliſta de Capreolis, Conſervatoren der Kammer der Erlauchten Stadt, dem ausgezeichneten und edlen Mann, dem Herrn Ambroſius Mirabilia Ritter von Mailand, ihrem eben erſt abgetretenen Senator Gruß zuvor. Indem Senat und Volk Roms mit achtſamer Vorſicht die Eigenſchaften der Perſonen erwägen und deſſen eingedenk ſind, daß jedes Gemeinweſen beſtändig an Kraft zunimmt, welches durch den Rat edler Männer gefördert und durch ihre Werke geziert wird: ſo haben dieſelben zu ihrer Gewohnheit gemacht, von überall her unbeſcholtene und tugendhafte Männer herbeizuziehen, dieſe ihren Verdienſten gemäß zu hegen und auch mit dem ewig ruhmvollen Titel des römiſchen Namens auszuzeichnen; damit dieſelben, mit ſo hoher Ehre geſchmückt, fortan mit großem Sinn und freier That der römiſchen Republik in allem dienſtbar ſeien, was zu ihrer Förderung beitragen kann. So iſt es geſchehen, daß die Stadt Rom nicht minder von Edeln als von Plebejern erfüllt ward, und in der Vollkommenheit ihrer Macht und ihres Ruhmes zum Haupt der Welt ſich erhoben hat. So iſt ſie vor allen andern Städten mit allem verſehen worden, was zu ihrem und

ihrer Männer ewigem Ruhme erforderlich war. Auch wir ſind willens, dieſem heiligen und herrlichen Gebrauch unſerer Vorfahren nach Kräften zu folgen. Deshalb erwägend, daß die Republik glücklich iſt, die mit ſolchen Zierden geſchmückt iſt, haben wir den Blick unſerer Achtung mit Recht auf dich gerichtet, der du einer ſo großen Ehre durchaus würdig, allen Bürgern beſonders angenehm und um unſere Republik wol verdient biſt; der du von mehrern ruhmvollen Aemtern in Italien hellen Glanz empfangen, endlich die höchſte Würde des heiligen römiſchen Senats erlangt, und dieſe durch drei Semeſter mit Klugheit und Gerechtigkeit und der Liebe aller ſo trefflich geführt haſt, daß du nicht nur der Empfehlung, ſondern auch des reichſten Lohnes würdig erkannt worden biſt. Damit du nun auch in Zukunft dem römiſchen Gemeinweſen förderlich ſeieſt, erklären wir durch dies Gegenwärtige, in Kraft unſeres Amts und durch die allgemeine Zuſtimmung der Väter und des Volks, was dir zum Glücke gereichen möge, daß wir zum Zeugniß deiner guten und löblichen Verwaltung der Republik und zu einiger Belohnung deiner großen Tugenden dich zum rechtmäßigen Bürger und Edeln Roms ernennen und aufnehmen, und dich der glücklichen Zahl und Genoſſenſchaft der andern echten römiſchen Bürger und Patricier mit Freude beigeſellen, und dich mit dem Banner des ruhmvollen römiſchen Volks beſchenken. Niemals ſollſt du demnach abweichen von der heiligen Religion Chriſti, von den heiligen Geſetzen der Päpſte, von unſern und unſerer Vorfahren ehrwürdigen Satzungen. Welcher Freiheiten, Immunitäten, Privilegien, Prärogativen, Jurisdictionen,

Exemptionen und Ehren immer die römiſchen Bürger überall in der Welt genießen, deren ſollſt auch du teilhaft ſein zugleich mit deinen in gerader Linie von dir abgeſtammten oder noch abſtammenden Kindern. Sie ſollen zu den Comitien, den Fasces und den Würden zugelaſſen werden. Sie ſollen die Aemter der römiſchen Bürger bekleiden dürfen. Sie ſollen die Rechte des römiſchen Volks ſo weit ihre Autorität reicht, verteidigen, notleidenden rechtſchaffenen Bürgern Helfer ſein, nach Kräften vom römiſchen Volk jedes Unrecht abwehren, die Republik lieben und hoch halten. Den Fremden und Feinden ſollen ſie das Joch auflegen, den Bundesgenoſſen und Freunden die Treue halten; den Bürgern Frieden ſchaffen.[1]

„Niemand alſo, ſei er Bürger oder Bundesgenoſſe oder Freund, ſoll dieſem unſern Bürgerbriefe zuwiderhandeln, niemand ihm widerſprechen, niemand Abbruch thun. Wer dem entgegenhandelt, der ſoll als unſer Feind, als Gegner der Bürger und Frevler am Geſetz betrachtet ſein. So hat der Senat und das römiſche Volk erkannt, gebilligt und gut geheißen. In Zeugniß deſſen haben wir die gegenwärtige Urkunde durch unſern Schreiber Hieronymus de Vallatis ausfertigen und dieſelbe mit dem Abdruck Unſeres Inſiegels verſehen laſſen. Gegeben zu Rom in Unſerm Palaſt des Capitols, im Jahre nach der Geburt

---

[1] Externis et inimicis jugum. sociis et amicis fidem. pacem civibus procuranto. Wunderliche Anklänge an das XII-Tafeln-Geſetz, wo nach der Rechtsanſchauung des Altertums der Fremde dem Feinde gleichgeſtellt wird.

des Herrn 1493, im erſten Jahre Unſers Herrn des Papſtes Alexander VI. durch göttliche Providenz, in der elften Indiction, am 15. des Monats April.

Hieronymus de Vallatis, Secretär.“ [1]

Der Bürgerbrief Mirabilia's bietet zugleich ein Beiſpiel der Aufnahme eines Fremden in den römiſchen Patriciat dar. Der Exſenator erhielt ſogar das Recht, das Wappen des römiſchen Volks in ſein eigenes aufzunehmen, d. h. die weltberühmten Initialen S. P. Q. R. Denn ſo, glaube ich, ſind die Worte zu verſtehen: incliti R. P. vexillo condonamus.

Daß die Formel jenes Diploms ſchon ſeit langer Zeit im Gebrauch war, zeigt ein Bürgerbrief vom Jahre 1426 für einen Mann aus Rieti, welcher Grundbeſitzer in Rom war. Nachdem er in die Hände des Senators und der Conſervatoren den Treueid geſchworen hatte, wurde ihm die Urkunde eingehändigt. Es kommen darin dieſelben Redensarten vor, aber dem neuen Bürger wird zugleich ein ſchöner Glückwunſch und eine ernſte Mahnung mitgegeben:

„Lebe demnach unter Gottes Schutz glücklich als wahrer Bürger dieſer erlauchten Stadt, die der Ratſchluß des Himmels zum Haupt der Welt gemacht hat, und welche zu behüten die Sorge des heiligen römiſchen Senats und Volkes iſt, deſſen Zahl durch göttliche Gnade gemehrt wird. Denn dies iſt für dich das höchſte Glück, daß du der römiſchen Freiheit teilhaftig geworden biſt; ſo bemühe dich fortan, dem römiſchen Namen auch durch

[1] Das Diplom befindet ſich im Staatsarchiv Bolognas.

römiſche Tugend Ehre zu machen, und hege und liebe die Stadt ſelbſt immerdar als deine Herrin und Mutter, welche dich mit der Milch ihres Reichtums ernährt.“[1]

Dieſer Bürgerbrief iſt übrigens nicht der älteſte, der ſich erhalten hat, ſondern ſeltſamer Weiſe iſt das ein Diplom zu Gunſten eines römiſchen Juden, vom 30. November 1405. Der Glückliche war Elyas Sabbas, ein berühmter Arzt. Die mediciniſche Wiſſenſchaft und Praxis blieb im Mittelalter weſentlich das Eigentum der Juden und auch am päpſtlichen Hofe hatten jüdiſche Leibärzte nicht mindern Einfluß als jüdiſche Bankiers. Elyas ſelbſt war um das Bürgerrecht eingekommen, und erhielt dasſelbe in der weiteſten Ausdehnung, ohne daß er ſeinen moſaiſchen Glauben abzuſchwören brauchte. Die Thatſache, daß achtbare Hebräer römiſche Bürger werden konnten, und dadurch die Fähigkeit erlangten, Gemeindeämter zu bekleiden, beweiſt gerade für Rom einen hohen Grad von Duldſamkeit. Vielleicht genoſſen die Juden dieſe nirgends in der Welt mehr als dort. Freilich mußte das Bürgerrecht des Juden erſt vom Papſt beſtätigt werden. Das Breve, worin Innocenz VII. dies that, iſt uns erhalten, und in ihm iſt auch der merkwürdige Bürgerbrief ſelbſt wörtlich aufgenommen.[2] Er beginnt ſo:

---

[1] Littera Civilitatis, vom 31. October 1426, aus einer vaticaniſchen Handſchrift, mir von Herrn Vincenzo Forcella mitgeteilt.

[2] Abgedruckt von Theiner, Codex Diplom. Dominii Temporalis S. Sedis vol. III, 147.

„Im Namen Gottes, Amen. Wir Franciscus de Panciaticis Ritter von Pistoja und der Rechte Doctor, Erlauchter Senator der Stadt Rom, und wir, die Reformatoren der Stadt und Administratoren in Frieden und Krieg des römischen Volks, dem gelehrten Manne, dem Magister Elyas Sabbas, dem Juden, dem Arzt und Physikus und der Medicin Doctor, Gruß und Gunst zuvor. Obwol die Treulosigkeit der Juden, welche der Schöpfer der Welt erschaffen hat, zu verwerfen und die Hartnäckigkeit ihres Unglaubens niederzutreten ist, so ist doch in gewisser Weise ihre Erhaltung den Christen nützlich und notwendig, namentlich solcher, welche, in der Arzneikunst gut unterrichtet, kranken Christen zur Wiedererlangung der früheren Gesundheit sich hilfreich erweisen. Weil nun du, wie uns die Erfahrung gelehrt hat, sowol zuvor, als noch immer nicht nur unsere Bürger, sondern auch viele Fremde, die, an verschiedenen Krankheiten leidend, deine Hilfe angerufen haben, durch deine ruhmvoll bewährte Arzneikunst geheilt hast, so ernennen wir dich, erwägend wie notwendig und heilsam dein Leben als Hersteller der Gesundheit der Römer und anderer sein könne, zum römischen Bürger.“ . . .

Elyas hatte zuvor auf die hebräischen Schriften den Treueid geleistet; er erhielt fortan alle Rechte und Freiheiten des Römers. Er und seine Familie durften die jüdischen Abzeichen ablegen, und selbst Waffen zu tragen war ihnen erlaubt. Außerdem wurde dem Arzt ein jährliches Einkommen von 20 Goldducaten zugewiesen, zahlbar aus den Summen, die seine Glaubensgenossen in Rom

für die Volksſpiele auf der Navona und dem Monte Teſtaccio an die ſtädtiſche Kammer zu entrichten hatten.

III.

Geſchichtlich merkwürdig iſt der Bürgerbrief für den ſchrecklichen Patriarchen Giovanni Vitelleschi. Dieſer Cornetaner ſtand damals auf dem Gipfel ſeiner Macht. Nachdem er die Bandenführer und die Landbarone vernichtet und Paleſtrina, die ſtarke Feſtung der Colonna, erobert hatte, war er im Triumph in Rom eingezogen und hier als Dictator vom Volk jubelnd aufgenommen. Seine grauſame Strenge hatte der Stadt die Fülle des Marktes und die Sicherheit des Verkehrs zurückgegeben. Deshalb überhäuften ihn die vor ihm zitternden Römer mit dankbaren Ehren.

Durch öffentliches Decret wurde ihm eine Reiterſtatue auf dem Capitol zuerkannt, welche die Inſchrift tragen ſollte: dem Johann Vitelleschi, dem Patriarchen Alexandrias, dem dritten Vater der Stadt Rom ſeit Romulus. Sodann ſollten alle Cornetaner zu römiſchen Bürgern erklärt werden: ein ganz ungewöhnlicher Act, deſſen weite Ausdehnung in den Gebräuchen Roms nur an den Proclamationen Cola's di Rienzo ſeines gleichen hatte.

Das Decret wurde am 12. September 1436 vom Rat erlaſſen, der aus den 3 Conſervatoren, den 13 Regionen-Capitänen und 56 Abgeordneten des Volks beſtand.[1]

[1] Das Original befindet ſich im ſtädtiſchen Archiv Cornetos, und iſt von Petrini in ſeiner Geſchichte Paleſtrina's herausgegeben.

Da aber der genannte Mann nach weniger als vier Jahren seine heutiges Ende fand, so konnte der Beschluß nicht ganz ausgeführt werden. Die Gemeinde Corneto scheint ihr römisches Bürgerrecht nicht reklamiert zu haben, nur die Erben Vitelleschi's forderten es zurück. Denn im Archiv des Comunes findet sich ein Erlaß des Stadtrats vom 10. März 1520: „über die Bestätigung des römischen Bürgerrechts, welche die Erben des Patriarchen Vitelleschi von Corneto verlangen, da ihm dasselbe als dem Befreier Roms von den Invasionen des Prospero Colonna und seiner Genossen vor Zeiten verliehen worden sei." Am 24. März bestimmte der Rat: „Wenn die vorgeblichen Erben und Nachkommen des Patriarchen Vitelleschi, welcher ehemals zum römischen Bürger ernannt worden war, nachgewiesen haben, daß sie wirklich von ihm abstammen, und Güter in Rom besitzen, so soll ihnen das Bürgerrecht bestätigt werden."[1]

Aus dem 15. Jahrhundert fand ich nur noch einen Bürgerbrief vor, erlassen am 11. März 1456 für einen Luca dello Giudice vom Castell Vionessa. Seine Formel ist die bekannte: S. P. Q. R. providentia circumspecta.

Das 16. Jahrhundert ist in den Bürgerregistern durch viele geschichtliche Namen vertreten, welche die damalige Kulturbewegung Roms, sowie die politische und kirchliche Richtung des Papsttums abspiegeln, während die Selbstständigkeit der Stadtgemeinde erloschen war.

Der erste Bürgerbrief in dieser Reihe ist vom 11. Mai 1508, zu Gunsten des apostolischen Scriptors Girolamo

[1] Arch. Cap. Cred. I, T. 15, p. 56.

Pucci aus einer bekannten florentiner Familie. Er iſt Original auf ſchmuckloſem Pergament, mit dem Gemeindeſiegel in rotem Wachs verſehen. Auch hier gleicht die Formel mit wenigen Abweichungen der herkömmlichen.

Der Bürgerbrief Pucci's iſt übrigens der einzige, den ich aus der Epoche Julius' II. vorgefunden habe, wo ſo viele Fremde in Rom durch Glück, Verdienſt und Talent emporkamen.

Ebenſo ſparſam iſt die Zahl der Bürgerbriefe aus der Zeit Leo's X., in welcher die Stadt eine wahre Ueberſchwemmung von Fremden erlitt, die als Abenteurer unter den Bacchanalen des mediceiſchen Hofes ihr Leben genoſſen, oder ihre Dienſte dem verſchwenderiſchen Papſte widmeten. Seine Nepoten ausgenommen, finden ſich in den Bürgerregiſtern nur wenige andere Privilegirte. Die Päpſte aber ſorgten dafür, daß ihre Verwandten in das Album der Bürger eingetragen wurden, weil ſie dadurch die Berechtigung der römiſchen Benifizien erlangten, von denen, alten Satzungen Roms gemäß, Fremde ausgeſchloſſen blieben. Die Zulaſſung ſolcher Nepoten zu den Bürgerrechten war freilich noch im 16. Jahrhundert eine vom Municipium erteilte Gunſt, und erſt die Conſtitution Urbem Romam Benedicts XIV. vom Jahre 1746 gebot, die Familien der Päpſte ohne weiteres in die Reihe des römiſchen Adels aufzunehmen.[1]

Am 13. September 1513 erhielten Julian und

---

[1] ut familiae romanorum pontificum ... civium nobilium romanorum ordini, nullis requisitis probationibus, quamprimum adscribantur.

Lorenzo Medici das Bürgerrecht zugleich mit dem Range römischer Patricier. Man feierte diese Auszeichnung auf dem Capitol mit glänzenden Festen, welche Augenzeugen beschrieben haben.

Ich finde ferner verzeichnet, daß am 31. Juli 1515 der Madonna Maddalena de'Medici, der Schwester des Papstes, und ihrem Gemal Francesco Cibò das Bürgerrecht verliehen worden ist.

Sodann folgt das Privilegium für Blosius Palladius. Dieser namhafte Dichter und Redner wurde wegen seiner Abkunft aus einer kleinen Familie in der Sabina von manchen Römern verspottet, die auf Provincialen mit antiker Verachtung herabsahen, und deshalb war er beim Stadtrat um die Bestätigung seines Bürgerrechts eingekommen. Er erhielt dieselbe durch folgenden merkwürdigen Beschluß:

„Marius de Peruschis ... Dem edeln Manne Blosius Palladius, dem apostolischen Schildträger und Scriptor des Archivs der römischen Curie, unserm Mitbürger Gruß zuvor. Obwol Du durch Abkunft und Wohnort wahrer und nicht erdichteter römischer Bürger bist und für solchen gehalten wirst, und ehedem zum Reformator des römischen Gymnasium öffentlich erwählt worden bist, welches Amt nur römischen Bürgern zu teil wird; obwol seither Du und dein Vater fast 40 Jahre lang in Rom gewohnt haben, so vernehmen wir doch, daß einige unter uns unter dem Vorwande, deine Vorfahren seien Sabiner gewesen, und nicht bedenkend, wie sehr die Beschimpfung des sabinischen Namens auch auf Uns selbst zurückfällt, dich bisweilen aus Hohn Sabiner nennen, als

ob ſie ſelbſt von großen Geſchlechtern abſtammten oder es ſchmachvoll ſei Sabiner zu ſein, während doch die Unſerigen darüber lachen, da ſie jene und dich ſehr wol kennen. Wir alſo, ſorgſam erwägend, daß der Urſprung deiner Vorfahren aus den Sabinern, weitgefehlt dir ſchädlich zu ſein, dir vielmehr förderlich iſt, da von keinem andern Stamme unſere Stadt vor Alters ſtärker gemehrt worden iſt, und von Romulus die Römer und Sabiner mit dem einen Namen der Quiriten benannt worden ſind, und da Rom Könige und Fürſten und einen zahlloſen Adel aus den Sabinern gehabt hat; ferner bewogen durch deine vielen Tugenden, der du als trefflicher Orator und Dichter giltſt, öffentlich und privatim der Stadt und ihren Bürgern nützlich biſt, ſo wie der Curie und dem Hofe wert, alle mit Treue und Wolwollen umfaſſeſt, und das Weſen des römiſchen Namens auch durch Tugenden und Talente erfülleſt, wünſchen Wir uns mit Recht zu ſolchem Bürger Glück, und um der Verleumdung den Mund zu ſchließen, erklären und beſtätigen Wir hiemit aus unſerem Antrieb und Erkenntniß und durch öffentlichen Beſchluß unſeres Rates, daß du ein wahrer und nicht erdichteter römiſcher Bürger geweſen ſeiſt und es noch biſt und ſein wirſt, und Wir erkennen demnach durch dieſes mit Freude, daß du und deine Nachkommen aller Privilegien, Immunitäten und Ehren der echten römiſchen Bürger genießen ſollen und dürfen. Zu Zeugniß deſſen ...

Gegeben am 13. December 1516.

Hieronymus de Ballatis
Secretär."

Nach der ſchrecklichen Plünderung Roms durch die Söldner Karls V. verſuchte Bloſius vergebens jener römiſchen Akademie, welche Pomponius Lätus gegründet hatte, neues Leben einzuflößen. Pomponius ſelbſt, der ſich ſo große Verdienſte um Rom erworben hatte, iſt im Bürgerregiſter nicht verzeichnet; doch beſaß er ohne Zweifel das Bürgerrecht, wie viele andere Mitglieder ſeiner Akademie. Dies von dem freigebigen Municipium zu erlangen, konnte keinem der vielen Künſtler, Dichter und Gelehrten zu ſchwer ſein.

Am 5. Auguſt 1517 erhielt ein berühmtes Mitglied jener Akademie das Bürgerrecht, Giammatteo Giberti von Palermo, der Günſtling des Cardinals Julius Medici, und dann ſein Staatsſecretär, als er Papſt Clemens VII. geworden war. Die ſeltenen Eigenſchaften Giberti's ſind ſo wol bekannt, wie ſeine großen Irrtümer als Staatsmann, welche den unſeligen Papſt endlich in die Kataſtrophe des Jahres 1527 hineinzogen. Giberti war noch ſehr jung, als er das Bürgerrecht erhielt, aber bereits als Dichter in der Akademie namhaft. Sein Privilegium iſt nach der bemerkten Formel S. P. Q. R. providentia circumspecta verfaßt.

Am 20. Mai 1518 iſt der Bürgerbrief für Francesco Pallavicini von Genua verzeichnet.

Sodann ſteht in einem Protocoll des 9. April 1519 Folgendes: „Bittgeſuch des Criſtoforo Longoli an den Rat, ihm das Privilegium des römiſchen Bürgers zuzuſchicken, welches ihm früher zuerkannt geweſen iſt, und ablehnender Beſchluß dies zu thun, ehe man weiß was er gegen Rom geſchrieben hat ...“

Dieſer Erlaß bezieht ſich auf den Proceß, welcher wegen des crimen laesae majestatis populi romani gegen einen der ausgezeichnetſten Humaniſten des 16. Jahrhunderts erhoben war: ein ſeltſamer Proceß, der von jenem Geiſt der mediceiſchen Zeit Zeugniß gibt, wo der römiſche Claſſicismus in allen Richtungen des öffentlichen und privaten Lebens eine künſtliche Wiedergeburt erhalten hatte.

Es iſt der Mühe wert, die beiden Verteidigungsreden des großen Ciceronianers zu leſen.[1] Er ſelbſt erzählt darin ſeine Schickſale, und die Urſachen jenes Proceſſes.

Longueil war ein Belgier aus Mecheln, ſtudirte in Paris, und begleitete ſpäter den Erzherzog Philipp von Oeſterreich nach Spanien. Als dieſer ſtarb, ging er zu Philipps jungem Sohne Karl, welcher eben erſt, ſo ſagt er in ſeiner Rede, mit unerhörtem und gleichſam göttlichem Glücke den Tron des Reiches ſeiner Vorfahren beſtiegen hatte. Hierauf kehrte er nach Paris zurück, wo er ein hohes Amt bei der Kammer der Juſtiz und andere Ehren erlangte. Endlich trieb ihn unwiderſtehliche Sehnſucht nach Rom, „um dort einige Jahre hindurch mit dem Volke zu leben, welches durch ſeine Sprache, ſeinen Mut und ſeinen Arm alle Völker überwunden hat, wie das die Denkmäler aller Nationen beweiſen".

---

[1] Christophori Longolii civis R. perduellionis rei prioris diei defensio, et posterioris diei defensio. In den Opp. Long. Bernard. Junta, Florenz 1524, und Lugduni ap. Seb. Gryphium 1542. Er hat dieſe Reden nicht ſelbſt gehalten.

Hier ſtudirte er zwei Jahre lang. Sodann im Begriffe die ewige Stadt zu verlaſſen, ſchrieb er fünf Reden De Italiae et Urbis laudibus. Sein Gaſtfreund Mariano Caſtellani erlangte deshalb für ihn das Bürgerrecht. Allein es traten gegen den Fremdling Neider auf, eine frühere Schrift Longueils (de laudibus Francorum) in der Hand, worin er dieſe unruhige und ehrgeizige Nation geprieſen hatte, welche damals dem Papſt Leo verhaßt und in Folge der Verträge desſelben mit dem neuerwählten Kaiſer Karl V. in Rom nicht beliebt war. Jene Anſchuldigungen aber hatten die Wirkung, daß dem angefeindeten Longueil das Bürgerrecht abgeſprochen wurde.

Solche Entziehungen auf Grund von Vergehen gegen das römiſche Volk waren nicht ſelten. So finde ich in den Regiſtern, daß am 5. November 1525 einem Manne das Privilegium genommen wurde, weil er gegen Rom undankbar geweſen war. So wurde noch im Jahre 1565 der Graf Hippolyt Saſſi von Reggio mit demſelben Verluſt beſtraft als Erfinder des dem römiſchen Volke ſchädlichen Monopols der Mühlen. Man ſtellte den Delinquenten ſogar in effigie auf dem Capitol und in ganz Rom dar, die Füße aufwärts, eine Mühle am Halſe.[1]

Der unglückliche Ciceronianer hätte leicht ein ähnliches Schickſal erlitten, wenn er nicht die Falſchheit ſeiner Beſchuldigungen erweiſen konnte. Er geſtand zwar, daß er vor elf Jahren zu Limouſin jene ſcholaſtiſche und jugendliche Lobſchrift auf die Franzoſen verfaßt habe, aber er beteuerte, niemals gegen das römiſche Volk gefehlt zu haben.

---

[1] Cred. I. T. 22, p. 161.

für die Volksſpiele auf der Navona und dem Monte Teſtaccio an die ſtädtiſche Kammer zu entrichten hatten.

III.

Geſchichtlich merkwürdig iſt der Bürgerbrief für den ſchrecklichen Patriarchen Giovanni Vitelleschi. Dieſer Cornetaner ſtand damals auf dem Gipfel ſeiner Macht. Nachdem er die Bandenführer und die Landbarone vernichtet und Paleſtrina, die ſtarke Feſtung der Colonna, erobert hatte, war er im Triumph in Rom eingezogen und hier als Dictator vom Volk jubelnd aufgenommen. Seine grauſame Strenge hatte der Stadt die Fülle des Marktes und die Sicherheit des Verkehrs zurückgegeben. Deshalb überhäuften ihn die vor ihm zitternden Römer mit dankbaren Ehren.

Durch öffentliches Decret wurde ihm eine Reiterſtatue auf dem Capitol zuerkannt, welche die Inſchrift tragen ſollte: dem Johann Vitelleschi, dem Patriarchen Alexandrias, dem dritten Vater der Stadt Rom ſeit Romulus. Sodann ſollten alle Cornetaner zu römiſchen Bürgern erklärt werden: ein ganz ungewöhnlicher Act, deſſen weite Ausdehnung in den Gebräuchen Roms nur an den Proclamationen Cola's di Rienzo ſeines gleichen hatte.

Das Decret wurde am 12. September 1436 vom Rat erlaſſen, der aus den 3 Conſervatoren, den 13 Regionen-Capitänen und 56 Abgeordneten des Volks beſtand.[1]

[1] Das Original befindet ſich im ſtädtiſchen Archiv Cornetos, und iſt von Petrini in ſeiner Geſchichte Paleſtrina's herausgegeben.

Zuletzt bezeichnete Longueil als die wahre Urſache der Anklagen ſeiner Feinde den Neid der Literaten und deren Verdacht, daß die Völker jenſeits der Alpen ſich verſchworen hätten, die Italiener aus dem ihnen gehörenden Primat in den Wiſſenſchaften zu verdrängen. Deshalb habe man ausgeſprengt, daß er von Erasmus und Budeus nach Rom geſchickt worden ſei, um aus den dortigen Bibliotheken alle Schätze des Wiſſens auszuziehen und heimlich mit ſich fortzunehmen.

Der ſeltſame, uns heute erheiternde, aber damals ganz ernſte Proceß wurde auf dem Capitol in Gegenwart Leo's X. und der literariſchen Ariſtokratie Roms ſo feierlich verhandelt, als galt es einen Staatsact aus der Zeit des Cicero. Der Angeklagte erſchien nicht in Perſon, da er es doch für klug gehalten hatte, die Stadt zu verlaſſen. Aber er ging als Sieger hervor, weil ihn ſeine berühmten Freunde Bembo und Sadoleto verteidigten. Der Papſt, ſein wärmſter Gönner, beſtätigte ihm das Bürgerrecht. Allein Longueil kehrte nicht mehr nach Rom zurück; er ſtarb kaum 33 Jahre alt, 1522 zu Padua.

Am 30. September 1520 erhielt das Bürgerrecht der Graf Lascaris, Sohn des Königs von Cypern. Es war, wie ich glaube, der berühmte Philologe Gianandrea zubenannt Rhyndakus, welchen Leo X. nach Rom berufen hatte, um die griechiſche Schule, das Gymnasium Caballini Montis, einzurichten.

21. December 1520. Enna de Graſſis, Simone Tornabuoni, Domenico Ami von Bologna. Der Bildhauer Ami ein Schüler Sanſovino's, machte die Marmorſtatue

Leo's X. auf dem Capitol, wo ſie bis auf unſere Zeit unter anderen Ehrenbildſäulen in der Aula des Conſervatorenpalaſtes aufgeſtellt war. Heute ſteht ſie in der Kirche Ara Coeli. Sie wurde am Feſt der Palilien, den 23. April 1521 feierlich enthüllt, und trug wol dem Bildhauer die Ehre des Bürgerrechts ein. Die Höflinge des Papſtes erhoben den mittelmäßigen Künſtler als zweiten Phidias zu den Sternen, doch iſt ſein Werk ſo vulgär, daß es dem Zeitalter Sanſovino's und Michelangelo's zur Unehre gereicht.

IV.

Mit Leo X. ging jene Sonne unter, die über Rom den Glanz der ſchönen Künſte ausgeſtrahlt und ganze Schwärme von Höflingen, von Literaten und Künſtlern vergoldet hatte. Welche Finſterniß jetzt auf die ewige Stadt niederſank, deuten ſchon die Namen einiger Fremdlinge an, die am 29. December 1522 zu römiſchen Bürgern ernannt wurden: der Datar Monſignor Wilhelm Enkefort, Johann Vinkler, Pierre Marot von Beſançon, Kämmerer des Papſtes, Theodorich ſein Secretär. Dazu kam am 18. Mai 1523 Georg Vontelberg, Hausmeiſter Enkeforts. So ſehr hatten ſich die Zeiten ſeit Longueil verändert. Mit dem römiſchen Bürgerrecht wurden jetzt Menſchen ohne Verdienſt und Namen ausgezeichnet, von Flandern hergekommene Kämmerer eines Papſtes, welcher ſelbſt als „Barbar" von den Römern mißachtet wurde.

Hadrian VI., der letzte Papſt nicht lateiniſcher Ab-

kunft, wurde am 30. Auguſt 1522 gekrönt. Daß ſo bald darauf ſeine Höflinge das Bürgerrecht erhielten, zeigt zum mindeſten, wie groß der päpſtliche Einfluß auf die Beſchlüſſe des Municipiums geworden war; denn die Proclamation jener Fremden zu Bürgern Roms war ſicherlich eher das Werk des Papſtes als des Gemeinderats, dem es doch widerſtehen mußte, unbekannte Diener Hadrians in die Bürgerſchaft aufzunehmen, Menſchen, die von den Wundern der ewigen Stadt keinen Begriff hatten und denen das römiſche Volk nicht nur völlig fremd, ſondern wahrſcheinlich auch tief verhaßt war. Uebrigens war Enkefort ein tüchtiger Mann; er wurde bald Cardinal, und keinem andern hat Hadrian den Purpur verliehen. Er ſtarb in Rom, wo ſein Grabmal noch in der Anima zu ſehen iſt.

8. Juni 1523. Der Biſchof von Carpentras und Girolamo Aleandro. Der erſte war der gefeierte Modeneſe Sadoleto, eine wahrhaft ausgezeichnete Perſönlichkeit in der damals tief verderbten, aber geiſtreichen Geſellſchaft Roms. Nach der Erhebung Hadrians hatte er die Stadt verlaſſen und ſich auf ſeinen Biſchofſitz Carpentras zurückgezogen, und deshalb war ſeine Ernennung zum römiſchen Bürger vielleicht ein Zeugniß der Sympathie von ſeiten ſeiner Freunde, die ihn mit ſehnſüchtigem Verlangen zurückriefen. Als nun Hadrian VI. am 14. September 1523 geſtorben, und Clemens VII. ſein Nachfolger geworden war, kehrte Sadoleto wirklich nach Rom zurück, wohin ihn der neue Papſt als ſeinen Secretär berufen hatte. Wenige Jahre ſpäter warnte ihn ſein guter Stern, die Stadt wiederum zu verlaſſen und

noch einmal nach Carpentras zu gehen, am Vorabend der ſchrecklichen Kataſtrophe des Mai 1527.

Mit Sadoleto hatte Girolamo Aleandro das Bürgerrecht erhalten, ein Trevisaner aus Motta, einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit. Unter Leo X. war er Bibliothekar der Vaticana, dann ſein Nuntius in Deutſchland, wo er von den Männern der Wiſſenſchaft geliebt und geachtet worden war, bis er der erbitterte Feind der Reformen Luthers wurde. Im Jahre 1538 wurde er Cardinal durch die Gunſt Pauls III.

Jene beiden Gelehrten waren erſt durch die Gemeinſchaft ihrer humaniſtiſchen Studien Freunde geweſen, doch ſeit 1523 hatten ſich ihre Ueberzeugungen getrennt. Sadoleto, der in anmutigen Verſen die wiederaufgefundene Gruppe des Laokoon beſungen hatte, der geiſtreiche Verfaſſer des Tractats de laudibus philosophiae, der ſinnreiche Erklärer der Pauliniſchen Briefe, der Freund des Erasmus, der milde Beurteiler der Ketzereien Melanchthons, dieſer treffliche Mann bildet einen ſtarken Gegenſatz zu Aleander, dem Urheber des Wormſer Edicts, dem fanatiſchen Sendlinge des Papſttums, deſſen wirkſamſtes Werkzeug zur Unterdrückung der deutſchen Reform er geweſen iſt. Beide ſtellen zwei Zeitalter Roms dar, die ſich berühren, um ſich dann für immer zu ſcheiden: jenes der freien Entwickelung aller Künſte und Wiſſenſchaften, welches jetzt unter den Horizont hinabſtieg, und das andere welches drohend emporſtieg, die Epoche der Gegenreformation und des Jeſuitismus.

23. September 1524. Filippo Strozzi und Paolo Giovio.

Strozzi hatte ſich ſchon im Beginn der Regierung Leo's X. nach Rom begeben, da er als Gemal der Donna Clarice, der Schweſter Lorenzo's von Urbino, mit den Medici verſchwägert war. Der reiche und mächtige Mann beſaß ſo viel Einfluß in Rom wie in Florenz, beſonders unter Clemens VII., der ihn in ſein Unglück mit hineinzog, nur daß Strozzi noch in der letzten Stunde dem Verderben entrinnen konnte. Die ferneren Schickſale des unglücklichen Mannes ſind bekannt genug. Aber nicht ihnen, ſondern ſeinem großartigen Palaſt in Florenz, deſſen Plan er von Benedetto de Majano ſchon im Jahre 1489 entwerfen ließ, verdankt er die Unſterblichkeit.

Der Geſchichtſchreiber Paul Jovius iſt im Bürgerregiſter noch als magister fisicus bezeichnet, und in der That war er damals Arzt. Er kam nach Rom im Jahre 1516, und gewann hier die Gunſt Leo's X. Seine Schrift „De piscibus romanis" wurde im Jahre 1524 gedruckt.

14. März 1525. Georgius Sauromanus, vom Hauſe der Grafen Saurma, welches noch in Schleſien fortbeſteht. Viele deutſche Humaniſten lebten damals in Rom, wo der Mittelpunkt ihres Verkehrs das Haus des alten Goritz war. Ihre lateiniſchen Gedichte ſind in den Coryciana, dem bekannten erſten Muſenalmanach, geſammelt. Saurma ſtarb jung zu Rom im Jahre 1527.

10. December 1537. Ein glänzender Tag in den Faſten des Capitols, denn da iſt Michelangelo römiſcher Bürger geworden. Ich kann ſomit ſeine Lebensgeſchichte um ein Datum bereichern. Der Wortlaut des Protocolls iſt dieſer: „Zuletzt teilte der erſte Conſervator

mit, daß folgende Herren uns dringend erſucht haben, ſie mit den herkömmlichen Privilegien zu römiſchen Bürgern zu machen: Aleſſandro Menizolo, der Bildhauer Michelangelo, Ambroſius Gumppenberg, Fabio Vigil und ſein Sohn Valerio aus Spoleto, Johann Baptiſta Bernardi aus Lucca, Juſtinian Finetti und ſein Bruder aus Macerata, Icher, ein Deutſcher aus Acquapendente, und Angelo Caſtalio mit ſeinem Bruder. Hierauf wurde beſtimmt: wer da will, daß alle die Vorgenannten das Bürgerrecht erhalten, der lege die Bohne in die weiße, wer dawider iſt, in die ſchwarze Büchſe. Die Abſtimmung ergab, 49 Bohnen dafür, drei dagegen.“ [1]

So erſchien Michelangelo in einer Schaar von Candidaten des Bürgerrechts, unter denen ihm nur Gumppenberg und der Dichter Vigil bekannt ſein mochten. Die Stimmen ſcheinen ſummariſch abgegeben worden zu ſein, und ſie waren nicht einmal einig. Oder darf man glauben, daß für Michelangelo perſönlich drei ſchwarze Kugeln abgegeben worden ſind? Es handelte ſich übrigens nicht um einen freiwilligen Act von Seiten des Municipiums, ſondern der große Künſtler war ſelbſt um das Bürgerrecht eingekommen, und ſo hatte daſſelbe ohne Zweifel vor ihm und aus ähnlichen Gründen auch Rafael begehrt.

Es iſt auffallend, daß Michelangelo erſt ſo ſpät Bürger in Rom wurde, da er doch ſeit ſeiner erſten Ankunft im Jahre 1496 ſchon lange Zeit dort gelebt hatte, wenn auch mit manchen Unterbrechungen ſeines Aufenthalts. Auch hatte er die Stadt bereits mit einigen ſeiner Werke

[1] Cred. I. T. 15, p. 48.

geziert, von denen das erſte die Gruppe der Pietà war. Er hatte die Fresken in der Siſtina gemalt, die Marmorfigur Chriſti in der Minerva aufgeſtellt und ſeit 1533 das große Gemälde des Jüngſten Gerichts begonnen. Außerdem war er von Paul III. zum erſten Architekten, Bildhauer und Maler des apoſtoliſchen Palaſtes ernannt und in die vaticaniſche Familie aufgenommen worden. Vielleicht geſchah es aus Rückſicht auf ſeine jetzt geſicherte Stellung und weil er ein Haus in der Stadt beſaß, daß er in herkömmlicher Weiſe um das Bürgerrecht beim Magiſtrat einkam. Seinen Bürgerbrief habe ich weder im Original noch in einer Copie vorgefunden.

Unter ſeinen Gefährten war Fabio Vigil als lateiniſcher Dichter berühmt, und Gumppenberg ein in Rom angeſehener Mann.

26. Juni 1538. Johann Polart, der erſte Franzoſe, welchen ich unter den römiſchen Bürgern verzeichnet gefunden habe. Vor ihm hatten einige Spanier das Bürgerrecht erhalten.

6. März 1540. Der Cardinal Contarini, Mario Bandini, Bernardino di Pescia.

Der Venetianer Gasparo Contarini war im Jahre 1535 Cardinal geworden, ein hochherziger und edler Mann aus jener Gruppe der freiſinnigen Cardinäle Reginald Pole, Morone und Sadoleto, welche in ihre religiöſe Ueberzeugung einen Reflex der reformatoriſchen Lehren Luthers aufgenommen hatten. Sein Bemühen, die Schäden der Kirche zu heilen und dieſe mit der Reform zu verſöhnen, blieb fruchtlos. Contarini ſtarb im Jahre 1542,

als Legat in Bologna. Vergebens habe ich ſeinen Freund Bembo unter den römiſchen Bürgern geſucht.

22. September 1542. Der Ritter Taxo, aus der Familie der Taſſi, von welcher einige Mitglieder ſchon zur Zeit Alexanders VI. in päpſtlichen Dienſten ſtanden. Entweder war dieſer Mann Giovanni Jacopo Taſſo, einer der glänzendſten Cavaliere ſeiner Zeit, wie ihn Saraſſi (Vita di Torquato Tasso) nennt, oder ſein Bruder Criſtoforo, Ritter von S. Jago, der in Rom lebte und mit Bembo und den Farneſi befreundet war.

22. November 1542. M. Molza, Claudio Tolomei. Der Modeneſe Francesco Maria Molza iſt als vorzüglicher lateiniſcher Dichter ſeiner Zeit bekannt. Er ſtarb in Rom im Jahre 1548. Seinen Freund Claudio Tolomei aus Siena, den Erläuterer des Vitruv, rechnet Tiraboſchi zu den verdienteſten Autoren in italieniſcher Sprache, die ſein Jahrhundert aufzuweiſen hatte.

Am 4. März 1544. Fabrizio Varano, Biſchof von Camerino, der Verfaſſer der Collectanea de Urbe Romana.

20. März 1546. Dies iſt der Ehrentag Tizians. Erſter Conſervator war damals Latino Giovenale, und dieſer machte im Gemeinderate folgenden Vorſchlag: „Ich habe noch einige Fremde anzumelden, welche das dringende Geſuch geſtellt haben, ſie zu römiſchen Bürgern zu ernennen. Sie mögen ihre Namen vernehmen und dann darüber abſtimmen, ob dieſelben einer ſo großen Ehre würdig ſind.

„Domenico di Summa, Familiar und Hausmeiſter Cardinals von Sermoneta, Hercules, Nepot des

Cardinals von Sadoleto, Johann Baptista von Brescia, Familiar Unseres Herrn (des Papstes), Philippo Bravo, Familiar Unseres Herrn, Julio von Velletri, Kämmerer des Cardinals Crescentio, Stephano, Sänger des Papstes, Hippolito Ritter von Lopo, Giacomantonio di Conte, Bartholomeo Merlotto, Francesco Theodino und sein Bruder, Damiano Politiano, Titiano Venetiano, Bernardino Conelio von Gubbio.

„Nach Senatsbeschluß sind alle Vorgenannten mit dem römischen Bürgerrecht und den herkömmlichen Privilegien beschenkt worden.“ [1]

Tizian war vor 1545 nicht in Rom gewesen, und hatte die Stadt mit keinem seiner glänzenden Werke geschmückt. Nur wenige Jahre zuvor war er zu Paul III. und seinen Nepoten in Beziehung getreten. Im Jahre 1542 hatte er in Venedig das Porträt des Ranuccio Farnese gemalt und dann vom Papst die Aufforderung erhalten zu ihm zu kommen, in derselben Zeit als dieser mit dem Kaiser Karl V. zusammentreffen sollte. Deshalb begab sich Tizian im April 1543 nach Ferrara, und er folgte hierauf dem Papst nach Busseto und Bologna. Hier malte er ihn und seinen Sohn Pierluigi. Jeder kennt sein herrliches Bildniß Pauls III. im Museum zu Neapel. Jener „wie ein Fuchs verschlagene“ Papst, der frühere Genosse der Leidenschaften Alexanders VI. Borgia, ist in diesem Porträt so lebensvoll dargestellt, wie nur immer Leo X. in dem Bilde Rafaels.

Tizian malte damals auch den Cardinal Alessandro

[1] Cred. I. T. 18, p. 25.

Farneſe, den Sohn Pierluigi's, und es war eben dieſer allmächtige Mann, welcher den Künſtler, den gefeierten Günſtling Karls V., in den Dienſt ſeines eigenen Hauſes zu ziehen ſuchte, damit der größte Porträtmaler des Jahrhunderts ihm und den andern Farneſe die künſtleriſche Unſterblichkeit verleihe. Endlich machte ſich Tizian im October 1545 nach Rom auf, mit einem höchſt ehrenvollen Geleite, welches ihm der Herzog Guidobaldo von Urbino gab. Er fand in der Stadt den glänzendſten Empfang. Während ihm der Papſt im Belvedere des Vatican Wohnung gab, ſtellte ihm der Cardinal die Maler Sebaſtiano da Piombo und Vaſari als Führer durch die Muſeen Roms zur Verfügung. Bembo begrüßte ſeinen Landsmann mit Enthuſiasmus, und auch der ernſte Michelangelo kam in das Belvedere, ihn zu beſuchen.

Die Familie der Farneſe war damals in jene ehrgeizigen Pläne und Ränke tief verſenkt, durch welche ſich der brutale Sohn des Papſtes im Auguſt 1545 mit einem kühnen Staatsſtreich zum Herrn Parmas gemacht hatte, was ein dem Kaiſer perſönlich angethaner Schimpf war. Zugleich drohte in Deutſchland der Krieg gegen die Proteſtanten auszubrechen, und hier trat im December des genannten Jahres das Trientiner Concil zuſammen.

Während ſeines Aufenthaltes in Rom bis zum Juni 1546 war Tizian damit beſchäftigt, die Porträts einiger Mitglieder der Familie Farneſe zu malen, des Papſtes, Pierluigi's, des Cardinals, und der Margarete d'Auſtria, der natürlichen Tochter Karls V. und Gemalin deſſelben Herzogs Octavio, welchem der eigene Vater den

Tron Parmas geraubt hatte. Er malte auch für Octavio das farbenprächtige Gemälde der Danae (im Muſeum Neapels). Von den Bildern, welche er in Rom ausführte, haben Crowe und Cavalcaſelle in ihrem zu London gedruckten Werke „Titian, his life and times" ausführlich geſprochen, und dieſem verdanke ich die Nachrichten über die Ankunft und den Aufenthalt des Künſtlers in der ewigen Stadt. Nur das Datum ſeiner Ernennung zum römiſchen Bürger, im März 1546, kurz bevor er Rom verließ, habe ich hinzufügen können.

Obwol man glauben darf, daß Tizian das Bürgerrecht als beſondere Auszeichnung und auf den Wunſch des Papſtes oder des Cardinalnepoten erhalten hatte, ſo iſt doch im Protocoll nichts davon zu leſen. Im Gegenteil ſcheint auch über ihn zugleich mit andern Candidaten abgeſtimmt worden zu ſein, wie über Michelangelo.

Am 26. December 1546 erhielt noch ein Günſtling Pauls III. das Bürgerrecht, Guglielmo della Porta, ein hervorragender Bildhauer und Architekt. Er iſt derſelbe, welcher für jenen Papſt das prachtvolle Grabmonument machte, eins der ſchönſten unter allen anderen im St. Peter. In dieſem Werk erreichte die Bildhauerkunſt, ehe ſie in Ueberladung und Manierirtheit fiel, noch einmal die Stufe der Stilvollendung, welche ſie dem Einfluß des Genius Michelangelo's verdankte.

Es iſt auffallend, daß ſich in den Bürger-Regiſtern ſo wenige Namen der vielen Künſtler finden, die Rom mit ihren Werken ſchmückten. Das kann nur durch die Lückenhaftigkeit der Aufzeichnungen erklärt werden; denn nicht einmal Rafael habe ich dort vorgefunden. Und

wie ſollte man glauben, daß weder Bramante, noch die beiden Sangallo, noch Baldaſſar Peruzzi und Vignola das Bürgerrecht begehrt und erhalten hatten?

V.

8. Mai 1549. Der Fürſt Aranto Comneno von Macedonia.

24. März 1550. Der Cardinal Karl von Guiſe. Dieſer berühmte Name zeigt an, daß nach dem Tode Pauls III., des letzten Papſtes aus dem Zeitalter der Renaiſſance, eine neue Strömung der Geiſter in Bewegung gekommen war, jene der gewaltſamen Reaction unter dem Banner des Jeſuitismus. Guiſe, Erzbiſchof von Rheims, war der Sohn des Claude, des erſten Herzogs von Lothringen, und hieß deshalb der Cardinal von Lothringen. Im Jahre 1547 hatte er den Purpur erhalten: ein Jahr ſpäter kam er als Geſandter Heinrichs II. nach Rom, wo er ſich bemühte, Paul den III. auf die Seite Frankreichs hinüberzuziehen, da derſelbe wegen der Ermordung ſeines Sohnes Pierluigi gegen den Kaiſer aufgebracht war. Guiſe, obwol eitel, ränkevoll und von maßloſem Ehrgeiz, beſaß hervorragende Eigenſchaften: er war wiſſenſchaftlich gebildet und ein vorzüglicher Redner; als ſolcher zeigte er ſich in dem berühmten Geſpräch zu Poiſſy mit Theodor Beza. Im Jahre 1562 nahm er am Trientiner Concil teil und ging ein Jahr darauf nach Rom, nachdem ſein unglücklicher Bruder Franz, der Herzog von Guiſe, bei der Belagerung der Stadt Orleans mordet worden war. Der Cardinal von Lothringen,

der große Feind der Huguenotten, starb zu Avignon im Jahre 1574.

15. Mai 1551. Der hochgeehrte Giovanni Alberto di Lucretio von Deutschland. Dies ist der bekannte Gegner Gumppenbergs. Sein Familienname war Widmanstadt, der andere „Lucretius" ist nur akademische Erfindung. Er war ein Schwabe von dunkler Herkunft, in Nellingen bei Ulm im Jahre 1506 geboren. Nachdem er in Tübingen unter dem damals berühmten Rechtslehrer Jakob Jonas studirt hatte, kam er noch jung nach Italien, fast zu derselben Zeit wie Gumppenberg: in Turin hörte er den greisen Dattilo, welcher noch Lehrer des Pico von Mirandola gewesen war. Dann ging er nach Rom, wo er Familiar des Cardinals Egidius von Viterbo wurde, und dieser große Orientalist unterrichtete ihn in der griechischen und hebräischen Sprache.

Widmanstadt befand sich im Jahre 1529 im Gefolge Karls V. in Bologna, als er den hochbetagten Teseo Ambrogio kennen lernte, der ihn die syrische Sprache lehrte. Wie manche seiner Zeitgenossen, wußte er praktische Thätigkeit mit der Liebe zu den Studien zu vereinigen; er hielt in den Hörsälen Turins und Neapels als Professor Vorlesungen, und diente doch dem Kaiser als Soldat im florentiner Kriege, und auch am neapolitanischen Feldzuge nahm er teil unter Garcia Manriquez.

Als er sich hierauf im Jahre 1532 zu Neapel aufhielt, nahm er bei dem gelehrten spanischen Juden Don José ben Fochai Unterricht im Talmud. Er war auch Schüler des Philosophen Agostino Nifo, und des Johannes Laskaris in Rom. Hier lebte er lange Zeit im Dienst

des deutschen Cardinals Schomberg, und des Papstes Clemens VII. Nach dessen Tode kehrte er in sein Vaterland zurück, ging aber im Jahre 1539 wieder nach Rom, als diplomatischer Agent der Herzoge von Baiern. Es war in dieser Zeit, daß sich Widmanstadt mit Gumppenberg tödlich verfeindete.

Auch im Jahre 1541 befand er sich in vertrauten Beziehungen zu Paul III., der ihn zum Domherrn St. Peters machte, um sich von ihm bei Gelegenheit das griechische Evangelium vorsingen zu lassen.

Im Jahre 1551, wo er das römische Bürgerrecht erlangte, muß er in der Stadt gewesen sein. Er stand damals im Dienste des Kaisers, der ihm die Würde eines Ritters des Reiches verliehen hatte. Darauf machte ihn bald nach dem Friedensschluß zu Passau der römische König Ferdinand zum Kanzler von Nieder-Oesterreich. Widmanstadt hatte sich mit Genehmigung des Papstes vermälen dürfen; als seine Gattin gestorben war, wurde er der Welt überdrüßig, er nahm wieder das geistliche Gewand und starb als Canonicus zu Presburg vor 1558.

Was diesen Mann besonders merkwürdig macht, ist das nicht geringe Verdienst, der erste Förderer der Studien syrischer und arabischer Sprache in Deutschland gewesen zu sein. Von seinen Schriften wurden noch bei seinem Leben gedruckt: Mahometis Abdallae filii Theologia dialogo explicata (1543), die Prima elementa syriacae linguae, und die Ausgabe des Neuen Testaments in syrischer Sprache, auf Kosten des Königs Ferdinand (1555).

Andere Schriften sind Manuscripte geblieben und be-

finden ſich in den Bibliotheken Münchens und Wiens, darunter eine ſyriſche Grammatik, ein Gloſſar derſelben Sprache, eine arabiſche Grammatik, die lateiniſche Ueberſetzung des Koran, und ein Bruchſtück ſeiner Selbſtbiographie. Er hatte auch perſiſch, ruſſiſch und armeniſch gelernt.

Als unermüdlicher Reiſender und Sammler kam er in Beſitz vieler Bücher und Handſchriften. In Rom ſammelte er Papſtbullen in mehren Bänden, welche heute die Münchner Bibliothek bewahrt. In Spanien erwarb er neben zahlreichen ſeltenen Drucken auch die erſte in Europa bekannte arabiſche Grammatik, die Arte para ligermente saber la lengua araviga von Pedro di Alcala, Granada 1505 in 4°.

Unter ſeinen hebräiſchen Handſchriften befinden ſich einige Ueberſetzungen claſſiſcher und arabiſcher Aerzte und Philoſophen, wie des Ariſtoteles, Galenus, Averroes und Avicenna. Außerdem hatte er koſtbare Ausgaben des Ariſtoteles, Heſiod und Homer, des Hippokrates, Heliodor und anderer Autoren geſammelt, und aus der Bibliothek des Lattanzio Tolommeo die vier Evangeliſten in ſyriſcher Ueberſetzung an ſich gebracht. Im Jahre 1533 ſchenkte ihm Clemens VII. die griechiſche Handſchrift des Alexander Aphrodiſiacus De sensu et sensibili.

Bei dem Erwerb ſolcher Schätze war er von ſeinen Freunden in Rom bereitwillig unterſtützt worden, von Egidius, von Marcellus Cervinus, welcher ſpäter Papſt wurde, von Schomberg, von Salviati und andern kenntnißreichen Männern. Wahrſcheinlich iſt es Egidius geweſen, der ihm den Codex Ravennas gab, jene unſchätz-

bare ägyptiſche Papyrushandſchrift, welche zu den Kleinodien der großen Münchner Bibliothek gehört.

Widmanſtadt verkaufte am Ende ſeines Lebens ſeine Bücherſammlung dem Herzog Johann Albert von Baiern. Sie beſtand aus mehr als 330 Handſchriften in verſchiedenen Sprachen, und aus 500 ſeltenen Drucken. So ſind dieſe Schätze in den Beſitz der Bibliothek in München gekommen. Dieſe Bücher und Handſchriften tragen meiſt die eigenhändige Bezeichnung ihres alten Eigentümers: Jo. Alberti Widmanstadii cognom. Lucretii Svevi. [1]

18. December 1553. Tarusio de Tarusiis von Montepulciano, Senator Roms.

18. März 1555. Diomede Caraffa.

8. November 1555. Der Cardinal Caraffa, Antonio Caraffa, Graf von Montorio.

Dieſe römiſchen Bürger ſind die Nepoten Pauls IV., und es iſt die Zeit der Inquiſition. Welche unglückliche Nepoten, und unſelige römiſche Bürger! Kaum vergehen vier Jahre und der Papſt Pius IV. ſtellt ſie unter Proceß; auch der römiſche Gemeinderat beeilt ſich ſie zu verurteilen, denn am 1. September 1559 fällt er den Beſchluß, daß dem Giovanni und Antonio Caraffa das Bürgerrecht zu entziehen, und nur den Cardinälen derſelben Familie zu laſſen ſei, aus Achtung vor ihrem

[1] G. E. Waldau, Albert von Widmanſtadt, Kanzler von Oeſterreich und großer Orientaliſt, Gotha 1796. Ueber ſeine Bibliothek hat G. Steigenberger eine Abhandlung geſchrieben: Akad. d. Wiſſenſchaften in München, 1784. Man ſehe auch die Baier. Blätter für Geſchichte, Statiſtik, Literatur u. Kunſt, Jahrgang 1832.

Range.[1] Es waren dies der Cardinal Carlo, welcher dann am 4. März 1561 in der Engelsburg erwürgt wurde, Diomede, dem wahrſcheinlich die erlittene Angſt und Qual im Jahre 1560 den Tod zuzog, und Alfonſo, der 1565 jung zu Neapel ſtarb.

24. Januar 1560 der Cardinal Otto Truchſeß von Augsburg.

24. Mai 1560. Wilhelm, Bruder des Cardinals und alle anderen Barone ſeines Hauſes.

Der genannte Cardinal gehörte zu der großen Familie der Herren von Waldburg, die ſchon ſeit den Hohenſtaufen wiederholt mit dem Amt des kaiſerlichen Seneſchals bekleidet wurde, bis Karl V. dasſelbe in ihr erblich machte. Otto Truchſeß hatte in Bologna ſtudirt und hier mit ſeinem Lehrer Ugo Buoncompagni, dem ſpäteren Papſt Gregor XIII., Freundſchaft geſchloſſen. In Rom wurde er Kämmerer Pauls III., ſodann im Jahre 1543 Biſchof von Augsburg, und 1544 Cardinal. Als er im Jahre 1560 auf ſein eigenes Geſuch vom römiſchen Municipium für ſich und ſeine Nepoten das Bürgerrecht erhielt, erwarb er ſich um die öffentlichen Zierden Roms dadurch ein Verdienſt, daß er ſeine Titelkirche, die S. Sabina, wieder herſtellte. In Deutſchland war Truchſeß einer der mächtigſten Kirchenfürſten, der eifrigſte Gegner der Proteſtanten, Förderer der Jeſuiten und Gönner jenes Fanatikers Peter Caniſius, welcher durch ſeine verderbliche Wirkſamkeit in Deutſchland die Elemente für den Dreißigjährigen Krieg vorbereiten half.

[1] Cred. I. T. VI, p. 36.

Truchſeß gründete die Jeſuitenakademie in Dillingen und ein Collegium desſelben Ordens in Augsburg. Er kam öfters nach Rom. Hier legte er den Grundſtein zum großartigen Bau der Jeſuitenkirche, deren Plan ſein Freund, der Cardinal Farneſe, im Jahre 1568 von Vignola hatte entwerfen laſſen. Er ſtarb in Rom im Jahre 1573. Das ihn betreffende Ratsprotocoll lautet: „Nachdem die Conſuln Pyrrhus Tharus, Pamphilius Pamphilii und Johann Baptiſta Cicchinus dem Senat wegen des an den Erlauchten Cardinal Otto Truchſeß zu erteilenden Bürgerrechts Vortrag gehalten, haben Senat und Volk folgenden Beſchluß gefaßt.

„Da in der Stadt Rom nach altem Herkommen immer diejenigen mit Freude aufgenommen worden ſind, welche durch Adel und Tugend unſerer Republik förderlich waren und das noch ſein können, ſo haben auch Wir geglaubt, dieſem rühmlichen Beiſpiel unſerer Vorfahren treu zu bleiben. Weil nun Otto Truchſeß Baron in Waldburg, des H. Röm. Reichs erblicher Dapifer, Biſchof von Augsburg, Presbyter Cardinal von S. Sabina, und weil ſein Bruder Wilhelm und alle Barone Truchſeß in Waldburg durch den Glanz ihrer Familie wie durch eigene Würde und Trefflichkeit in hohem Maße verdienen, der römiſchen Bürgerſchaft fortan beigeſellt zu werden, ſo hat es dem Senat und Volk gefallen, den um Rom ſehr verdienten Otto Truchſeß, ſeinen Bruder Wilhelm und alle Truchſeß Barone in Waldburg ſammt ihren Kindern und Nachkommen in die römiſche Bürgerſchaft aufzunehmen, ſodaß dieſelben aller der Ehren teilhaftig ſind, die von den als römiſche Bürger Geborenen oder dazu rechtskräftig Ge-

machten genoſſen werden. Damit erklären der Senat und das Volk Roms, daß ſie jenen mit dem Bürgerrecht weniger ein Geſchenk machen, als eine Pflicht gegen ſie erfüllen, weniger ihnen eine Gunſt erweiſen, als ſolche ſelbſt von ihnen empfangen, und daß ſie ihnen zu großem Dank verpflichtet ſind, weil dieſelben durch die Annahme der bürgerlichen Würde der Stadt eine hohe Zierde und Ehre verleihen. Dieſen Beſchluß haben die genannten Conſuln dem Schreiber des Römiſchen Senats und Volks niederzuſchreiben aufgetragen. Im Jahr von der Gründung der Welt CXLCCC X, nach Chriſti Geburt MDLX, an den IX Kalenden des Februar.

„Mit beigefügtem Siegel aus vergoldetem gediegenem Silber, auf deſſen einer Seite das Wappen S. P. Q. R., auf der anderen die über Waffen ſitzende Roma ſich befinden.

Julius Horologius Scriba
S. P. Q. R.“

Man wird aus dieſen überſchwänglichen Schmeicheleien erkennen, daß der alte Bürgerſtolz und das Unabhängigkeitsgefühl der Römer in jener Zeit erloſchen war.

11. Juni 1560. Der Cardinal von Trient und ſeine Nepoten. Dies iſt Criſtoforo Madruzzi, der Freund des Truchſeß, des Aleſſandro Farneſe, des Stanislao Oſio, des Ugo Buoncompagni, welche alle ſeine Studiengenoſſen auf der Univerſität Bologna waren. Madruzzi hatte unter Paul III. im Jahre 1542 den Cardinalspurpur erhalten. Er kam zum erſten Mal nach Rom 1545, und kehrte ſodann mehrmals dorthin zurück als Geſandter

des Kaiſers. In ſeiner eigenen biſchöflichen Kirche zu Trient nahm das berühmte Concil ſeinen Sitz. Der Cardinal ſtarb zu Tivoli im Jahre 1578. Er war wie Truchſeß einer der größten Kirchenfürſten ſeiner Zeit. Tizian machte ſein Bildniß in Augsburg zu derſelben Zeit, als er das berühmte Bild Karls V. malte, welches dieſen Kaiſer in Waffen darſtellt, ſitzend auf dem Schlachtroß von Mühlberg. Cavalcaſelle bemerkt, daß ſich das Porträt Madruzzi's im Hauſe Salvadori zu Trient befindet. Jene beiden römiſchen Bürger, Truchſeß und Madruzzi, vergegenwärtigen uns die merkwürdige Epoche des Trientiner Concils.

12. October 1560. Carlo Sigonio. Dieſem Modeneſen, dem verdienten Reformator der Wiſſenſchaft römiſcher Geſchichte, wurde das Bürgerrecht ausdrücklich als Belohnung für einige ſeiner kleineren Schriften erteilt. Zwar hatte er bereits ſeine gelehrte Arbeit über die Fasti Consulares (Venedig 1556 und Baſel 1559) veröffentlicht, aber ſeine Hauptwerke, die Historiae de Regno Italiae und de occidentali imperio erſchienen erſt nach 1560. Der römiſche Gemeinderat ſchlug für Sigonius auch einen Lehrſtul in Rom vor, doch dieſen erhielt er nicht hier, ſondern im Jahre 1563 in Bologna.

Der Ratsbeſchluß lautet:

„Die in den Wiſſenſchaften ausgezeichneten Männer ſind würdig, von Allen geachtet und gefördert zu ſein, zumal von denjenigen, welchen ſie Gutes erwieſen, und deren Andenken ſie mit rühmlicher Mühe verewigt haben. Das ſagen Wir Euern Herrlichkeiten, weil Carolus Sigonius, ein hervorragender Gelehrter, ſeine Liebe zu dieſer

erlauchten Stadt durch ein unſerm Herrn Pius IV geweihtes Werk erwieſen hat, worin er das alte Recht der römiſchen Bürger behandelt hat. Gegenwärtig hat er noch eine andere Schrift über das antike Recht Italiens verfaßt und dem Römiſchen Senat und Volk gewidmet. Auf Grund ſeiner fortgeſetzten Ergebenheit gegen dieſe unſere Vaterſtadt haben wir es für unſere Amtspflicht erachtet, denſelben Ihnen zu einer Auszeichnung zu empfehlen, die ſeinen Tugenden und ſeiner Ergebenheit angemeſſen und dieſes Volkes würdig ſei.

„Auf dieſen Vorſchlag wurde Carolus Sigonius unter lebhaftem Zuruf mit dem römiſchen Bürgerrecht und den damit verbundenen Privilegien beſchenkt. Außerdem ward beſchloſſen, daß die Erlauchten Herren Conſervatoren und der Prior zugleich mit vier anderen Abgeordneten an ſeine Heiligkeit das Geſuch richten ſollen, den vorgenannten Herrn Carolus als öffentlichen Profeſſor in Rom mit angemeſſenem Gehalte anzuſtellen.“

2. December 1560. Einige Grafen Arco, unter ihnen Prospero, der kaiſerliche Botſchafter beim heiligen Stul.

2. December 1560. Pirro Ligorio. Dieſer edle Neapolitaner, ein trefflicher Architekt und Maler, aber als Antiquar ein gewiſſenloſer Fälſcher, hatte im Auftrage Pius' IV. in dem genannten Jahre ſein vorzüglichſtes Bauwerk begonnen, nämlich die ſchöne Villa Pia in den vaticaniſchen Gärten. Unter der Regierung Pius' V. ſtand ihm als Architekt der Fabbrica des S. Peter Vignola zur Seite.

30. December 1560. Aleſſandro Crivelli, Senator Roms.

11. Juli 1561. Der Botſchafter Portugals, deſſen Namen nicht bezeichnet iſt. Er erhielt das Bürgerrecht in Folge ſeines Bittgeſuchs.

26. September 1561. Paolo Manuzio. Dieſer dritte Sohn des großen Aldus war Director der Tipografia Pio-Manutiana in Rom. Er machte ſich um die Wiſſenſchaft beſonders verdient durch ſeine koſtbaren Ausgaben griechiſcher und lateiniſcher Claſſiker, namentlich Cicero's. Er ſtarb 1574 in Venedig, wo er die Druckerei ſeines Vaters übernommen hatte.

26. September 1562. Monſignor de Lille, Botſchafter Frankreichs. Seither wurde das römiſche Bürgerrecht zu einer Decoration herabgewürdigt, indem dasſelbe ohne weiteres fremde Geſandte erhielten, wenn es der Papſt begehrte.

1562. Gonzaga von Mantua. Cibó von Maſſa.

7. Juni 1563. Der Cardinal Carlo Borromeo. Der große Heilige war damals erſt 22 Jahre alt, aber ſchon 1560 hatte er von Pius IV., ſeinem mütterlichen Oheim, die Würde des Cardinals und das Bistum Mailand erhalten.

13. März 1567. Biagio Baſſotti, Senator Roms, welcher für ſich und ſeine Söhne um das Bürgerrecht nachgeſucht hatte.

VI.

13. März 1581. Michel de Montaigne. In den Regiſtern des Capitols fand ich Montaigne nicht aufgezeichnet; aber er ſelbſt ſpricht von ſeinem Bürger-

brief im zweiten Bande ſeines Reiſe-Journals, und noch ausführlicher im neunten Capitel des 3. Buches ſeiner Eſſais; und hier hat er auch den Wortlaut des Diploms wiedergegeben.

Während der Religions- und Bürgerkrieg durch Frankreich tobte, hatte Montaigne in der Einſamkeit ſeines väterlichen Schloſſes in Périgord ſeine Eſſais geſchrieben, die zu Bordò im Jahre 1580 im Druck erſchienen. Er ging ſodann auf Reiſen, nach Deutſchland, der Schweiz und Italien, und befand ſich in Rom im März 1581.

Montaigne ſelbſt hat eingeſtanden, daß ihn Eitelkeit trieb, nach der Würde des römiſchen Bürgers zu ſtreben. Da er keinen Titel des Verdienſtes um die Stadt beſaß, ſo erreichte er ſeinen Zweck durch einflußreiche Freunde und den Willen des Papſtes Gregor XIII., nachdem er ſelbſt das herkömmliche Bittgeſuch an den Gemeinderat gerichtet hatte.

„Ich bemühte mich", ſo ſchreibt er, „und ſetzte alle meine fünf Sinne in Bewegung, um den Titel des civis romanus zu erlangen, ſei es auch nur aus Rückſicht auf ſeine alte Ehrwürdigkeit und die religiöſe Erinnerung an ſeine ehemalige Bedeutung. Die Sache hatte ihre Schwierigkeit, doch überwand ich dieſe, ohne mich irgend einer Gunſt anderer, auch nicht der eines einzigen Franzoſen zu bedienen. Die Autorität des Papſtes allein wurde dazu verwendet, und zwar durch Vermittlung ſeines Majordomus Philipp Maſotti, welcher aus beſonderer Freundſchaft zu mir ſich für mich bemühte. An den 3. Iden des März 1581 wurde der Bürgerbrief ausgefertigt und mir am 5. April rechtskräftig über-

liefert, in derſelben Form und mit denſelben wolgewogenen Worten, die man für Herrn Jacomo Buonconpagni, den Herzog von Sora, des Papſtes Sohn, gebraucht hat. Dies iſt ein leerer Titel; allein ich empfand ein großes Vergnügen, ihn zu erlangen."

Der geiſtreiche Montaigne bediente ſich ſeines eigenen Beiſpiels, um die Eitelkeit der Menſchen zu verſpotten, und ſo ſagte er in einem ſeiner Eſſais: „Unter den nichtigen Ehrenbezeigungen gibt es keine, welche meiner eiteln Laune ſo wolgefiel als der authentiſche Bürgerbrief Roms, der mir bei meinem letzten Aufenthalte dort ausgehändigt wurde, eine pomphafte Bulle mit Siegeln und in goldenen Lettern, mit aller graziöſen Liberalität erlaſſen." Zum Schluß ruft er aus: „Da ich ſonſt nirgend Bürger bin, ſo freut es mich gar ſehr, dies von der edelſten aller Städte zu ſein, welche es gegeben hat und jemals geben wird."

Das Diplom Montaigne's, in lateiniſcher Sprache, wurde vom römiſchen Senat decretirt, als Orazio Maſſimi, Marzio Ceci und Aleſſandro Muti Conſervatoren waren. Es trägt das Datum: anno ab urbe condita CXƆCCCXXXI post chr. nat. MDLXXXI. 3. Id. Martii. Die Formel weicht etwas von der gewöhnlichen ab. Da Montaigne Edelmann war, wurde er auch zum Patricier Roms ernannt.

10. Mai 1585. „Ihre Excellenzen, die Herren Mantius Xurinoſuque Maſiu Jonokuri, Sohn des Königs, vom Erlauchten Könige Franz von Bungo als Geſandter an Se. Heiligkeit geſchickt, und Michael Ilmonoſuque Novocazu. In Wahrheit, dem ehrenwerten Gemeinderat und

dem Scriba Senatus iſt es nicht leicht geworden, ſo furchtbar barbariſche Namen auszuſprechen und niederzuſchreiben. Aber ſie konnten das mit Geduld zu Stande bringen. Denn hatte nicht Gregor XIII. in der weiten Welt 23 Jeſuitencollegien geſtiftet, um die Jugend in den verſchiedenſten Sprachen unterrichten zu laſſen? Gab es nicht in Rom ſelbſt das germaniſche, britiſche und römiſche Collegium, und die der Neophyten, Griechen und Maroniten? Hatte nicht der gelehrte Papſt die Congregatio de Propaganda fide eingerichtet, den großen Bau des Collegium Romanum begonnen und das berühmte Seminar mit einer wahren Flut von Reden in nicht weniger als 25 menſchlichen Sprachen eingeweiht?

Die feierliche Abſendung der vier edeln Japaner nach Rom war die Wirkung der Miſſion der Jeſuiten, welche kühn in die verſchloſſenen Länder Tonkin und Japan eingedrungen waren. Die Geſandten hatten damals die Taufe empfangen, wie ihre Fürſten, die Könige von Bungo, der Arimer und Amariner. Nachdem ſie drei Jahre zu ihrer Reiſe gebraucht, zogen ſie von der Villa Julia vor der Porta del Popolo feſtlich in die Stadt ein, am 23. März 1585. Sie überreichten dem Papſt im öffentlichen Conſiſtorium ihre in japaniſcher Sprache geſchriebenen Beglaubigungsbriefe, welche ein in dieſem Idiom wol bewanderter Jeſuit auf der Stelle überſetzte. Der Papſt weinte vor Rührung, und dies war die letzte Freude ſeines Lebens; denn 18 Tage darauf ſtarb er. Ohne Zweifel hatte er für die Japaner das Bürgerrecht verlangt.

Als dieſe Fremdlinge von den äußerſten Grenzen

Aſiens zu cives romani erklärt wurden, konnte niemand vorausſehen, daß 300 Jahre ſpäter unter andern Botſchaftern fremder Mächte in Rom auch Geſandte Japans ihren Platz einnehmen würden, nicht mehr von Jeſuiten begleitet, noch beim Papſt beglaubigt, ſondern beim Könige Italiens, und zwar echte heidniſche Japaner, die trotzdem am Hofe und in der vornehmſten Geſellſchaft Roms mit denſelben Ehren empfangen wurden, wie die Botſchafter Spaniens, Oeſterreichs und Frankreichs. Die japaniſchen Geſandten aber haben ihre Creditive dem Könige Italiens in demſelben Palaſt des Quirinal überreicht, deſſen Bau jener Papſt Gregor XIII. im Jahre 1574 begonnen hatte.

Die Copie des Bürgerbriefs für die Japaner befindet ſich nicht im Archiv des Capitols; aber das Original wird noch in Jeddo gezeigt, wo es in den Beſitz des Grafen Fé d' Oſtini, des italieniſchen Geſandten am Hofe des Micado, gekommen iſt. So verſicherte mir ein Landsmann, welcher dasſelbe dort geſehen hatte.

Am Ende des 16. Jahrhunderts würde ich noch Torquato Taſſo als römiſchen Bürger aufzuweiſen haben, wenn nicht den unglücklichen Dichter der Tod um ſeine feierliche Krönung auf dem Capitol gebracht hätte; denn dieſe hatte ihm das römiſche Municipium zuerkannt.

Ich bemerke zum Schluß, daß jeder römiſche Bürger Candidaten des Bürgerrechts vorſchlagen durfte, nur mußten ſich dieſe mit einem Bittgeſuch an den Gemeinderat wenden, den nicht häufigen Fall der Erteilung des Bürgerrechts honoris causa ausgenommen. Durch Decret vom 11. Mai 1548 wurde feſtgeſtellt: daß vier gentiluomini

im Rat sich über die Eigenschaften der Vorgeschlagenen unterrichten und darüber an das geheime Consilium Mitteilung machen sollten.

Die Geistlichen blieben fortdauernd aus der Bürgerschaft ausgeschlossen. Ein Decret vom 8. Februar 1574 bestimmte: „Daß zu römischen Bürgern nur solche ernannt werden können, welche anwesend sind und auf dem Capitol erscheinen, die im geheimen Consilium durch Deputirte und von zwei Dritteln des Rats anerkannt und in einem zweiten geheimen oder öffentlichen Consilium als Bürger aufgenommen sind. Nur erlauchte und berühmte Männer können auch abwesend zum Bürgerrechte zugelassen werden, in keinem Falle aber sind Geistliche zuzulassen."

Es war Regel, daß der neue Bürger sich in Person zum Gemeinderat begab, und wir bemerkten, daß er in älteren Zeiten in die Hände der Conservatoren den Treueid ablegen mußte. Sodann dankte er öffentlich dem römischen Volk; eine schöne und würdevolle Sitte, weil diese Feierlichkeit in der Seele des neuen Bürgers einen tiefen Eindruck zurücklassen mußte. In jener Sitzung vom 8. Februar 1574 wurde ausdrücklich verordnet: daß der Senatsschreiber nicht einmal Edelleuten den Bürgerbrief zuschicken dürfe, wenn sie nicht zuvor im öffentlichen Rate sich dargestellt hatten, zum Zweck des Gehorsams und des Dankes. (Ad effectum obedientiae et gratiae referendae.) Daher findet sich in den Registern jener Zeit bisweilen verzeichnet, daß Neubürger ihren Dank abgestattet haben. (Comparuit Joannes Henriquez civis alias creatus et Populo publice gratias egit.)

Die Bürgerbriefe, deren Form im Mittelalter so

würdevoll und feierlich geweſen war, wurden noch bis 1871 in lateiniſcher Sprache geſchrieben. Eine Notiz, die ich dem Archiv des Capitols entnehme, ſagt Folgendes: „Die Bürgerdiplome, welche die Erlauchten Conſervatoren Roms erteilen, haben drei Grade. Der erſte wird titulirten Perſonen und Patriciern gegeben, und zwar aus Rückſicht auf die Ehre des römiſchen Volks, in einem Libretto aus vergoldetem Pergament auf einem Blatt von carmoiſinrotem Corduan mit Goldarabesken; darauf ſind die Wappen des Römiſchen Volks und der betreffenden Perſon angebracht, ſowie auch im Libretto ſelbſt auf allen Blättern des Diploms. Die Fronte hat Goldbuchſtaben in antiker runder Schrift; das Privilegium ſelbſt iſt in formatello ausgeſchrieben, mit dem Siegel des Volks aus rotem Wachs, welches an einer rot-goldenen Schnur hängt mit gleichem Quaſt, und in einer ciſelirten ſilbernen Kapſel liegt. Das Libretto iſt mit Bändern von Carmoiſinbrocat geziert. Mit dieſem Diplom erlangt der zum Bürger gemachte Fremde von Adel den Rang des römiſchen Patriciers. Die Koſten für dasſelbe betragen gewöhnlich 35 Scudi.

„Der zweite Grad iſt für Adelige ohne Titel, und wird ebenfalls in einem Libretto erteilt, welches aber weniger koſtbar und ohne Goldſchmuck iſt. Die Koſten dafür betragen etwa 25 Scudi. Der damit Beſchenkte erhält den Rang eines römiſchen Nobile.

„Das Diplom dritten Grades wird auf Pergament geſchrieben, im Wert von 6 Scudi. Wer dies erlangt, erhält alle Privilegien der römiſchen Bürger, alſo das Recht auf geiſtliche Benefizien in Rom, auf den Eintritt

in Seminare, und anderes. Alle drei Grade werden für die Perſon, ihre Kinder und Nachkommen in infinitum erteilt, und dazu bedarf es eines von ihrer Stadt oder ihrer Heimat ausgeſtellten Zeugniſſes über ihre Herkunft, Geburt, Titel, Adel und Bürgerrecht, wie über ihren moraliſchen Charakter."

Erſt im Jahre 1746 wurde eine neue Formel der vom römiſchen Municipium an Neubürger zu erteilenden litterae civilitatis feſtgeſtellt. Dies geſchah durch die am 4. Januar erlaſſene Conſtitution Urbem Romanam Benedicts XIV.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

3 8 ok
200
5/6 pl

D
7
G7
v. 1

Stanford University Libraries
3 6105 013 416 537

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.